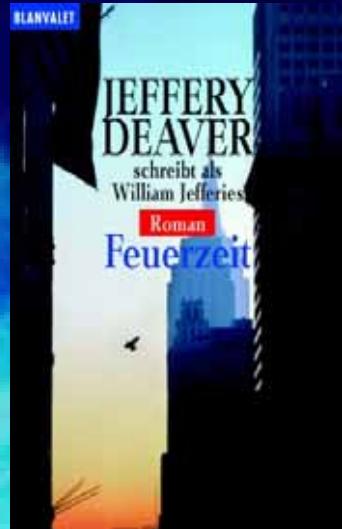


BLANVALET

Jeffery Deaver

Feuerzeit

Roman



Buch

Ein skrupelloser Brandstifter versetzt das New Yorker Armenviertel Hell's Kitchen in Angst und Schrecken. Bei Dreharbeiten in einem heruntergekommenen Mietshaus sieht sich der Dokumentarfilmer John Pellam plötzlich von einer Flammenwand eingeschlossen. Ihm gelingt es zu entkommen, doch ein kleiner Junge stirbt. Verdächtig schnell steht für die Polizei die Täterin fest: Ettie Washington ist schwarz, arm und kann sich keinen Anwalt leisten. Noch ahnt niemand, dass der Feuerteufel eine ganz persönliche Rechnung mit John Pellam offen hat...

Autor

Jeffery Deaver gilt als einer der weltweit besten Autoren intelligenter psychologischer Thriller. Seit seinem ersten großen Erfolg als Schriftsteller hat er sich aus seinem Beruf als Rechtsanwalt zurückgezogen und lebt nun abwechselnd in Virginia und Kalifornien. Seine Bücher wurden in 12 Sprachen übersetzt und haben ihm bereits zahlreiche renommierte Auszeichnungen eingebracht. Deaver, berühmt geworden durch seine Lincoln-Rhyme-Romane, führt mit John Pellam einen neuen Helden ein, der sich in den USA dank seiner ungewöhnlichen Fahndungsmethoden bereits eine große Fangemeinde erobern konnte.

Liste der lieferbaren Titel

Die Assistentin (41644) auch erschienen unter: Der Knochenjäger (43459) - Letzter Tanz (41650) - Schule des Schweigens (43458) - Die Saat des Bösen (43715) - Lautloses Duell (45145) - Die Tränen des Teufels (45036)

Der Insektsammler (Blanvalet, Hardcover 0128)

**JEFFERY
DEAVER**

schreibt als William
Jefferies

Feuerzeit

Roman

Deutsch von Helmut Splinter

Scanned by Halvar11

BLANVALET

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Hell's Kitchen« bei Pocket Books,
Simon & Schuster, Inc., New York.

Umwelthinweis:
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind
chlorfrei und umweltschonend.

Blanvalet Taschenbücher erscheinen im
Goldmann Verlag, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2003
Copyright © der Originalausgabe 2001 by Jeffery Deaver
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: IFA-Bilderteam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck: Eisnerdruck, Berlin
Verlagsnummer: 35823 ^
Redaktion: Ilse Wagner
UH • Herstellung: Heidrun Nawrot
Made in Germany
ISBN 3-442-35823-X
www.blanvalet-verlag.de

1 3 5 7 9 10 8 6 4

Ich bin Profi. Ich habe in einem ziemlich
harten Gewerbe überlebt. *Humphrey Bogart*

... Eins

Mit seinen schweren Stiefeln stapfte er die Treppe hinauf. Auf dem burgunderfarbenen Teppich mit Blumenmuster klangen seine Schritte dumpf, an den fadenscheinigen Stellen, wo das verkratzte Eichenholz durchschimmerte, etwas heller.

Das Treppenhaus war dunkel. In einem Viertel wie diesem wurden die Birnen aus den Deckenlampen und Notausgangsbeleuchtungen geklaut, sobald sie eingesetzt worden waren.

John Pellam hob den Kopf und versuchte, den seltsamen Geruch einzuordnen. Er konnte es nicht, wusste nur, dass er ihn beunruhigte und leicht nervös machte.

Erster Stock und weiter in den nächsten.

Er war vielleicht zum zehnten Mal in diesem alten Miets haus, doch immer noch entdeckte er Dinge, die ihm bei den anderen Besuchen entgangen waren. Heute Abend wurde sein Blick auf einen Bleiglas-Einsatz mit einem über einer gelben Blume schwebenden Kolibri gelenkt.

Was machte dieses wunderschöne Bleiglas-Bild in einem hundert Jahre alten Mietshaus in einem der übelsten Viertel von New York? Und warum ein Kolibri?

Er hörte ein Schlurfen über sich und blickte nach oben. Er hatte gedacht, er wäre allein. Ein leiser Schlag, als etwas auf den Boden fiel. Ein Seufzen.

Wie der undefinierbare Geruch weckte auch dieses Geräusch ein unbehagliches Gefühl in ihm.

Im zweiten Stock hielt Pellam kurz an und betrachtete den Glaseinsatz über der Tür von Apartment 3B. Dieses Bild, ein Rotkehl-Hüttensänger oder Eichelhäher auf einem Zweig, war

genauso sorgfältig gearbeitet wie der Kolibri im ersten Stock. Bei seinem ersten Besuch hier vor einigen Monaten hatte er die schäbige Fassade gesehen und erwartet, dass das Haus innen genauso verfallen wäre. Doch er hatte Unrecht gehabt. Es war ein Meisterstück der Handwerkskunst - Eichenholzdienlen, die so dicht aneinander lagen wie Stahlplatten, Gips, der so makellos war wie Marmor, gedrechselte Geländer und Pfosten, bogenförmige Nischen, in denen früher bestimmt einmal katholische Heiligenbilder gestanden hatten. Er...

Wieder dieser Geruch. Diesmal stärker. Seine Nasenflügel flatterten. Noch ein Schlag über ihm. Jemand keuchte. Er spürte, dass es irgendwie dringend war, und stieg mit nach oben gerichtetem Blick weiter die enge Treppe hinauf, während er sich gegen das Gewicht seiner Tasche - Videokamera, Akkus und Zubehör - stemmte. Er war schweißgebadet. Es war zehn Uhr abends, doch im August war New York einfach nur die Hölle.

Was war das für ein Geruch?

Er weckte Erinnerungen in ihm, dann war er wieder verschwunden, überdeckt von dem Duft nach gebratenen Zwiebeln, Knoblauch und zu oft verwendetem Öl. Er erinnerte sich, dass an Etties Herd immer eine leere Dose Folgers-Kaffee mit altem Fett stand. »Ich kann Ihnen sagen, damit spare ich eine ganze Menge Geld.«

Auf halbem Wege zwischen dem zweiten und dritten Stock blieb Pellam noch einmal stehen und rieb sich die brennenden Augen. In dem Moment fiel es ihm ein:

Ein Studebaker.

Er stellte sich vor, wie der purpurrote, Ende der Fünfzigerjahre gebaute Wagen seiner Eltern, der wie ein Raumschiff ausgesehen hatte, langsam bis auf die Reifen abgebrannt war. Sein Vater hatte aus Versehen eine Zigarette auf den Sitz fallen lassen, und das Polster des Buck-Rogers-Wagens hatte Feuer gefangen. Pellam, seine Eltern und alle Nachbarn hat-

ten sich das Schauspiel schockiert, erschrocken oder in heimlicher Freude betrachtet.

Und jetzt hatte er den gleichen Geruch in der Nase: schwelendes Feuer, Rauch. Plötzlich war er von heißen Rauchschwaden umhüllt. Er beugte sich über das Geländer und blickte ins Treppenhaus. Zuerst war alles nur dunkel und rau-chig. Doch plötzlich wurde in einer heftigen Explosion die Tür im Erdgeschoss nach innen gerissen, und Flammen wie aus einer startenden Rakete schossen ins Treppenhaus und in den kleinen Flur im Erdgeschoss hinaus.

»Feuer!«, rief Pellam, als die schwarze Wolke den Flammen voraus zu ihm hinaufjagte. Er hämmerte an die nächstgelegene Tür. Keine Antwort. Er rannte die Treppen hinunter, doch die Flammen hielten ihn zurück, die wogende Welle aus Rauch und Funken war zu dicht. Der Würgereiz ließ ihn am ganzen Körper erzittern.

Verdammtd, das Feuer kam rasend schnell näher! Flammen, Papierfetzen und Funken wurden wie in einem Wirbelsturm durchs Treppenhaus nach oben bis in den fünften, den obersten Stock getrieben.

Über sich hörte er einen Schrei und blickte hinauf.

»Ettie!«

Die alte Dame, eine Schwarze, hatte sich im vierten Stock übers Geländer gebeugt und blickte entsetzt in die Flammen. Sie muss es gewesen sein, die er vorher gehört hatte, als sie vor ihm die Stufen hinaufgeschlurft war. Die Plastiktüte mit Lebensmitteln rutschte ihr aus der Hand. Drei Orangen rollten an ihm vorbei und wurden zischend und blaue Funken sprühend von den Flammen verschluckt.

»John!«, rief sie. »Was ist...?« Sie hustete, »...das Haus.« Mehr konnte er nicht verstehen.

Er wollte zu ihr rennen, doch der Teppich und ein Müllhaufen im dritten Stock standen in Flammen. Sie schlugen ihm ins Gesicht, die orangefarbenen Tentakeln griffen nach ihm,

sodass er rückwärts nach unten taumelte. Ein Stück brennender Tapete schwebte nach oben und um seinen Kopf herum. Bevor es Schaden anrichten konnte, war es zu Asche verbrannt. Pellam stolperte nach unten in den zweiten Stock, wo er an eine andere Tür pochte.

»Ettie«, rief er ins Treppenhaus hinauf. »Gehen Sie zu einer Feuerleiter! Gehen Sie raus!«

Am Ende des Flurs wurde vorsichtig eine Tür geöffnet, und ein spanisch aussehender Junge mit weit aufgerissenen Augen und einem gelben Power Ranger in der Hand blickte ihm entgegen.

»Ruf die neun-eins-eins!«, rief Pellam. »Los, beeil dich!«

Die Tür wurde wieder zugeschlagen. Pellam pochte heftig dagegen. Er dachte, er würde Schreie hören, doch er war sich nicht sicher, weil der Lärm des Feuers, der sich wie ein beschleunigender Lastwagen anhörte, alles andere übertönte. Die Flammen fraßen sich durch den Teppich nach oben, verzehrten das Geländer wie Pappe.

»Ettie«, rief er hustend nach oben und ließ sich auf die Knie fallen.

»John! Hauen Sie ab. Los, bringen Sie sich in Sicherheit!«

Die Flammen zwischen ihnen wurden immer dichter, wanderten über Wände, Fußboden und Teppich. Das Glasbild explodierte, Scherben von Bleiglas-Vögeln regneten auf ihn herab.

Wie konnte sich das Feuer so schnell ausbreiten, fragte sich Pellam, der immer schwächer wurde. Funken sprühten um ihn herum, knackten und knallten wie Querschläger. Die Luft war aufgebraucht, er konnte nicht mehr atmen.

»John, helfen Sie mir!«, schrie Ettie. »Es brennt auch auf der anderen Seite! Ich kann nicht...« Die Feuerwand hatte sich um sie geschlossen und ihr den Weg zum Fenster abgeschnitten, an dem sich die Feuerleiter befand.

Vom dritten Stock abwärts und ersten Stock aufwärts ras-

ten die Flammen auf ihn zu. Oben sah er Ettie im vierten Stock, wie sie vor der näher rückenden Feuerwand zurückwich. Der Teil der Treppe, der sie voneinander trennte, brach zusammen. Zwei Stockwerke über ihm saß Ettie in der Falle. Er würgte, schlug die glühenden Fetzen fort, die Löcher in sein Hemd und seine Jeans brannten. Die Wand zerbarst unter dem Druck des Feuers und fiel nach außen. Flammen züngelten in seine Richtung und verfingen sich im Ärmel seines grauen Hemds.

Der Gedanke an den Tod wurde verdrängt von den heftigen Schmerzen durch das Feuer, das ihn blind machen, seine Haut zu schwarzem Gewebe verbrennen und seine Lungen zum Platzen bringen wollte.

Er ließ sich auf seinen Arm fallen, um die Flammen zu ersticken, und richtete sich mühsam wieder auf. »Ettie!«

Er sah, wie sie sich umdrehte und ein Fenster aufriss.

»Ettie«, rief er wieder. »Versuchen Sie, aufs Dach zu klettern. Die Feuerwehr wird mit einem Wagen kommen...« Er trat ebenfalls an ein Fenster und schleuderte nach kurzem Zögern die Segeltuchtasche mit der vierzigtausend Dollar teuren Kameraausrüstung durch die Scheibe, wo sie auf der anderen Seite auf der Metalltreppe liegen blieb. Ein halbes Dutzend andere Bewohner rannte achtlos an der Tasche vorbei hinunter auf die Gasse.

Pellam kletterte auf die Feuerleiter und blickte zurück.

»Aufs Dach!«, rief er noch einmal zu Ettie hinauf.

Doch vielleicht war auch dieser Weg versperrt; die Flammen waren mittlerweile überall.

Oder vielleicht konnte sie in ihrer Panik nicht denken.

Durch das tosende Feuer hindurch warf sie ihm ein schwaches Lächeln zu. Ohne dass er sie schreien oder rufen hörte, zerschmetterte Ettie Wilkes Washington ein seit langem übermaltes Fenster und hielt einen Moment inne, während sie nach unten taumelte. Dann sprang sie hinaus, fünfzehn Meter

über der Gasse mit den Pflastersteinen, auf die Isaac B. Cleveland fünfundfünfzig Jahre zuvor seine Liebeserklärung an die junge Ettie Wilkes geschrieben hatte. Die unscharfen Umrisse der alten Frau verschwanden im Rauch.

Holz und Stahl keuchten, dann ein Schlag wie mit dem Holzhammer auf Metall, als irgendwo ein tragendes Teil nachgab. Pellam sprang bis an den Rand der Feuerleiter, wo er fast über das Geländer stolperte. Während er nach unten hechzte, regneten orangefarbene Flammen auf ihn herab.

Er hatte es genauso eilig wie die Bewohner - doch er floh nicht vor dem verheerenden Feuer, sondern er wollte, in Gedanken an Etties Tochter, die Leiche der Frau fortbringen, bevor das Gebäude zusammenbrechen und sie in einem glühend heißen, nicht zu erkennenden Grab verschlucht haben würde.

... Zwei

Als er die Augen öffnete, blickte ein Wachmann auf ihn herab.

»Sir, sind Sie Patient hier?«

Er schnellte hoch und merkte, dass er sich bei der Flucht vor dem Feuer verletzt und Brandwunden zugezogen hatte. Aber erst die fünf Stunden, die er in der Notaufnahme auf dem orangefarbenen Fiberglasstuhl geschlafen hatte, hatten ihn so richtig fertig gemacht. Sein Nacken tat höllisch weh, als er sich bewegte.

»Ich bin eingeschlafen.«

»Sie können hier nicht schlafen.«

»Ich war Patient hier. Ich wurde gestern Abend hier behandelt, und dann bin ich eingeschlafen.«

»Ja, Sir. Sie wurden hier zwar behandelt, aber Sie können trotzdem nicht bleiben.«

Seine Jeans waren voller Brandlöcher, und er hatte den lei-

sen Verdacht, dass er völlig verdreckt war. Die Wache muss ihn für einen Landstreicher gehalten haben.

»Gut«, sagte er, »noch eine Minute.«

Pellam drehte seinen Kopf langsam im Kreis. Tief in seinem Nacken knackte es, dann ein stechender Schmerz, als würde sich ein Eisgetränk in seinem Kopf ausbreiten. Er zuckte zusammen und blickte sich schließlich um. Er verstand, warum ihn die Wache rausschmeißen wollte. Das Zimmer war voller Patienten, die auf ihre Behandlung warteten. Aufgeregte Gespräche brandeten durch den Raum - englisch, spanisch, arabisch. Alle Anwesenden hatten Angst oder waren resigniert oder gereizt. Die Resignierten fand Pellam am schlimmsten. Neben ihm saß ein Mann, nach vorne gebeugt, die Unterarme auf die Knie gestützt. In seiner rechten Hand baumelte ein Kinderschuh.

Der Wachmann hatte seine Botschaft überbracht, aber keine Lust, für die Durchsetzung zu sorgen. Statt dessen ging er zu zwei Jugendlichen, die in einer Ecke einen Joint rauchten.

Pellam stand auf und reckte sich. Er kramte in der Tasche und fand den Zettel, den er am Abend zuvor erhalten hatte. Blinzelnd las er, was darauf stand. Dann schnappte er sich seine Videokamera und ging den langen Flur entlang, wo er den Schildern zum Flügel B folgte.

Die dünne grüne Linie bewegte sich kaum einen Millimeter.

Der stattliche indische Arzt neben dem Bett hob den Kopf, als würde er überlegen, ob der Hewlett-Packard-Bildschirm kaputt war. Er blickte hinunter auf seine Patientin, die regungslos unter der Bettdecke lag, und hängte das Klemmbrett an den Haken.

John Pellam stand in der Tür. Sein Blick glitt von der dämmrigen Landschaft vor den Fenstern des Manhattan Hospital zurück zu Ettie Washington.

»Lieg sie im Koma?«, fragte er.

»Nein«, antwortete der Arzt. »Sie schläft. Sediert.«

»Kommt sie wieder in Ordnung?«

»Sie hat sich einen Arm gebrochen und einen Knöchel verstaucht. Wir haben keine inneren Verletzungen gefunden. Wir werden noch ein paar Untersuchungen durchführen. Am Gehirn. Sie ist auf den Kopf geknallt, als sie aus dem Fenster gesprungen ist. Sie wissen aber, dass nur Familienmitglieder in die Intensivstation dürfen?«

»Oh«, seufzte Pellam erschöpft. »Ich bin ihr Sohn.«

Der Arzt starrte ihn einen Augenblick an, dann blinzelte er in Ettie Washingtons Richtung, deren Haut so dunkel wie ein Mahagonigeländer war.

»Sie... ihr Sohn?« Die leeren Augen blickten wieder zu ihm auf.

Von einem Arzt, der auf der wilden West Side von Manhattan arbeitet, würde man mehr Sinn für Humor erwarten. »Ich sag Ihnen was«, meinte Pellam. »Lassen Sie mich fünf Minuten hier sitzen. Ich werde schon keine Bettpfannen klauen. Sie können sie ja nachzählen, bevor ich gehe.«

Immer noch kein Lächeln. »Fünf Minuten«, sagte er schließlich.

Pellam ließ sich auf den Stuhl fallen und stützte sein Kinn in die Hände. Sein Nacken brannte vor Schmerzen. Er setzte sich aufrecht hin und neigte den Kopf zur Seite.

Zwei Stunden später stürmte eine Krankenschwester ins Zimmer und weckte ihn. Sie interessierte sich mehr für Pella ms Verband und seine zerrissenen Jeans als für seine Anwesenheit an sich.

»Was ist los, dass hier so viele Patienten sind?«, fragte sie in ihrem kehligen, langgezogenen Dallas-Tonfall. »Und wer ist hier zu Besuch?«

Pellam massierte seinen Nacken und nickte in Richtung des Bettes. »Wir wechseln uns ab. Wie geht's ihr?«

»Oh, sie ist eine zähe, alte Dame.«

»Wieso wacht sie nicht auf?«

»Vollgedröhnt.«

»Der Arzt hat von weiteren Untersuchungen geredet.«

»Das tun sie immer. Bringen ihren Arsch in Sicherheit. Ich denke, sie kommt wieder in Ordnung. Ich habe vorher mit ihr geredet.«

»Tatsächlich? Was hat sie gesagt?«

»So was Ähnliches wie: >Jemand hat meine Wohnung abgefackelt. Es ist doch unsäglich, so was tun, oder?< Na ja, sie hat ein anderes Wort als >unsäglich< verwendet.«

»Ja, unsere Ettie.«

»Das gleiche Feuer?«, fragte die Schwester mit Blick auf seine verbrannte Kleidung.

Pellam nickte und erzählte ihr von Etties Sprung aus dem Fenster. Sie war nämlich nicht auf dem Kopfsteinpflaster gelandet, sondern die Müllsäcke der letzten zwei Tage hatten den Aufprall gedämpft. Pellam hatte sie zur Rettungsmannschaft gebracht und war zurück ins Haus gegangen, um den anderen Bewohnern zu helfen. Schließlich hatte auch ihm der Rauch so sehr zugesetzt, dass er in Ohnmacht gefallen war. Erst hier im Krankenhaus war er wieder aufgewacht.

»Sie wissen schon, dass Sie voller Ruß sind?«, fragte die Krankenschwester. »Sie sehen aus wie jemand aus den Kommandotruppen in den Schwarzenegger-Filmen.«

Pellam wischte über sein Gesicht und betrachtete seine fünf schwarzen Fingerspitzen.

»Moment.« Die Schwester verschwand im Flur und kam mit einem nassen Lappen zurück. Kurz überlegte sie, ob sie ihm das Gesicht abwischen sollte, gab dann aber Pellam den Lappen. Pellam putzte sich das Gesicht ab, bis der Lappen schwarz war.

»Äh, möchten Sie einen Kaffee?«, fragte sie.

In Pellams Magen rumorte es. Er vermutete, dass er min-

destens ein Pfund Asche geschluckt hatte. »Nein, danke. Wie sieht mein Gesicht aus?«

»Jetzt nur noch dreckig. Jedenfalls besser als vorher. Ich muss die Pfannen wechseln. Tschüss, erst mal.« Und weg war sie.

Pellam streckte seine langen Beine aus und untersuchte die Löcher in seiner Levi's. Völlig hinüber. Für die Überprüfung seiner Betacam brauchte er länger; irgendeine nette Seele halte sie den Sanitätern gegeben und dafür gesorgt, dass sie mit zur Notaufnahme genommen wurde. Er führte den Standardtest durch - schütteln. Nichts klapperte. Der Ampex-Rekorder hatte ein paar Dellen, doch die Mechanik lief einwandfrei, und das Band, das darin lag - mit dem letzten Interview, das je in der Sechsunddreißigsten Straße West Nummer 458 aufgenommen wurde -, war unversehrt.

Also, John, worüber wollen wir heute reden? Möchten Sie mehr über Billy Doyle hören, meinen ersten Mann? Der alte Hurensohn. Wissen Sie, dieser Kerl und Hell's Kitchen waren eins. Hier war er groß, aber überall sonst ganz klein. Woanders war er ein Nichts. Hell's Kitchen war wie dieses Haus, wie eine eigene Welt. Hmm, ich muss Ihnen eine gute Geschichte über ihn erzählen. Ich denke, sie wird Ihnen gefallen...

An viel mehr von dem, was ihm Ettie beim letzten Interview vor einigen Tagen erzählt hatte, konnte er sich nicht mehr erinnern. Er hatte die Kamera in ihrer kleinen Wohnung aufgebaut, die angefüllt war mit den Momentaufnahmen eines sieben Jahrzehnte währenden Lebens - mit etwa hundert Bildern, mit Körben, Schnickschnack, billigen Möbeln von Goodwill und Essen, das zum Schutz vor Kakerlaken in Tupperdosen verwahrt wurde, die sie sich eigentlich gar nicht leisten konnte. Er hatte die Kamera aufgestellt und eingeschaltet und Ettie dann einfach reden lassen.

Also, Leute, die in Hell's Kitchen wohnen, kommen auf solche Gedanken. Sie schmieden Pläne, wissen Sie. Billy wollte Land. Er hatte ein Auge auf ein paar Grundstücke geworfen, die in der Nähe vom heutigen Javits Center liegen. Ich sag Ihnen, wenn er das gemacht hätte, wäre er ein reicher Stinker geworden. Ich darf >Stinker< sagen, weil er das über sich selbst auch gesagt hat.

Eine Bewegung auf dem Bett riss ihn aus seinen Gedanken.

Die alte Frau tippte mit geschlossenen Augen auf den Rand der Bettdecke, als würde sie mit zwei Fingern unsichtbare Perlen suchen.

Pellam machte sich Sorgen. Er erinnerte sich an die letzten Lebenszeichen von Otis Balm, einem hundertzweijährigen Mann, der vor einem Monat gestorben war. Er hatte zu dem Fliederbusch vor dem Fenster im West-Side-Pflegeheim geschaut und angefangen, auf die Bettdecke zu tippen. Jahrelang hatte er im selben Haus wie Ettie gewohnt und sich, obwohl er im Heim untergebracht war, gefreut, über seine Zeit in Hell's Kitchen reden zu können. Plötzlich hatte der Alte nichts mehr gesagt und auf die Bettdecke getippt - genau wie Ettie jetzt. Dann hatten sich auch seine Finger nicht mehr bewegt. Pellam hatte Hilfe gerufen. Der Arzt hatte den Tod bestätigt. Das täten sie immer, hatte er erklärt - am Ende würden sie immer auf die Bettdecke tippen.

Pellam beugte sich zu Ettie Washington hinüber. Sie stöhnte plötzlich, und aus dem Stöhnen wurden Worte. »Wer ist da?« Ihre Hände blieben ruhig, und sie öffnete die Augen, konnte aber offenbar nicht gut sehen. »Wer ist da? Wo bin ich?«

»Ettie«, sagte Pellam, ohne zu drängen. »Ich bin's, John Pellam.«

Ettie blinzelte ihn an. »Ich kann kaum was sehen. Wo bin ich?«

»Im Krankenhaus.«

Sie hustete und bat um ein Glas Wasser. »Ich bin froh, dass Sie hier sind. Sind Sie heil da rausgekommen?«

»Ja, das bin ich«, bestätigte Pellam und schenkte ihr ein Glas Wasser ein, das sie in einem Zug leerte.

»Irgendwie erinnere ich mich, dass ich gesprungen bin. Oje, hatte ich eine Angst. Der Arzt meinte, ich sei überraschend gut in Form. Genau das hat er gesagt. >Überraschend gut.< Zu erst habe ich nicht kapiert, was er meinte.« Sie murkte. »Er ist Inder. Na ja, Sie wissen schon, einer von Übersee. Curry und Elefanten. Hab noch keinen einzigen amerikanischen Arzt hier gesehen.«

»Tut es sehr weh?«

»Würde ich schon sagen, ja.« Sie untersuchte ihren Arm. »Ich sehe doch übel aus, oder?« Ettie schnalzte mit der Zunge, während sie die beeindruckenden Bandagen beäugte.

»Nein, wie ein Covergirl, alles in allem.«

»Sie sehen aber auch ziemlich mitgenommen aus, John. Ich bin so froh, dass Sie da rausgekommen sind. Mein letzter Gedanke beim Fallen war: >Nein, John wird auch sterben!< Ein komischer Gedanke.«

»Ich habe den einfacheren Weg genommen - die Feuerleiter.«

»Was ist denn eigentlich passiert?«

»Ich weiß nicht. Von einer Minute auf die andere war das ganze Haus weg. Wie eine Streichholzschatzkel.«

»Ich war beim Einkaufen, und auf dem Weg nach oben in meine Wohnung...«

»Ich habe Sie gehört. Sie müssen nach Hause gekommen sein, kurz bevor ich das Haus betreten habe. Auf der Straße habe ich Sie nicht gesehen.«

»Ich habe noch nie gesehen, dass sich ein Feuer so schnell ausgebreitet hat«, fuhr sie fort. »Wie beim Aurora. Der Club, von dem ich Ihnen erzählt habe. Auf der Neunundvierzigsten Straße. Wo ich ein oder zwei Mal gesungen habe. Ist vierund-

siebzig abgebrannt. Am dreizehnten März. Eine Menge Leute starben. Erinnern Sie sich, dass ich Ihnen die Geschichte erzählt habe?«

Pellam erinnerte sich nicht. Er nahm an, dass er den Bericht irgendwo in den stundenlangen Aufnahmen von Ettie Washington finden würde, die in seiner Wohnung lagen.

Sie schnauzte sich und musste wieder husten. »Dieser Rauch. Das war das Schlimmste. Haben es alle nach draußen geschafft?«

»Es wurde niemand getötet«, antwortete Pellam. »Bei Juan Torres ist es kritisch. Er liegt oben auf der Intensivstation für Kinder.«

Etties Gesicht erstarnte. Pellam hatte diesen Ausdruck nur einmal an ihr gesehen - als sie von ihrem jüngsten Sohn erzählt hatte, der vor einigen Jahren auf dem Times Square umgebracht worden war. »Juan?«, fragte sie und machte eine längere Pause. »Ich dachte, er sei ein paar Tage bei seiner Großmutter in der Bronx. Er war zu Hause?«

Sie war zutiefst betrübt, doch Pellam wusste nicht, wie er sie trösten sollte. Etties Blick wanderte zur Bettdecke zurück, auf die sie getrommelt hatte. Ihr Gesicht wurde aschfahl.

»Wie war's, wenn ich meine Unterschrift auf diesen Gips setze?«, fragte er.

»Klar, warum nicht.«

Pellam zog seinen Markierstift heraus. »Egal, wo? Wie war's hier?« Schwungvoll kritzelterte Pellam seinen Namen auf den Gips.

Draußen auf dem Flur ertönte viermal eine selbstgefällige elektronische Klingel.

»Soll ich vielleicht Ihre Tochter anrufen?«, fragte Pellam.

»Nein«, antwortete Ettie. »Ich habe schon mit ihr geredet. Hab sie heute Morgen angerufen, als ich aufgewacht bin. Sie hatte sich tierische Sorgen gemacht, aber ich habe ihr gesagt, ich sei noch nicht für den großen Abschied bereit. Sie sollte

erst die Testergebnisse abwarten, bevor sie kommt. Wenn sie mich aufschneiden müssen, war's mir lieber, sie würde kommen. Vielleicht kann ich sie mit einem von den hübschen Ärzten verkuppeln. Einen von der Notaufnahme. Lisbeth hat eine Schwäche für reiche Ärzte. Hab ich Ihnen doch erzählt.«

An der halb geöffneten Tür wurde geklopft. Vier Männer in Anzügen betraten das Zimmer. Sie waren groß, und durch die düstere Stimmung, die sie verbreiteten, wirkte das geräumige Krankenzimmer trotz der drei leeren Betten plötzlich sehr klein.

Pellam wusste, dass es Polizisten waren. Also ging man von Brandstiftung aus. Das würde erklären, warum sich das Feuer so schnell ausgebreitet hatte.

Ettie nickte ihnen unsicher zu.

»Mrs. Washington?«, fragte der älteste Mann. Er war Mitte vierzig, hatte schmale Schultern und einen Bauch, der eine Schrumpfkur vertragen könnte. An seiner Hüfte hing ein großer Revolver.

»Ich bin Fire Marshal Lomax. Das hier ist mein Stellvertreter.« Er nickte zu einem jungen Hünen mit Bodybuilder-Figur. »Und die beiden hier sind Detectives vom New York City Police Department.«

Einer der Polizisten bat Pellam, zu gehen.

»Nein, nein«, wehrte sich Ettie. »Er ist ein Freund von mir. Er kann ruhig bleiben.«

»Ist schon in Ordnung«, meinte Pellam zu Ettie. »Bestimmt wollen sie mit mir auch reden. Ich komme wieder, wenn wir fertig sind.«

»Sie sind ein Freund von ihr?«, fragte Lomax. »Ja, wir würden uns gerne noch mit Ihnen unterhalten. Aber Sie kommen nicht mehr hier rein. Geben Sie dem Kollegen da Ihren Namen und Ihre Adresse und verschwinden Sie.«

»Bitte?« Pellam lächelte verwirrt.

»Name und Adresse an ihn«, wiederholte Lomax und nickte

in Richtung des Detectives. »Und dann machen Sie, dass Sie wegkommen.«

»Das werde ich wohl nicht tun.«

Der Marshal stemmte seine breiten Hände in seine breiten Hüften.

Ganz wie ihr wollt. Ihr habt die Wahl, dachte Pellam, kreuzte die Arme vor der Brust und stellte sich leicht breitbeinig hin. »Ich werde sie nicht allein lassen.«

»John, nein, es ist in Ordnung«, sagte Ettie.

»Besucher haben zu diesem Zimmer keinen Zutritt«, erklärte Lomax. »Hm, und fragen Sie nicht, warum. Das ist unsere Sache und geht Sie nichts an.«

»Ich glaube nicht, dass meine Sache Sie etwas angeht«, erwiderte Pellam. Der Satz stammte aus einem nicht produzierten Kinofilm, für den er vor Jahren das Drehbuch geschrieben hatte. Sehnsüchtig hatte er auf die Gelegenheit gewartet, den Satz einmal anbringen zu können.

»Himmel Arsch«, schimpfte einer der Detectives. »Für so einen Quatsch haben wir keine Zeit. Raus mit ihm.«

Der Stellvertreter wickelte seine Hände wie einen Schraubstock um Pellams Arm und zerrte ihn zur Tür. Ein stechender Schmerz jagte durch seinen steifen Nacken. Pellam machte sich mit einem Ruck frei, was den Polizisten glauben ließ, dass er vielleicht ein paar Minuten gegen die Wand gedrückt werden wollte. Dort hing er beinahe in der Luft, bis sein Arm taub war.

»Pfeifen Sie diesen Kerl zurück«, schnauzte Pellam Lomax an. »Was geht hier eigentlich vor?«

Doch der Fire Marshal war beschäftigt.

Er konzentrierte sich auf die kleine weiße Karte in seiner Hand, als er Ettie über ihre Rechte informierte und wegen fahrlässiger Gefährdung, Überfall und Brandstiftung verhaftete.

»He, vergiss nicht den versuchten Mord«, erinnerte ihn einer der Detectives.

»Oh, stimmt«, brummte Lomax. »Also, Sie haben ihn ja gehört«, meinte er schulterzuckend zu Ettie.

... *Drei*

Das Haus, in dem Ettie gewohnt hatte, hatte in Hell's Kitchen gestanden, der Gegend westlich der Achten Avenue zwischen der Vierunddreißigsten und Neunundfünfzigsten Straße. Wie die meisten Mietshäuser in New York, die im neunzehnten Jahrhundert gebaut worden waren, hatte auch dieses eine Grundfläche von etwa zehn auf dreiundzwanzig Meter gehabt und aus Kalkstein bestanden. Es war rötlich mit einem leichten Terrakotta-Ton gewesen.

Vor 1901 hatte *es* keine Vorschriften für den Bau dieser sechsstöckigen Wohnhäuser gegeben, und viele Baufirmen hatten alten Gips und Mörtel, vermischt mit Sägemehl, verwendet. Doch diese von der Bausubstanz her schlechteren Häuser waren schon vor langer Zeit zusammengebrochen. Aber Gebäude wie *dieses*, wie Ettie Washington in John Pellams unerbittliche Videokamera erklärt hatte, war von Männern gebaut worden, denen ihr Handwerk noch wichtig gewesen war. Nischen für die Jungfrau Maria und Kolibris aus Glas über den Türen. Es gab keinen Grund, warum diese Häuser nicht zweihundert Jahre halten sollten.

Keinen Grund außer Benzin und ein Streichholz...

An diesem Morgen ging Pellam zu dem, was von diesem Gebäude noch übrig war.

Viel war es nicht. Nur eine schwarze Steinhülle, gefüllt mit einem Wirrwarr aus verschmorten Matratzen, Möbeln, Papier und Haushaltsgeräten. Der untere Teil des Gebäudes war nur eine schlammige graue Masse aus Asche und Wasser. Pellam erstarrte, als er eine Hand entdeckte, die aus einem Haufen

Müll herausragte. Er war schon losgerannt, als er die Naht in der Vinyloberfläche am Handgelenk entdeckte. Es war eine Schaufensterpuppe.

Ein grober Scherz ganz im Stil von Hell's Kitchen.

Auf einem Schutthaufen thronte völlig waagerecht eine Keramikbadewanne auf ihren geschwungenen Beinen. Sie war mit brackigem Wasser gefüllt.

Pellam ging um das Haus herum, schob sich bis zum gelben Absperrband zwischen die Gaffer hindurch, die hier standen, als würden sie darauf warten, dass sich die Laden-tore für den Sommerschlussverkauf öffneten. Die meisten wirkten so gierig wie Lumpensammler, doch die Reste waren dürftig. Es gab Dutzende fleckiger, verbrannter Matratzen. Skelette billiger Möbel und Haushaltsgeräte, Bücher mit Wasserflecken. Eine hasenohrförmige Antenne - das Haus war nicht verkabelt gewesen - saß auf einem Klumpen Plastik. Nur das Samsung-Schild und eine Platine deuteten darauf hin, dass es sich einmal um einen Fernseher gehandelt hatte.

Der Gestank war grässlich.

Schließlich entdeckte Pellam den Mann, nach dem er gesucht hatte. Es hatte einen Kostümwechsel gegeben - jetzt trug er Jeans, eine Windjacke und Feuerwehrstiefel.

Pellam duckte sich und ging unter der Absperrung durch. Er versuchte, genügend Autorität auszustrahlen, um nicht von der Spurensicherung und den Feuerwehrleuten aufgehalten zu werden, die hier herumirrten.

»Da, die bröckelige Stelle«, sagte Lomax gerade zu seinem hünenhaften Stellvertreter. »Hier wird's heiß. Der Ursprungsherd ist hinter dieser Wand. Lass das von einem Fotografen aufnehmen.«

Der Marshal ging in die Hocke und untersuchte etwas auf dem Boden. Pellam blieb in der Nähe stehen. Lomax blickte auf. Pellam hatte sich geduscht und umgezogen. Die Tarn-

färbe auf seinem Gesicht war fort, sodass der Marshal einen Moment brauchte, bis er ihn erkannte.

»Sie«, meinte Lomax.

Pellam hielt es für besser, es auf die freundliche Tour zu probieren. »Na, wie kommen Sie voran?«

»Verschwinden Sie!«, schnauzte der Marshal.

»Ich wollte nur kurz mit Ihnen reden.«

Lomax wandte sich wieder dem Boden zu.

Im Krankenhaus hatten sie seinen Namen notiert und von der Polizei überprüfen lassen. Lomax, seine Detectives und vor allem sein großer Stellvertreter schienen zu bedauern, dass es keinen Grund gab, Pellam festzuhalten oder ihn aufs Peinlichste zu vernehmen, sodass sie sich mit einer kurzen Erklärung begnügten und ihn auf den Flur hinausschoben, mit der Warnung, dass man ihn wegen Behinderung der Polizei einsperren würde, sollte er nicht in fünf Minuten aus dem Krankenhaus verschwunden sein.

»Nur ein paar Fragen«, bat er.

Lomax, ein zerknitterter Mensch, erinnerte Pellam an einen Trainer aus seiner Highschool-Zeit, der ein mieser Sportler gewesen war. Lomax erhob sich und sah Pellam von oben bis unten an. Ein schneller, prüfender Blick. Weder vorsichtig noch streitlustig, nur der Versuch, sich ein Bild von seinem Gegenüber zu machen.

»Ich würde gerne wissen, warum Sie sie festgenommen haben«, fragte Pellam. »Das ergibt doch keinen Sinn. Ich war da. Ich weiß, dass sie das Feuer nicht gelegt hat.«

»Das hier ist ein Tatort.« Lomax wandte sich wieder der bröckeligen Stelle zu. Seine Worte hörten sich eigentlich nicht wie eine Warnung an, doch Pellam vermutete, dass sie es dennoch waren.

»Ich wollte Sie nur fragen...«

»Gehen Sie wieder hinter die Linie.«

»Die Linie?«

»Die Absperrung.«

»Gleich. Lassen Sie mich nur...«

»Nimm ihn fest«, bellte Lomax seinen Stellvertreter an, der sich gleich an die Arbeit machen wollte.

»Kein Problem. Ich gehe schon.« Pellam hob die Hände und marschierte hinter die Absperrung.

Dort ging er in die Hocke und nahm die Betacam zur Hand, die er auf Lomax' Hinterkopf richtete. Durch den Sucher sah er, wie ein Uniformierter mit Lomax flüsterte, der zu Pellam schielte, sich aber gleich wieder umdrehte. Hinter ihnen schwelte der Trümmerberg des abgebrannten Hauses. Pellam kam der Gedanke, dass es erstklassiges Filmmaterial war, obwohl er nur wegen Lomax drehte.

Der Fire Marshal ignorierte Pellam, bis er es nicht mehr aushielte, zu ihm ging und das Objektiv zur Seite schob. »Also gut. Hören Sie mit dem Scheiß auf.«

Pellam schaltete die Kamera ab.

»Sie hat das Feuer nicht gelegt«, sagte Pellam.

»Was sind Sie? Reporter?«

»So was Ähnliches.«

»Sie hat das Feuer also nicht gelegt, ha? Wer dann? Sie etwa?«

»Ich habe vor Ihrem Stellvertreter meine Aussage gemacht. Hat er übrigens einen Namen?«

Lomax überhörte die Frage. »Antworten Sie. Wenn Sie so sicher sind, dass sie das Feuer nicht gelegt hat, dann waren Sie es vielleicht.«

»Nein, ich habe das Feuer auch nicht gelegt.« Pellam seufzte frustriert.

»Wie sind Sie da rausgekommen? Aus dem Gebäude, meine ich.«

»Über die Feuerleiter.«

»Aber sie hat ausgesagt, sie sei nicht in ihrer Wohnung gewesen, als es losging. Wer hat Ihnen die Tür aufgemacht?«

»Rhonda Sanchez aus 2D.«

»Sie kennen sie?«

»Hab sie mal getroffen. Sie wusste, dass ich einen Film über Ettie drehe. Deswegen hat sie mich reingelassen.«

Lomax ließ keine Pause bis zur nächsten Frage. »Wenn Ettie nicht da war, warum sind Sie dann überhaupt reingegangen?«

»Wir waren um zehn Uhr verabredet. Ich dachte, sie würde gleich kommen. Ich wollte oben warten. Es hat sich rausgestellt, dass sie einkaufen war.«

»Kommt Ihnen das nicht irgendwie komisch vor - eine alte Frau, die abends um zehn noch in den Straßen von Hell's Kitchen rumlungert?«

»Ettie hat ihre eigenen Zeiten.«

Lomax war in Gesprächslaune. »Sie waren also zufällig in der Nähe der Feuerleiter, als das Feuer ausbrach. Ein Glückspilz, was?«

»Manchmal bin ich das«, meinte Pellam.

»Sagen Sie mir genau, was Sie gesehen haben.«

»Ich habe meine Aussage schon gemacht.«

»Und die sagt einen Scheißdreck aus«, schnauzte Lomax zurück. »Geben Sie ein paar Einzelheiten. *Seien Sie kooperativ.*«

Pellam dachte einen Moment nach und entschied sich, dass seine Kooperationsbereitschaft Ettie nur nützen könnte. Er erzählte von der Tür, die nach außen flog, vom Feuer und vom Rauch. Und den Funken. Eine Menge Funken. Lomax und sein Profikämpfer-Stellvertreter blieben gelassen. »Ich bin wohl keine große Hilfe, nehme ich an«, meinte Pellam schließlich.

»Wenn Sie die Wahrheit sagen, sind Sie mehr als eine Hilfe.«

»Warum sollte ich lügen?«

»Dann sagen Sie mir doch mal, Sie Glückspilz, ob es mehr Feuer oder mehr Rauch gab.«

»Mehr Rauch, denke ich.«

Der Fire Marshal nickte. »Welche Farbe hatten die Flammen?«

»Ich weiß nicht. Feuerfarben. Orange.«

»Und blau?«

»Nein.«

Lomax notierte sich die Angaben.

»Was haben Sie gegen sie in der Hand? Beweise? Zeugen?«

Mit seinem Grinsen wollte Lomax zeigen, dass er von einem Recht der Aussageverweigerung Gebrauch mache.

»letzt hören Sie mal«, schnauzte Pellam. »Sie ist eine siebzigjährige Dame...«

»He, Glückspilz, ich sag Ihnen mal was. Letztes Jahr haben fünf Marshals zehntausend verdächtige Feuer in der Stadt untersucht. Mehr als die Hälfte waren Brandstiftung, und ein Drittel dieser Feuer wurde von Frauen gelegt.«

»Das kommt mir aber nicht wie ein zulässiger Beweis vor. Was ist denn Ihr hinreichender Verdachtsgrund?«

Lomax drehte sich zu seinem Stellvertreter. »Hinreichender Verdachtsgrund. Er kennt den Ausdruck >hinreichender Verdachtsgrund<. Haben Sie das aus einer Krimi-Serie? Ach nee, Sie sehen eher aus, als würden Sie O.J. Simpson gucken. Ich scheiß auf Sie und ihren hinreichenden Verdachtsgrund, letzt verschwinden Sie gefälligst.«

Wieder hinter der Absperrung, machte Pellam weitere Filmaufnahmen und wurde weiterhin von Lomax ignoriert.

Er filmte die rußige Gasse hinter dem Haus und verewigte den Berg aus Müllsäcken, der Etties Haut gerettet hatte. Plötzlich hörte er ein leises Heulen, ein Geräusch, das Rauch machen würde, wenn Rauch ein Geräusch machen könnte.

Er ging auf die andere Straßenseite zu einer Baustelle, wo ein sechzigstöckiges Hochhaus kurz vor der Vollendung war. Als er näher kam, wurde der Rauch zu Worten. »Eine von ihnen. Ich bin eine von ihnen.« Die Frau saß im Schatten eines

Müllcontainers neben zwei abgewetzten steinernen Bulldoggen, die einhundertdreißig Jahre lang an der Treppe zu Etties Haus Wache gehalten hatten. Die Frau war eine Schwarze mit einem hübschen, pockennarbigen Gesicht. Ihre weiße Bluse war verschmiert und abgetragen.

»Sibbie, ist alles in Ordnung?«, fragte Pellam und kniete sich neben sie.

Sie wandte ihren Blick nicht von dem abgebrannten Haus ab.

»Sibbie, erinnern Sie sich an mich? Ich bin John. Ich habe ein paar Bilder von Ihnen gemacht. Für meinen Film. Sie haben mir erzählt, Sie wollten nach Harlem ziehen. Sie erinnern sich doch an mich.«

Dem schien aber nicht so zu sein. Pellam hatte sie eines Tages an der Eingangstür kennen gelernt, als er auf dem Weg zu Ettie war, um sie zu interviewen. Offenbar hatte Sibbie von ihm gehört, weil sie, ohne ihn zu grüßen, gesagt hatte, sie würde ihm für zwanzig Dollar aus ihrem Leben erzählen. So manch andere Dokumentarfilmer hätte sich aus ethischen Gründen geweigert, Geld für so etwas zu bezahlen, doch Pellam schob ihr den Schein zu und filmte drauflos, bevor sie wusste, in welche Tasche sie das Geld stecken sollte. Aber Zeit und Geld waren vergeudet gewesen - das meiste, was sie erzählt hatte, war erfunden gewesen.

»Sie haben es unverletzt nach draußen geschafft.«

Abwesend erklärte Sibbie, sie sei beim Ausbruch des Feuers zu Hause gewesen und hätte sich mit ihren Kindern gerade an das Abendessen aus Reis mit Bohnen und Ketchup gemacht. Sie hätten ohne Probleme fliehen können, doch sie und ihre Kinder seien trotz der Gefahr zurückgekehrt, um zu retten, was sie retten konnten. »Aber den Fernseher nicht. Wir haben's versucht, aber er war zu schwer. Scheiße.«

Eine Mutter setzte ihre Kinder einem solchen Risiko aus? Pellam erschauderte bei dem Gedanken.

Hinter ihr stand ein etwa vierjähriges Mädchen, das ein Spielzeug umklammerte, und ein neun- oder zehnjähriger Junge, dessen Mund zwar nicht lächelte, doch dessen Augen

eine unbezähmbare Freude ausdrückten. »Jemand hat uns das Haus über dem Kopf angezündet«, sagte er voller Stolz. »He, Mann, können Sie das glauben?«

»Kann ich ein paar Fragen stellen?«, fing Pellam an.
Sibbie gab keine Antwort.

Fr schaltete seine Betacam ein, in der Hoffnung, dass Sibbies Kurzzeitgedächtnis besser war als die Erinnerung an ihre Jugend.

»He, sind Sie von CNN?«, fragte der junge und blickte in das rote Auge der Sony.

»Nein, ich arbeite an einem Film. Ich habe letzten Monat ein paar Aufnahmen von deiner Mutter gemacht.«

»Was? Das glaube ich nicht!« Er bedeckte überrascht seine Augen mit der Hand. »Ein Film. Wesley Snipes, Denzel, ja! O Mann!«

»Hast du eine Ahnung, wie das Feuer angefangen hat?«
»Es waren die crews«, stieß der junge hervor.

»Halt den Mund«, schimpfte seine Mutter, die plötzlich aus ihrem verträumten Jammertal zurückgekehrt war.

Mit crews meinte er die Gangs. »Welche?«

Die Mutter sagte nichts mehr und starre auf einen Schlüssel, der vom vorbeiziehenden Verkehr tief in den Asphalt gepresst worden war. Daneben lag eine Patronenhülse aus Messing. Dann blickte sie zum Gebäude. »Sehen Sie sich das an.«

»Es war ein schönes Haus«, meinte Pellam.

»Der helle Wahnsinn!« Sibbie schnalzte laut mit den Fingern. »Oh, jetzt bin ich eine von ihnen.«

»Eine von wem?«, fragte Pellam.

»Von denen, die auf der Straße leben. Wir werden auf der Straße leben. Ich werde krank werden. Ich werde AIDS kriegen, den Village-Fluch, und dann sterben.«

»Nein, es wird alles gut werden. Die Stadt wird sich um Sie kümmern.«

»Die Stadt. So'n Scheiß.«

»Habt ihr irgendjemanden im Erdgeschoss gesehen, als das Feuer ausbrach?«

»|a, klar«, antwortete der Junge. »Wie ich schon gesagt habe. Die von den *crews*. Ich habe sie gesehen. Ein Nigger hält seine Augen offen. Ich...«

Sibbie gab ihrem Sohn eine saftige Ohrfeige. »Er hat gar nichts gesehen. Jedenfalls nichts, was jetzt noch wichtig ist.«

Pellam war bei dem Schlag zusammengezuckt. Der Junge hatte es bemerkt, doch die stillschweigende Sympathie war weit weniger tröstlich, als der Schlag schmerhaft gewesen zu sein schien.

»Sibbie, die Gegend hier ist nicht sicher«, sagte Pellam.
»Gehen Sie in die Notunterkunft am Ende der Straße.«

»Notunterkunft. Scheiße. Ich hab ein paar Sachen gerettet.«
Sibbie zeigte auf ihre Einkaufstasche. »Als ich nach Mamas Spitze gesucht habe. Hab sie nicht gefunden. Scheiße. Die ist futsch.« Sie blickte zu einer Gruppe von Schaulustigen. »He, ihr, habt ihr hier irgendwo Spitze gesehen?«

Niemand achtete auf sie. »Sibbie, haben Sie noch ein bisschen Geld?«, fragte Pellam.

»Fünf Dollar, die mir ein Mann gegeben hat.«

Pellam schob ihr einen Zwanziger zu, bevor er auf die Straße trat und ein Taxi heranwinkte. »Bringen Sie sie zur Notunterkunft auf der Fünfzigsten.« Er hielt einen Zwanzig-Dollar-Schein hoch.

Der Taxifahrer schielte auf seinen möglichen Fahrpreis.
»He, Mann, mein Dienst ist gleich zu Ende.«

Pellam brachte ihn mit einem weiteren Schein zum Schweigen.

Sibbie stieg mit ihren Kindern ein. Vom Rücksitz aus blickte ihn Ismail vorsichtig an, dann war das Taxi fort. Pellam hob

die Betacam hoch, die mittlerweile eine halbe Tonne wog, und hängte sie sich ein weiteres Mal über die Schulter.

Was ist denn das? Ein Cowboy?

Stiefel, Jeans, schwarzes Hemd.

Fehlt nur noch die dünne Krawatte und ein Pferd.

Yee-haw. Ihm ging das Lied aus dem *Asphalt-Cowboy* durch den Kopf - *Everybody's tawking at me...*

Fr hatte beobachtet, wie der Cowboy die schrumpelige Nigger-Lady mit ihren kleinen Nigger-Kindern ins Taxi verfrachtet hatte und zu den verkohlten Resten des Hauses zurückgekehrt war.

Schon seit mehreren Stunden betrachtete sich Sonny das zerstörte Gebäude voller Freude und mit einem Hauch unanständiger Lust. Im Moment dachte er an das *Geräusch* von Feuer. Er wusste, dass die Böden krachend eingestürzt waren, was aber niemand hören konnte. Feuer ist viel lauter, als man immer denkt. Feuer dröhnt wie das Geräusch von Blut in den Ohren, wenn die Flammen, sagen wir, deine Knie erreichen.

Und er dachte an den Geruch. Er sog den einzigartigen Duft aus verbranntem Holz, verkohltem Plastik und oxidiertem Metall ein. Widerwillig tauchte er aus seinen Träumereien auf und sah sich den Cowboy genau an. Dieser filmte den Fire Marshal, der einen erschöpften Feuerwehrmann anwies, sich mit seiner Halligan durch einen Schutthaufen zu wühlen. Das Ding war eine Mischung aus Axt und Stemmeisen. Erfunden von Huey Halligan, dem besten Feuerwehrmann aller Zeiten und dem Stolz des New York Fire Department. Sonny hatte Respekt vor seinen Feinden.

Er wusste auch viel über sie. Zum Beispiel, dass es in New York mehr als zweihundertfünfzig Fire Marshals gab. Einige waren gut, andere wiederum schlecht, aber dieser hier, Lomax, war hervorragend. Sonny beobachtete ihn, wie er die schuppige Oberfläche von einem Stück Holz fotografierte. Dieses Stück

hatte der Marshal sofort entdeckt. Gott schütze ihn. Die großen schwarzen Rechtecke auf der Oberfläche glänzten, was hieß, dass sich das Feuer schnell ausgebreitet hatte und heiß gewesen war. Ganz nützlich für die Untersuchung. Und für die Gerichtsverhandlung - als ob sie ihn jemals schnappen würden.

Der Marshal griff zu einem ein Meter achtzig langen Haken, schlug ein Fenster im Erdgeschoss ein und leuchtete mit seiner Lampe hinein.

Vor ein paar fahren war bei der New Yorker Feuerwehr eigens eine *Red-Hat-Patrouille* eingerichtet worden. Die Fire Marshals hatten rote Baseball-Mützen bekommen und waren durch die Viertel geschickt worden, in denen die Gefahr von Brandstiftung am höchsten war. Damals war Sonny gerade dabei gewesen, sein Handwerk zu lernen, und es hatte sich als sehr hilfreich erwiesen, dass die Marshals so leicht zu erkennen waren. Jetzt trugen sie wie gewöhnliche Einfaltspinsel Zivil, doch dank seiner Erfahrung war Sonny nicht darauf angewiesen, seine Feinde an einer roten Mütze zu erkennen. Mittlerweile erkannte er mit einem Blick in die Augen eines Mannes, ob Feuer zu seinem täglichen Brot gehörte.

Entweder als derjenige, der es entfachte, oder derjenige, der es löschte.

Sonny fühlte sich nicht mehr ganz so glücklich, sondern war zittrig auf den Beinen und schwitzte. Er blickte auf die große Kamera in der Hand des Cowboys. Ein Kabel mündete in der Leinentasche mit den Akkus. Es war keine dieser billigen Videokameras. Das war ein echt gutes Teil.

Wer bist du eigentlich? Joe Buck aus *Asphalt-Cowboy*? Was suchst du hier?

Sonny schwitzte noch mehr, was ihn nicht weiter bekümmerte, obwohl er in letzter Zeit furchtbar viel schwitzte, und seine Hände zitterten - was ihn allerdings arg bekümmerte, weil es nicht zu jemandem passte, der für seinen Lebensunterhalt Brandbomben zusammenbastelte.

Er beobachtete den großen, dünnen Joe Buck, der das ausgebrannte Wohnhaus filmte. Sonny überlegte sich, dass er den Cowboy mehr wegen seiner Größe als wegen der Tatsache hasste, dass er ein Gebäude filmte, das er selbst eben erst niedergebrannt hatte.

Doch irgendwie hoffte er, dass die Aufnahmen gut werden würden; schließlich war er stolz auf sein kleines Feuer.

Nachdem er das Inferno entfacht und wieder aus dem Haus gehuscht war, hatte er sich auf einer Baustelle auf der anderen Straßenseite versteckt und den Polizeifunk abgehört. Der Einsatzleiter hatte die Alarmstufe durchgegeben, 10-45, Code 2. Sonny hatte sich über den Alarm gefreut - er bedeutete, dass es ein ernst zu nehmender Brand war -, war aber enttäuscht über den Code, der bedeutete, dass es nur Verletzte und keine Toten gegeben hatte. Code 1 bedeutete Tote.

Nach ein paar Minuten schaltete der Cowboy die Kamera aus und schob sie in seine Tasche zurück.

Sonny blickte wieder zum Fire Marshal und seinen Kumpeis hinüber - du meine Güte, was hatte er doch für einen riesigen, schwuchteligen Stellvertreter. Lomax trug dem großen Kerl auf, einen Löffelbagger zu besorgen und mit dem Ausheben zu beginnen. Schweigend teilte Sonny den beiden mit, dass dies die korrekte Vorgehensweise für die Untersuchung eines derartigen Feuers war.

Doch Sonny machte sich immer mehr Sorgen. Sie schwollen an wie Rauch in einem Flur - in dem einen Moment ist noch alles klar, im nächsten erkennt man die Hand vor den Augen nicht mehr.

Der Grund waren aber nicht Lomax oder sein riesiger Stellvertreter. Der Grund war der Cowboy.

Ich hasse diesen Mann. Ich hasse ihn, ich hasse ihn, ich hasse, hasse, hasse ihn!

Schwungvoll warf Sonny seinen langen blonden Pferdeschwanz nach hinten, wischte sich mit zitternder Hand den

Schweiß von der Stirn und schob sich vorsichtig durch die Menschenmenge näher an Joe Buck heran. Er konnte nur mühsam atmen, und sein Herz pochte. Bis tief in seine Lungen sog er die vom Rauch schwere Luft, genoss den Geschmack und den Geruch und stieß sie sehr langsam wieder aus. Unter seinen Händen zitterte das gelbe Band. Hört auf damit, hört auf, hört auf!

Er hob seinen Blick zu Pellam.

Vielleicht dreißig Zentimeter größer. Ach was, höchstens fünfundzwanzig, wenn sich Sonny gerade hinstellte. Oder knapp über zwanzig.

Plötzlich schob sich jemand zwischen sie, und Sonny wurde zur Seite gedrängt. Der Eindringling war eine junge Frau in einem kostbaren dunkelgrünen, zweireihigen Kostüm. Eine Geschäftsfrau. »Schrecklich. Einfach grausam«, sagte sie.

»Haben Sie gesehen, wie es passiert ist?«, fragte der Cowboy.

Sie nickte. »Ich kam gerade von der Arbeit. Ich war zu einer Revision unterwegs. Sind Sie Reporter?«

»Ich drehe einen Film über einige Bewohner in diesem Haus.«

»Einen Film? Super. Einen Dokumentarfilm? Ich bin Alice.«

»Pellam.«

Pellam, dachte Sonny. Pellam. Er stellte sich den Namen vor und sagte ihn in Gedanken immer wieder auf, bis er wie die Spitze einer Rauchsäule zwar noch da, aber nicht mehr sichtbar war.

»Zuerst sah es so aus, als wäre noch alles in Ordnung«, fuhr sie fort und blickte in das magere Gesicht des Cowboys, in Pellams Gesicht. »Aber plötzlich waren da überall Flammen. Ich meine, wirklich überall.« Sie trug einen schweren Aktenkoffer mit der Goldprägung von Ernst & Young, und mit dem Zeigefinger ihrer freien rechten Hand zwirbelte sie in ihren

kurzen roten Haaren. Sonny schielte auf ihre laminierte Visitenkarte, die am Griff herabhing.

»Wo genau hat es angefangen?«, fragte Pellam.

Sie nickte. »Ich habe gesehen, wie die Flammen durch dieses Fenster dort kamen.« Sie zeigte auf das Erdgeschoss.

Auf Sonny wirkte sie überhaupt nicht wie Alice, eher wie diese lahme Hauptdarstellerin aus »Akte X«, die er für sich scherhaft immer nur Agentin Scullery - die »Spülküche« - nannte.

Wie Pellam war auch Scullery größer als Sonny. Größere Männer mochte er nicht, aber Frauen, die größer waren als er, hasste er wie die Pest, und wenn sie auf ihn herabschauten wie auf ein Eichhörnchen, wandelte sich sein Hass in etwas sehr Ruhiges und gleichzeitig sehr Heißes.

»Ich war diejenige, die die Feuerwehr gerufen hat. Von dem Feuermelder aus dort an der Ecke. Sie wissen schon, die Dinger, die man ständig sieht, aber über die man nie nachdenkt.«

Er hasste auch kurzes Haar, weil es schnell abgebrannt war. Fr wischte seine Hände an seinen weißen Hosen ab und lauschte dem Geplapper von Agentin Scullery über fünf Einsatzwagen und Krankenwagen und Brandopfer und Rauchopfer und Sprungopfer.

Und Matsch.

»Überall war Matsch. Bei einem Brand denkt man eigentlich nicht an Matsch.«

Einige allerdings tun das, dachte Sonny. Weiter.

Agentin Scullery erzählte Cowboy-Schwuchtel Joe Buck von glühend roten Schrauben und schmelzendem Glas und einem Mann, der Stückchen eines verbrannten Hühnchens aus der Asche gezogen und gegessen hatte, während um ihn herum die Menschen nach Hilfe schrien. »Es war...« - sie zögerte und dachte über ein passendes Wort nach - »schauderhaft.« Sonny hatte für eine Reihe von Geschäftsleuten gearbeitet, und er wusste, wie wichtig ihnen Zusammenfassungen waren.

»Haben Sie jemanden in der Nähe des Hauses gesehen, als das Feuer ausbrach?«

»Ja, hinter dem Haus. Da waren einige Menschen. In der Gasse.«

»Wer?«

»Ich habe nicht besonders aufgepasst.«

»Haben Sie eine Ahnung?«, bohrte der Cowboy nach.

Sonny lauschte aufmerksam, doch Agentin Scullery erinnerte sich nicht an sehr viel. »Ein Mann. Mehrere Männer. Das ist alles, was ich weiß. Tut mir Leid.«

»Junge Männer? Jugendliche?«

»Nicht so jung. Ich weiß nicht. Tut mir Leid.«

Pellam dankte ihr. Sie blieb stehen, vielleicht weil sie wartete, ob er mit ihr ausgehen würde. Doch er lächelte nur unverbindlich, ging an die Straße und winkte einem Taxi. Sonny eilte hinterher, doch der Cowboy saß schon drin, und der gelbe Chevy jagte davon, noch bevor Sonny den Rinnstein erreicht hatte. Das Ziel hatte er nicht hören können.

Einen kurzen Moment war er sauer auf sich, weil ihm dieser Asphalt-Cowboy so leicht entwischt war. Aber dann dachte er, dass es in Ordnung war - es ging ja nicht darum, Zeugen auszuschalten oder Eindringlinge zu bestrafen. Es ging um etwas viel, viel Größeres.

Als er seine Hände hochhielt, merkte er, dass sie nicht mehr zitterten. Ein kleines bisschen Rauch, ein Geist, der vor Sonnys Gesicht schwebte und sich auflöste - er konnte nur die Augen schließen und das süße Parfüm einsaugen.

Während er eine Weile so stehen blieb, regungslos und blind, kam er langsam wieder auf die Erde zurück und kramte in seiner Umhängetasche. Er merkte, dass er nur noch etwa einen halben Liter Saft hatte.

Aber das reichte, dachte er. *Mehr* als genug. Manchmal brauchte man nur einen Löffel voll, je nachdem, wie viel Zeit man hatte. Und wie gescheit man war. Im Moment hatte Sonny

Zeit der Welt. Und wie immer wusste er, dass er schlau wie Fuchs war.

... *Vier*

Ziemlichwindig an diesem Morgen. Ein Auguststurm rückte näher, und das Erste, was Pellam bemerkte, als er aufwachte und den Wind hörte, war, dass er »nicht schwankte.

Vor drei Monaten hatte er seinen Wohnwagen auf einem Standplatz in White Plains geparkt, um vorübergehend auf einen nomadischen Lebensstil zu verzichten. Drei Monate - sind immer noch hatte er manchmal Schwierigkeiten, in einem Bett zu schlafen, das nicht auf altersschwachen Stahlfedern ruhte. Bei diesem Wind heute wäre er wie auf einer Galeere geschwankt.

Auch an die fünfzehnhundert Dollar pro Monat für das Einzimmerapartment mit einer Badewanne in der Küche als Hauptattraktion hatte er sich noch nicht gewöhnt. (»Man nennt es *bitchen*«, hatte ihm die Frau vom Immobilienbüro erzählt, als sie den Scheck für die Maklergebühr und die erste Monatsmiete an sich gerissen hatte, als hätte er ihr schon seit Monaten das Geld geschuldet. »Heutzutage sind die Leute ganz scharf auf so was.«) Dritter Stock ohne Fahrstuhl,

schmutziger beigegebürsteter Linoleumboden und Wände so grün wie die in Ettie Washingtons Krankenzimmer. Und was war das bloß für ein komischer Geruch?

Während der Jahre, in denen Pellam als Location Seoul gearbeitet hatte, um Drehorte ausfindig zu machen, war er nur selten in Manhattan gewesen. Die meisten Filmgesellschaften vor Ort hatten dicht gemacht, und wegen der hohen Set-Kosten war das Manhattan, das man in den meisten Filmen sah,

in Wirklichkeit Toronto, Cleveland oder ein Studio. Die tatsächlich in Manhattan gedrehten Filme übten nur geringen Reiz auf ihn aus - verrückte Jim-Jarmusch-Verschnitte in Studenten-Qualität und langweilige Mainstream-Filme. AUSSEN PLAZA HOTEL - TAG, AUSSEN WALLSTREET - NACHT. Die Aufträge für die Drehortsuche hatten weniger damit zu tun, das dritte Auge für den Regisseur zu spielen, als vielmehr, bei den für Drehgenehmigungen zuständigen Behörden das vorgeschriebene Formular auszufüllen und dafür zu sorgen, dass das Geld den richtigen Weg nahm, ob über oder unter dem Tisch.

Doch im Moment hatte er die Drehortsuche ad acta gelegt. Noch einen Monat bis zum Rohschnitt für seinen ersten Film seit fahren und den ersten Dokumentarfilm, den er je gemacht hatte. Titel: *Westlich der Achten Avenue*.

Er duschte und bürstete sich sein widerspenstiges schwarzes Haar in Form. In Gedanken war er bei seinem Projekt. Der Zeitplan gestattete ihm nur noch eine Woche Aufnahmen, dann würden drei Wochen Redaktion und Post Production folgen. Der 27. September war Stichtag für Mischen und Übergabe an die WGBH in Boston, wo er sich mit dem Produzenten für die Schnitt-Endfassung zusammensetzen würde. Die Ausstrahlung im öffentlichen Fernsehen war für den Beginn des nächsten Frühjahrs geplant. Gleichzeitig würde er das Band als Film überarbeiten und in begrenzter Auflage an amerikanische Programmkinos und für eine Sendung auf Channel 4 in England verschicken lassen. Und er würde ihn zu den Filmfestspielen in Cannes, Venedig, Toronto und Berlin und für die Oskarverleihung einreichen.

Tja, das war jedenfalls sein Plan gewesen. Und jetzt?

Das Motiv von *Westlich der Achten Avenue* war das Wohnhaus in der Sechsunddreißigsten Straße West 458 und dessen Bewohner mit Ettie Washington als zentraler Figur gewesen. Mit ihrer Verhaftung fragte er sich, ob er nun der stolze Be-

sitzer von zweihundert Stunden faszinierender Interviews war, die nie den Weg ins Fernsehen oder auf die Leinwand finden würden.

Er ging eine Zeitung kaufen und winkte nach einem Taxi.

Das klapprige Fahrzeug schlängelte sich durch den Verkehr, als ob es verfolgt würde. Den Griff fest umklammernd, versuchte er, die Nachrichten über das Feuer zu lesen. Der Nachrichtenwert der Geschichte hatte abgenommen, heute berichteten die Zeitungen von Etties Verhaftung. Ansonsten bestätigten sie nur das, was er ohnehin schon wusste - dass der einzige ernsthaft Verletzte Juan Torres war. Pellam erinnerte sich deutlich an ihn. Er hatte seine Mutter interviewt, und der Junge, ein zwölfjähriges Energiebündel, hatte in der Wohnung neben dem Fenster gestanden und mit seiner Linken einem Paket Dauerlutscher wie einem Punchingball einen Haken nach dem anderen versetzt. »Mein Daddy kennt Jose Canseco. Doch, doch. Wirklich, das stimmt!«

Der Zustand des Jungen war immer noch kritisch.

Zu dem Artikel gehörte ein Bild von Ettie, die von einer Polizistin aus dem Krankenhaus geführt wurde. Ihr Haar war das reinste Chaos. Licht spiegelte sich in den Handschellen aus Chrom, die direkt unterhalb des Gipses lagen, auf dem Pellam unterschrieben hatte.

Ettie Washington, geschiedene Doyle, geborene Wilkes war zweiundsiebzig Jahre alt. Geboren in Hell's Kitchen, hatte sie nie woanders gelebt. In der Sechsunddreißigsten Straße West 458 hatte sie die letzten fünf Jahre verbracht, die vierzig Jahre davor in einem ähnlichen Mietshaus in derselben Straße, das irgendwann abgerissen worden war. Auch sonst hatte sie nur in Hell's Kitchen gewohnt, und ihre ehemaligen Wohnungen lagen höchstens fünf Blocks voneinander entfernt.

Ettie hatte sich nur dreimal aus New York hinausgewagt, und das auch nur für kurze Reisen. Zwei waren Beerdigungen von Verwandten in North Carolina gewesen. Ettie hatte in den

ersten beiden Highschool-Jahren zu den Besten gehört, hatte aber die Schule abgebrochen und versucht, Kabarettägerin zu werden. Einige Jahre war sie im Vorprogramm für besser bekannte Talente aufgetreten. Meistens in Harlem oder in der Bronx, aber ab und zu konnte sie einen Job auf der Swing Street, der Zweiundfünfzigsten Straße, an Land ziehen. Pellam hatte ein paar auf Band überspielte Rundfunkaufnahmen gehört und war beeindruckt von ihrer tiefen Stimme. Jahrelang hatte sie seltsame Jobs angenommen, um sich und manchmal auch ihre Liebhaber zu finanzieren, während sie den unvermeidlichen Heiratsanträgen widerstand, mit denen eine schöne, in Hell's Kitchen allein lebende Frau zwangsläufig überschüttet wurde. Schließlich hatte sie doch noch geheiratet, einen Iren namens Billy Doyle, der so gar nicht zu ihr gepasst hatte.

Der hübsche, ruhelose Mann hatte sie schon drei Jahre nach der Hochzeit verlassen.

Mein Billy hat nur das getan, was Männer eben tun. Sie haben diesen Drang, wegzulaufen. Vielleicht ist das ihre Natur, aber es ist schwer, es ihnen zu verzeihen. Ich frage mich, ob Sie das auch haben, lohn.

Während Pellam neben der Kamera gesessen und das Interview aufgezeichnet hatte, hatte er ermutigend genickt und sich vorgenommen, den letzten Satz und ihr Kichern herauszuschneiden.

Ihr zweiter Mann Harold Washington war, mit Alkohol vollgepumpt, im Hudson River ertrunken.

Mit ihm habe ich keine Liebe verloren. Aber in Geldsachen war er zuverlässig, hat mich nie betrogen und ist nie laut geworden. Manchmal vermisse ich ihn. Wenn mir einfällt, dass ich mal wieder an ihn denken könnte.

Etties jüngster Sohn Frank war auf dem Times Square in eine Schießerei zwischen Betrunkenen geraten und von einem Mann mit einem lilafarbenen Zylinder abgeknallt worden. Ihre Tochter Elizabeth, auf die Ettie wahnsinnig stolz war, war eine Immobilienverkäuferin in Miami. In einem oder zwei Jahren wollte Ettie nach Florida in ihre Nähe ziehen. Ihr ältester Sohn James, ein hübscher Mischling, war das einzige Kind, das sie von Doyle hatte. Auch er war vom Fernweh angesteckt worden und Richtung Westen verschwunden - nach Kalifornien, wie Ettie vermutete. Seit zwölf Jahren hatte sie nichts mehr von ihm gehört.

Die alte Dame war in ihrer Jugend wunderschön und von hitzigem Temperament gewesen, aber auch gebieterisch, wie die hundert Fotos gezeigt hatten, die nun zu Asche verbrannt waren. Heute war sie immer noch eine gut aussehende Frau mit jugendlicher dunkler Haut. Sie hatte sich oft überlegt, ihre mit Grau durchsetzten Haare zu färben, damit sie wieder so schwarz wie früher wären. Ettie redete so schnell wie eine britisch-amerikanische Südstaatenmischung, trank schlechten Wein und kochte hervorragende Kutteln mit Speck und Zwiebeln. Und sie konnte Geschichten über ihre Vergangenheit, über ihre Mutter und ihre Großmutter abspulen wie eine echte Schauspielerin, als ob Gott ihr diese Gabe als Ausgleich für all das geschenkt hatte, was er ihr verweigert hatte.

Und was würde jetzt aus ihr werden?

Das Taxi kam ins Schleudern, als es über die Achte Avenue raste, der Trennlinie zur Hell's Kitchen.

Pellam sah, dass an einem Schaufenster das Wort »Bakery« mit »Youth Outreach Center - Clinton Branch« übermalt war.

Clinton.

Diese Sozialeinrichtung für Jugendliche war ein wilder Ort mit Langzeitbewohnern. Für sie hieß das Viertel »Hell's Kitchen« und würde nie einen anderen Namen haben. »Clinton« wurde das Viertel offiziell von der Stadt, den PR-Büros und

den Immobilienmaklern genannt. Als ob der Name die Öffentlichkeit überzeugen könnte, dass dieses Viertel kein Sumpf aus Mietskasernen, Gangs, verrauchten Kneipen, Nutten und Bürgersteigen voller Crack-Ampullen war, sondern Anlaufpunkt für neu gegründete Firmen und Yuppie-Lofts. Pellam erinnerte sich an eines von Etties Interviews:

Kennen Sie schon die Geschichte, wie das Viertel zu seinem Namen kam? Die geht so: Sagt ein Polizist zu einem anderen: »Dieses Viertel ist die Hölle.« Der andere meint: »Hölle ist noch zu harmlos. Das ist des Teufels Küche.« Das erzählt man sich zwar, aber so war das nicht. O nein. Der Name stammt nämlich von einem Slumviertel in London. Wie könnte es in New York auch anders sein? Sogar die Namen der Stadtviertel sind geklaut.

»Jetzt schauen Sie sich das an!«, riss der Taxifahrer Pellam aus seinen Gedanken. »Dieselbe verdammte Scheiße wie gestern. Seit Wochen geht das so.«

Wütend fuchtelte er in Richtung des Staus. Dieser schien von der Baustelle des fast fertigen Hochhauses gegenüber des abgebrannten Hauses verursacht zu werden. Betonmischer fuhren durch das Maschendrahttor ein und aus und blockierten die Straße.

»Dieses Haus! Die sollen sich doch alle mal selbst am Arsch lecken. Es zerstört das ganze Viertel.« Er schlug so hart aufs Armaturenbrett, dass der Geruchskiller in Form eines Apfels fast hinunterfiel.

Pellam bezahlte, überließ den Fahrer seinen Flüchen und ging Richtung Hudson River.

Er kam an unbeleuchteten Geschäften vorbei, deren Fassaden mit Holz verkleidet waren - Vinnie's Fruits and Vegetables, Managro's Deli, Cuzin's Meats and Provisions, in dessen Schaufenster ganze, fertig zubereitete Tiere lagen. Buden mit

Klamotten und Holzstände mit Gewürzen und Kräutern ver-sperrten die Bürgersteige. Ein Geschäft mit afrikanischen Waren warb für Ukpor und Ogbono. »Kaufen Sie jetzt!«, drängte das Schild.

Pellam überquerte die Neunte Avenue und ging weiter bis zur Zehnten, vorbei an der Ruine von Etties Haus bis zu einem schäbigen sechsstöckigen Gebäude aus rotem Backstein an der Ecke.

Vor dem handgeschriebenen Schild am schmutzigen Fenster im Erdgeschoss blieb er stehen.

Herr Louis Bailey, Rechtsanwalt/Abogado. Strafrecht, Zivilrecht, Testamente, Scheidungen, Körperverletzung, Motorradunfälle. Immobilien. Notar. Kopier- und Faxdienst.

Zwei Glasscheiben fehlten. Eine war durch gelbes Papier ersetzt, in der anderen steckte eine ausgebliebene Cornflakes-Schachtel. Pellam blickte an dem baufälligen Gebäude hoch und überprüfte, ob er sich den richtigen Namen notiert hatte. Das hatte er.

Kopier- und Faxdienst...

Er drückte die Tür auf.

Es gab keinen Warteraum, nur das Apartment, das zu einem Büro umfunktioniert worden war. Es war voll gestopft mit Blättern, Schriftsätze, Büchern und sperrigen, antiquierten Bürogeräten - einem staubigen, altersschwachen Computer und einem Faxgerät. Hunderte Gesetzbücher, einige davon immer noch in mittlerweile gelb gewordenes Cellophan eingeschweißt.

Ein Schild verkündete: NOTAR.

Der Anwalt stand an seinem Kopiergerät, das er mit Blättern eines Dokuments fütterte. Die heiße Sonne drang durch die schmutzigen Fenster; in dem Zimmer mussten fast vierzig Grad herrschen.

»Sind Sie Mr. Bailey?«

Das verschwitzte Gesicht drehte sich um und nickte.

»Ich bin John Pellam.«

»Etties Freund. Der Schriftsteller.«

»Der Filmmacher.« Sie reichten einander die Hände.

Der beliebte Anwalt fasste sich an seine dicken, grauen Haare, die einfach nicht weniger werden wollten. Er trug ein weißes Hemd und eine breite, smaragdgrüne Krawatte. Sein grauer Anzug passte oben und unten nicht - die Hose war eine Nummer zu weit, die Jacke eine Nummer zu eng.

»Ich würde mit Ihnen gerne über den Fall reden«, begann Pellam.

»Hier drin ist es zu heiß.« Bailey legte die Kopien auf den Schreibtisch und wischte sich über die Stirn. »Die Klimaanlage spielt verrückt. Wie war's, wenn wir uns in mein anderes Büro zurückziehen? Ich habe hier in der Straße eine Zweigstelle.«

Eine Zweigstelle? »Zeigen Sie mir den Weg«, sagte Pellam.

Louis Bailey winkte der aufgeschwemmbten Barfrau zu. Ohne dass er etwas sagte, watschelte sie los, um ihm sein Stammgetränk zu bringen. »Was wollen Sie?«, rief sie Pellam mit irischem Akzent zu.

»Kaffee.«

»Irish?«

»Folgers«, antworte Pellam.

»Ich meinte - mit Whisky?«

»Ich meinte ohne.«

»Also«, fuhr Bailey fort, »die Untersuchungsergebnisse kamen gestern. Negativ. Kernspintomografie oder was das war. Sie wird schon wieder werden. Man hat sie ins Frauengefängnis gebracht.«

»Ich wollte sie gestern besuchen, wurde aber nicht reingelassen. Lomax, dieser Fire Marshal, war keine große Hilfe.«

»Das sind sie gewöhnlich nie, wenn Sie auf unserer Seite des Zauns stehen.«

»Ich hatte schließlich einen Polizisten aufgetrieben, der mir gesagt hat, dass Ettie Sie als Rechtsanwalt genommen hat.«

Mit einem widerlichen Quietschen ging die Tür auf, und zwei junge Männer in dunklen Anzügen blickten sich nur kurz, aber voller Entsetzen um und gingen gleich wieder. Baileys Zweigstelle - das zweifelhafte Emerald Isle Pub - war nicht der richtige Ort für Geschäftstermine.

»Kann ich sie sehen?«, fragte Pellam.

»Jetzt, wo sie im Gefängnis ist, könnten wir das irgendwie hinkriegen. Ich habe mit der A.D.A. gesprochen.«

»Der was?«

»Der stellvertretenden Bezirksstaatsanwältin. Sie heißt Lois Koepel. Sie ist weder gut noch schlecht. Sie hat ihre Macken. Vielleicht weil sie Jüdin ist. Oder weil sie eine Frau ist. Oder es ist was aus der Kindheit. Ich weiß nicht, was schlimmer ist. Ich habe ihr mit einer gerichtlichen Verfügung gedroht, damit sie Ettie besser versorgen - dass sie Schmerztabletten bekommt, ihre Verbände regelmäßig gewechselt werden. Aber sie kümmern sich natürlich trotzdem einen Dreck um sie.«

»Das denke ich mir.«

Bailey gab seine Einsehätzung des Falls zum Besten, während er an seinem Martini Dry nippte und Pellam an seinem bitteren Kaffee. Pellam wiederum versuchte, die Fähigkeiten des Anwalts einzuschätzen. Aus Baileys Mund waren keine Gesetze, Fallbeispiele oder Verfahrensvorschriften zu hören. Pellam kam vage zu dem Schluss, dass er einen engagierteren Anwalt vorgezogen hätte, der, wenn er schon nicht versiert war, wenigstens nicht in seinem Lebenslauf bereits so weit von seinem Jurastudium entfernt gewesen wäre.

»Was ist das für ein Film, den Sie da drehen?«, fragte Bailey, der noch einen Schluck von seinem Drink nahm.

»Eine erzählte Geschichte über Hell's Kitchen. Ettie ist meine beste Quelle.«

»Ja, eines ist sicher: Diese Frau kann Geschichten erzählen.«

Pellam faltete seine Hände um den heißen Kaffeebecher. In der Bar war es kalt. Ein übler Wind blies aus einer stotternden Klimaanlage über der Tür. »Warum wurde sie verhaftet? Lomax hat mir nichts darüber erzählt.«

»Na ja, das kann ich Ihnen sagen: Man hat irgendwelches Zeug gefunden.«

»Zeug.«

»Und das heißt nichts Gutes. Ein Zeuge hat gesehen, wie sie kurz vor dem Ausbruch des Feuers das Haus betreten hat. Es hat unten angefangen, gleich neben dem Heißwasserspeicher. Sie hat einen Schlüssel für den Hintereingang.«

»Haben das nicht alle Bewohner?«

»Nur einige. Aber sie wurde beobachtet, wie sie fünf Minuten vor Ausbruch des Feuers die Tür geöffnet hat.«

»Gestern habe ich gegenüber vom Haus eine Nachbarin getroffen«, meinte Pellam. »Sie sagte, sie habe ein paar Leute in der Gasse gesehen. Kurz vor dem Brand. Drei oder vier Männer. Eine nähere Beschreibung konnte sie nicht geben.«

Bailey nickte und kritzelt etwas in sein ledergebundenes Notizbuch, dessen Initialen nicht den seinen entsprachen.

»Sie hätte es gar nicht tun können«, sagte Pellam. »Ich war da. Sie ging vor mir die Treppe hinauf, als es begann.«

»Oh, man geht nicht davon aus, dass sie das Feuer tatsächlich selbst gelegt hat. Man glaubt, sie hätte einem Pyromanan die Tür aufgemacht.«

»Ein professioneller Brandstifter?«

»Ein Profi, ja. Aber auch ein Wahnsinniger. Ein Typ, der ein paar Jahre für die Stadt gearbeitet hat. Er vermischt Benzin mit Öl. Genau das richtige Verhältnis. Er weiß, was er tut. Benzin allein ist zu instabil, deswegen mischt er Öl dazu. Das Feuer braucht etwas länger, bis es richtig in Fahrt kommt, aber es brennt heißer. Dann - aufgepasst! - tut er noch Spülmittel dazu, damit das Zeug besser an der Kleidung und der Haut kleben bleibt. Wie Napalm. Typen, die Feuer für Geld

legen, würden das nicht tun. Und sie legen kein Feuer, wenn Menschen in der Nähe sind, weil sie niemanden verletzen wollen. Unserem Typen hier gefällt das. Der Fire Marshal und die Polizei machen sich Sorgen. Er wird immer verrückter. Sie kriegen Druck von oben, weil sie ihn noch nicht geschnappt haben.«

»Dann glaubt Lomax also, Ettie hätte ihn dafür bezahlt«, überlegte Pellam. »Was ist mit der Tatsache, dass auch sie bei nahe umgebracht wurde?«

»Die Staatsanwältin denkt, Ettie wollte es bis in ihre Wohnung schaffen, um ein Alibi zu haben. Vor ihrem Fenster war eine Feuerleiter. Sie hätte aber den Zeitplan vermurkst. Man glaubt auch, sie hätte den Brand genau für den Moment geplant, in dem Sie sich mit ihr bei ihr zu Hause verabredet hatten, sodass Sie ihr ein Alibi verschaffen konnten.«

»Sie würde mich nicht verletzen wollen«, spottete Pellam.

»Aber Sie kamen zu früh, oder?«

»Ein paar Minuten, ja«, bestätigte Pellam schließlich. »Aber alle scheinen etwas zu übersehen: Was für ein Motiv sollte sie denn haben?«

»Ah, ja, das Motiv.« Wie schon mehrmals zuvor schwieg Baileys einen Moment, um seine Gedanken zu sortieren. Er leerte seinen Martini Dry und bestellte einen neuen. »Mach das Glas aber diesmal voll, Rosie O'Grady. Und lass dich von den riesigen Oliven nicht dazu verleiten, mich zu bescheißen.« Er wandte sich wieder an Pellam. »Letzte Woche hat Ettie eine Hausratsversicherung über fünfundzwanzigtausend Dollar abgeschlossen.«

Pellam nippte noch einmal an seiner Tasse, bevor er sie von sich fort schob. Der gallenbittere Geschmack rührte nur zum Teil vom Kaffee. »Weiter.«

»Sie wurde über den angegebenen Wert abgeschlossen. Schon mal davon gehört? Das heißt, dass man hohe Prämien bezahlt, aber wenn die Wohnung kaputt geht, bekommt man

von der Versicherung diesen Betrag, egal, ob Chippendale-Möbel oder nur Apfelsinenkisten drin stehen.«

»Aber das ist doch viel zu offensichtlich - zuerst eine Versicherung abschließen, im nächsten Monat das Haus anzünden.«

»Ja, aber die Polizei mag es, wenn Verbrechen so offensichtlich sind, Mr. Pellam. Auch die Geschworenen. In New York ist man nicht besonders scharfsinnig. Deshalb kommen schlaue Jungs, die einen Mord begehen, immer so locker davon.« Als ihm der Martini Dry gebracht wurde, beugte sich Bailey darüber wie ein Kind über sein Weihnachtsgeschenk.

»Und außerdem sind Frauen die Hauptverdächtigen bei Versicherungs- und Sozialhilfebetrug. Wenn eine Frau von der Sozialhilfe lebt und ihre Wohnung abbrennt, landet sie ganz oben auf der Liste für eine schönere Wohnung. Das passiert jeden Tag. Der Fire Marshal hat nur kombiniert: eine Frau, eine Versicherungspolice und ein verdächtiges Feuer. Bingo, seine Arbeit ist erledigt.«

»Jemand schiebt ihr das in die Schuhe. Verdammtd, wenn es um die Versicherung ging, warum dann das ganze Haus abbrennen? Warum nicht nur ihre Wohnung?«

»Das ist weniger verdächtig. Und dieser Pyromane richtet so viel Schaden an, wie er kann. Es war Zufall, dass sie ausgerechnet ihn angeheuert hat. Vielleicht wusste sie gar nicht genau, was er vorhatte.«

Pellam, der ehemalige unabhängige Filmemacher und Drehbuchautor, dachte oft über das Leben als Vorlage für ein Drehbuch nach. Dieses hier schien einige Lücken aufzuweisen. »Gut, sie müssen ihr die Police zugeschickt haben. Was hat Ettie gesagt, als sie sie gesehen hat?«

»Die Versicherungsagentur behauptet, sie hätte den Antrag abgeholt, zu Hause ausgefüllt und zurückgeschickt. Die Agentur hätte es an die Hauptstelle weitergeleitet. Eine Bestätigung für den Versicherungsbeginn wurde am Tag vor dem Brand an sie losgeschickt. Also hat sie diesen Brief nie bekommen.«

»Dann könnte doch der Mitarbeiter bei der Versicherung bestätigen, dass es nicht Ettie war«, erläuterte Pellam.

»Der Angestellte hat sie auf dem Bild als die Frau erkannt, die den Antrag abgeholt hat.«

Pellam, der schon immer an Verschwörungstheorien glaubte, hatte das Gefühl, hier läge der Stoff für einen Oliver-Stone-Film. »Was ist mit dem Scheck für die Beitragszahlung?«

»Sie hat in bar bezahlt.«

»Und was meint Ettie dazu?«, fragte Pellam.

»Sie leugnet natürlich alles«, antwortete Bailey in einem Ion, als wäre ein Leugnen vor Gericht so nützlich wie die Fliege, die neben ihnen über den Tresen krabbelte. »So, jetzt zu den praktischen Dingen. Die Anklageerhebung ist für morgen festgesetzt. Die Staatsanwältin verbreitet das Gerücht, der Termin würde verschoben werden. Sie wissen, was dieser Termin bedeutet? Da wird...«

»Ich weiß, was dabei passiert«, unterbrach ihn Pellam.

»Wie sieht es mit einer Kautions aus?«

»Ich glaube nicht, dass sie sehr hoch sein wird. Ich werde ein paar professionelle Kautionsbürgen aufsuchen, die ich kenne. Bei ihr besteht kaum Fluchtgefahr, weil sie ohnehin kaum laufen kann. Und es ist kein Mord.«

»Mr. Bailey«, unterbrach ihn Pellam.

Der Anwalt hielt eine Hand hoch. »Louis, bitte.« *Louie*. Bailey knurrte den Namen vor sich hin, und für einen kurzen Moment wurde er zu seinem Idol Dämon Runyon, dem Star-reporter und Krimiautoren.

»Haben Sie so etwas schon einmal gehabt?«, fragte Pellam.
»Einen Fall wie diesen?«

»Ah.« Bailey bog seinen Kopf nach hinten und griff sich an die schlaffe Wange. Sein Blick wurde plötzlich klar und aufmerksam. »Ich habe gesehen, wie Sie mich beobachtet haben. Meine Krawatte vom Wühltisch aus dem Ausverkauf. Meine durchgescheuerten Manschetten. Meinen billigen Anzug von

der Stange. Haben Sie gesehen, dass die Karomuster nicht ganz zusammenpassen? Die Originalhose musste ich vor einem Jahr wegwerfen, dann habe ich mir eine gesucht, die der alten am nächsten kam. Und Sie waren Gentleman genug, nichts über meinen Flüssig-Brunch zu sagen.«

Er zeigte auf seine rechte Hand - eine dramatische Geste, die er gerade noch abmildern konnte. »Dies ist ein Ring von der New York Law School. *Nicht* von der NYU. Das ist ein großer Unterschied. Ich bin abends hingegangen, weil ich tagsüber als Zustellungsbeamter gearbeitet habe. Und mein Abschluss lag etwas unter dem Durchschnitt meines Jahrgangs.«

»Ich bin sicher, Sie sind ein guter Anwalt.«

»Oh, natürlich bin ich das nicht.« Bailey prustete vor Lachen. »Na und? Das hier ist kein Upper-East-Side-Fall. Das ist kein Soho- oder Westchester-Fall. Für solche Fälle braucht man einen guten Anwalt. Das hier ist ein Hell's-Kitchen-Fall. Ettie ist arm, sie ist schwarz, die Fakten sprechen gegen sie, und die Geschworenen werden sie für schuldig befinden, noch bevor die Geschworenenliste überhaupt aufgestellt wurde. Das Gesetz zählt hier nicht.«

»Was zählt denn sonst?«

»Die Mühlen«, flüsterte er theatralisch. Seine Stimme hörte sich an, als käme sie aus dem Sumpf.

Pellam hatte keine Lust, ihm nur die Stichworte für seine Pointen zu geben. Er schwieg. Draußen fuhr langsam ein Wagen vorbei. Ein BMW-Kabrio. Selbst in der Bar hörte man den dröhnenen Bass eines Rap-Songs, der Pellam schon mehrmals aus den offenen Fenstern in seinem Viertel entgegenschallt war.

It's a white man's world, now don't be blind...

Ja genau, dies war eine Welt der Weißen...

Der Wagen fuhr vorbei.

»Die Mühlen«, fuhr Bailey fort, während er seine Olive

quälte. »Ich will damit sagen, das Erste, was man über Hell's Kitchen lernt, ist, dass jeder einen töten kann, egal aus welchem Grund. Oder auch ohne Grund. Das ist bekannt. Was kann man also tun, um zu überleben? Na ja, man kann dafür sorgen, dass es für den anderen lästig ist, wenn er einen umbringt. Man macht einen Bogen um Durchgänge, wenn man eine Straße entlanggeht, man vermeidet Augenkontakt, man zieht sich etwas schlampiger an, an Straßenecken hält man sich in der Nähe von anderen Menschen auf, man nennt in Bars wie dieser hier beiläufig die Namen von Gewerkschaftsbossen oder Polizisten aus Midtown South. Verstehen Sie, was ich meine? Man bringt die Mühlen ins Stocken. Wenn es dem Mörder zu viel Probleme macht, einen Menschen zu töten, geht er vielleicht - aber auch nur vielleicht - zum Nächsten.«

»Und Ettie?«

»Alle - die Staatsanwaltschaft, die Polizei, die Presse - gehen den Weg des geringsten Widerstands. Wenn in diesem Fall die Mühle irgendwie hängen bleibt, wird man sich den Nächsten angeln. Sich einen anderen großartigen Verdächtigen suchen. Das ist das Einzige, was wir für Ettie tun können. Die Mühlen ins Stocken bringen.«

»Dann besorgen wir ihnen eben einen anderen Verdächtigen. Wer hat denn sonst noch ein Motiv? Der Eigentümer, oder? Wegen der Versicherung.«

»Möglicherweise. Ich werde den Vertrag überprüfen, um zu sehen, wie das mit seiner Versicherung aussieht.«

»Warum würde sonst jemand das Haus abbrennen?«

»Kinder tun das, weil sie einen Kick brauchen. Das steht in dieser Stadt an oberster Stelle. Nummer zwei: Rache. Irgendjemand schlafst mit der Frau eines anderen. Spritzen schnell ein bisschen Feuerzeugbenzin unter seine Tür. Viele Täter legen einen Brand, um damit ein anderes Verbrechen zu vertuschen. Besonders Vergewaltigungen mit Todesfolge. Einbrüche. Sozialamtsbetrug, wie schon gesagt. Eitelkeitsverbrechen - der

Junge von der Poststelle legt im Büro ein Feuer und löscht es wieder. Er ist ein Held... Dann gibt's in Hell's Kitchen viele Fälle von Brandstiftung an denkmalgeschützten Gebäuden - die Stadt kennzeichnet alte Häuser mit diesem besonderen Status, weil sie historisch sind. Wenn jemand ein altes Haus besitzt, das kein Geld abwirft, weil der Unterhalt zu teuer ist, reißt er es ab und baut an dieselbe Stelle ein einträglicheres. Aber denkmalgeschützte Häuser dürfen nicht abgerissen werden. Was passiert also? O mein Gott, es brennt! Was für ein Zufall! Der Besitzer hat die Freiheit, alles das hinzubauen, was er will. Wenn er nicht geschnappt wird.«

»War Etties Haus denkmalgeschützt?«

»Ich weiß nicht. Das kann ich herausfinden.«

Die Art, wie Bailey den letzten Satz betonte, machte etwas deutlicher, wie man eine Mühle aus dem Tritt brachte. Pellam zog seinen Geldbeutel hinten aus der Hosentasche und legte ihn auf den Tresen.

Das Gesicht des Anwalts verzog sich zu einem ginhaltigen Lächeln. »O ja, so funktioniert das in Hell's Kitchen. Jeder hat seinen Preis. Ich wohl auch.« Das Lächeln erstarb. »Oder vielleicht ist mein Preis einfach nur zu hoch. Da passe ich mich der Standesethik hier an - sich teuer zu verkaufen.«

Ein Polizeiwagen schoss mit eingeschaltetem Blaulicht, aber ohne Sirene am Fenster vorbei. Irgendwie ließ die Lautlosigkeit das Ereignis wie etwas besonders Schreckliches und Dringendes erscheinen.

Dann sank Baileys Laune derartig schnell in den Keller, dass Pellam vermutete, dass ihn der zweite Cocktail - oder war es der dritte? - völlig zum Miesepeter gemacht hatte. Väterlich berührte er Pellams Arm, und hinter dem Schleier vor seinen Augen schimmerte zögerlich sein Scharfsinn hindurch.
»Da gibt's noch was, was ich sagen will.«

Pellam nickte.

»Sind Sie sicher, dass Sie in diese Sache reingezogen wer-

den wollen? Warten Sie. Bevor Sie antworten, lassen Sie mich ihnen eine Frage stellen. Sie haben mit vielen Leuten hier in der Gegend geredet. Wegen Ihres Films?«

»Am meisten mit Ettie. Aber auch mit ein paar Dutzend anderer.«

Bailey nickte, begutachtete Pellams Gesicht aus der Nähe, prüfte es. »Nun, an die Menschen aus Heils Kitchen kann nun sich leicht ranmachen. Sie reichen einem einen Flachmann mit Schnaps und wischen die Öffnung nicht ab, nachdem Sie ihn zurückgegeben haben. Stundenlang sitzen sie mit einem vor den Treppeneingängen herum. Manchmal kriegt man sie nicht mehr zum Schweigen.«

»Das habe ich auch bemerkt. Stimmt.«

»Das gibt Ihnen ein wohliges Gefühl, oder?«

»Genau.«

»Aber es ist nur Geschwätz«, sagte Bailey. »Es bedeutet nicht, dass sie Sie akzeptieren. Oder Ihnen vertrauen. Und bilden Sie sich nicht ein, Sie würden Geheimnisse hören. Jemandem wie Ihnen würden sie sie nicht erzählen.«

»Und was erzählen *Sie* mir?«, fragte Pellam.

Baileys Scharfsinn stellte auf Vorsicht um. »Ich sage Ihnen, dass es hier gefährlich ist«, erklärte Bailey nach einer Pause. Sehr gefährlich. Und es wird immer schlimmer. In letzter Zeit hat es oft gebrannt, mehr als normal. Gangs... Schießereien.«

Der Lokalteil der Times war voll mit Geschichten von Schießereien. Kinder, die Waffen in die Grundschule schmuggelten. Unschuldige Menschen, die im Kreuzfeuer oder von wahnsinnigen Heckenschützen niedergeschossen wurden. Pellam hatte aufgehört, Zeitung zu lesen, als er zwei Wochen in der Stadt war.

»Die Zeit in Heils Kitchen ist hart.«

Im Vergleich zu wann, fragte sich Pellam.

»Sind Sie wirklich sicher, dass Sie in diese Sache reingezo-

gen werden wollen?«, fragte Bailey. Als Pellam antworten wollte, hob er die Hand. »Sind Sie sicher, Sie möchten dort hin, wohin Sie die Sache bringen könnte? «

Pellam antwortete mit einer anderen Frage: »Wie viel?« - und tippte auf seinen Geldbeutel.

Bailey zog wieder seinen Alkoholschleier vor die Augen. »Alles zusammengerechnet?« Er zuckte die Schultern. »Ich muss einen Polizisten finden, der mir den Bericht über die Brandstiftung, den Namen des Versicherungsagenten und alles besorgt, was es über Ettie gibt. Die Grundstückseintragung und die Übertragungsurkunde sind öffentlich und können eingesehen werden, aber es dauert Wochen, wenn man es nicht tut, wissen Sie...«

»Die Mühlen zum Laufen bringen«, murmelte Pellam.

»Ich würde sagen, tausend.«

Pellam fragte sich, was der wirkliche Grund für den Handel war - abstrakte Moral oder seine eigene Leichtgläubigkeit.

»Fünfhundert.«

Bailey zögerte. »Ich weiß nicht, ob ich es dafür tun kann.«

»Sie ist unschuldig, Louis. Das heißt, Gott ist auf unserer Seite. Reicht das nicht für einen Rabatt?«

»In Hell's Kitchen?« Bailey grölte vor Lachen. »Es ist das Viertel, das Gott vergessen hat. Geben Sie mir sechshundert, und ich werde das Beste daraus machen.«

...Fünf

Er hatte den Stadtplan auf dem wunderschönen Fleischerblock ausgebreitet.

Strich das Papier mit seinen langen, dünnen Fingern glatt. Sonny hatte Papier gern, wusste, dass es die reinkarierte Haut von Bäumen war. Er mochte das Geräusch, das Papier machte,

wenn es sieh bewegte, ihm gefiel es, wenn er es anfasste. Er wusste, dass es besser als alles andere brannte.

Sonny blickte auf und begutachtete die höhlenartige Loftwohnung.

Zurück zum Plan, dem Plan von Manhattan. Mit dem Finger fuhr er die farbigen Linien der Straßen entlang auf der Suche nach dem Gebäude, in dem er sich gerade befand. Mit einem teuren Kugelschreiber malte er einen Kreis an die betreffende Stelle, trank ein Schlückchen Gingerale aus einem Weinglas.

Er hörte ein Schlurfen und ein Geräusch wie das Miauen einer Katze. Er blickte nach rechts - zu der Zeugin, die mit Joe Buck geflirtet hatte. Die arme rothaarige Agentin Scullery von Ernst & Young; sie muss einen Haufen Geld verdienen, weil das hier eine wirklich hübsche Loftwohnung war. Er blickte sie von oben bis unten an und dachte erneut, dass sie viel besser aussehen würde, wenn ihre Haare so lang wie seine wären. Sie lag auf der Seite, Hände und Füße mit Klebeband zusammengebunden. Ein Knebel steckte in ihrem Mund.

»Deine Sendung? Im Fernsehen? Ich glaube wirklich nicht, dass sich das FBI mit solchem Zeug beschäftigt«, sagte er sachlich. »Meinst du wirklich, die Bundesagenten würden was drauf geben, wenn da oben Außerirdische wären?« Seine Stimme war sanft, als er redete, klang aber abwesend. Er berührte die farbenfrohen Quadrate auf dem Stadtplan - sie erinnerten ihn an die Bausteine, die ihm seine Mutter als Kind gekauft hatte.

Hier.

Er markierte ein anderes Gebäude.

Hier.

Noch eines.

Mit dem Finger fuhr er über mehrere andere Stellen und markierte auch sie mit einem Kreuz. Er würde viel Arbeit haben. Aber das Letzte, womit Sonny Probleme hatte, war Arbeit. Der Lohn liegt im Erfolg.

Agentin Scullery schielte über das graue metallische Klebeband und trommelte laut und panisch mit ihren Füßen.

»Ach, herrje!« Er faltete den Stadtplan sorgfältig zusammen und steckte ihn wieder hinten in seine Tasche. Der Kugelschreiber landete in Sonnys Brusttasche, nachdem er die Mine gewissenhaft im Schaft hatte verschwinden lassen. Er hasste Tinte auf seiner Kleidung. Dann ging er im Kreis um Agentin Scullery herum, die wimmernd mit den Beinen ausschlug und hin und her rollte.

In der Küche untersuchte er den Gasherd. Ein Gerät der Spitzenmarke, doch Sonny kannte Maushaltsgeräte lediglich von seiner Arbeit her. Seinen eigenen Herd benützte er nur, um Wasser für seinen Kräutertee zu erhitzten. Er aß Gemüse, das er nie kochte; die ganze Sache mit Essenkochen fand er abstoßend. Er kniete sich auf den makellosen Fliesenboden und zog die Klappe vom Backofen auf. Das Bimetall-Absperrventil hatte er in fünf Sekunden unbrauchbar gemacht, den Anschlusssschlauch in zehn Sekunden abmontiert. Der saure Geschmack des Geruchszusatzes für Erdgas - das Gas selbst hatte keinen Geruch - erfüllte die Küche. Süß und bitter und seltsam angenehm - wie Tonicwasser.

Er ging zur Eingangstür der Wohnung und schaltete das Licht ein und aus, um zu sehen, welche Lampe anging - sie hing nicht weit entfernt an der Decke. Sonny stieg auf einen Stuhl, streckte sich und zerschlug die Birne mit seinem Schraubenschlüssel. Glassplitter regneten auf seine Haare und Schultern herab. Die Decken waren hoch, und er musste sich richtig recken. Er war sich sicher, dass ihn die große Agentin Scullery auslachte.

Doch wer zuletzt lacht, lacht am besten, dachte Sonny, der sie anschaut, während er zu seiner Tasche ging, die Dose mit dem Saft herausholte und den Inhalt über ihre Bluse und ihren Rock goss. Sie robbte von ihm fort.

»Und wer lacht jetzt? Ha?«

Sonny schloss im gesamten Loft die Vorhänge, dann trat er auf den Flur. Die Tür ließ er angelehnt. In der Eingangshalle notierte er sich rasch die Namen von sechs anderen Bewohnern.

Eine halbe Stunde später stand er, den Hörer unters Kinn geklemmt, in einer Hand eine halb gegessene Mango, einen Block weiter in einer Telefonzelle und tippte Telefonnummern ein.

Beim fünften Versuch hatte er Erfolg. »Hallo?«, meldete sich jemand.

»Bin ich hier richtig bei Roberts?«

»Ja, ich bin Sally Roberts.«

»Prima. Hallo, Sie kennen mich nicht. Ich bin der Bruder von Alice Gibson, die bei Ihnen im Haus wohnt.«

»Ach ja, Alice. In Vier-D.«

»Genau. Sie hat gesagt, dass Sie auch dort wohnen, und ich habe Ihre Nummer von der Auskunft. Wissen Sie, ich mache mir ein wenig Sorgen um sie.«

»Wirklich?« Die Frau klang ebenfalls besorgt.

»Wir haben gerade eben miteinander telefoniert, und sie meinte, sie würde sich richtig elend fühlen. Lebensmittelvergiftung, vermutet sie. Sie hat aufgelegt, und ich habe versucht, sie noch einmal anzurufen, aber sie geht nicht mehr ans Telefon. Ich bitte Sie zwar nicht gerne, aber meinen Sie, Sie könnten mal nachsehen? Ich habe Angst, dass sie ohnmächtig geworden ist.«

»Natürlich. Soll ich mir Ihre Nummer aufschreiben?«

»Ich bleibe einfach am Apparat, wenn es Ihnen nichts ausmacht«, sagte Sonny, der höfliche Bruder. »Das ist wirklich nett von Ihnen.«

Er lehnte den Kopf gegen das Aluminium der Telefonzelle. Schweißflecken blieben daran zurück. Warum der viele Schweiß, dachte er wieder. Aber es ist heiß draußen. *Jeder schwitzt.* Aber nicht die Hände von jedem zittern. Diesen Ge-

danken schob er beiseite. Denk über was anderes nach. Zum Beispiel ans Abendessen? Gut. Was würde es heute zum Abendessen geben? Eine reife Tomate. Eine gute Jersey-Tomate. Sie waren schwer zu bekommen. Salz und ein bisschen...

Das war komisch - der Klang der heftigen Explosion erreichte ihn durchs Telefon, noch bevor er ihn direkt hörte. Dann wurde die Leitung unterbrochen, und die Telefonzelle wurde unter dem Luftdruck kräftig geschüttelt. Typisch für Erdgasexplosionen war, dass es eine blauweiße Flamme und sehr wenig Rauch gab, als die Fenster vom Zustrom des Sauerstoffs nach innen zerbarsten und, dank der bei der Verbrennung freigesetzten Energie, gleich darauf nach außen platzten.

Feuer saugt Gegenstände mehr an, als dass es sie abstößt.

Einen Augenblick beobachtete Sonny die Flammen, die sich auf die obere Etage der verstorbenen Agentin Scullery ausbreiteten. Das geteerte Dach wurde von den Flammen erfasst, der Rauch wechselte seine Farbe von weiß über grau zu schwarz.

Er wischte seine Hände an einer Serviette ab. Dann öffnete er vorsichtig den Stadtplan und zog einen Kreis um das Kreuz, mit dem er das Haus mit ihrer Loftwohnung markiert hatte. Die Mango warf er weg und dann machte er sich auf den Weg zurück zu seiner Wohnung. Er ging schnell, in entgegengesetzter Richtung der Neugierigen. Er nahm ihre Aufregung wahr und wünschte sich, sie wüssten, dass sie dafür ihm zu danken hatten.

»Wie geht's dir, Mutter?«

»Wie's ihr geht?«, hallte eine Stimme über den kalten Zementboden. »Was sie so treibt?«

Ettie Washington lag mit angezogenen Beinen auf der Pritsche. Sie öffnete die Augen. Ihr erster Gedanke: ihre Klei-

dung. Sie war immer darauf bedacht, dass sie hübsch aussah, dass ihre Blusen und Röcke immer gebügelt waren. Aber hier, im Frauengefängnis von Downtown Manhattan, wo man - natürlich abgesehen von Gürteln und Schuhbändern - Straßenkleidung tragen durfte, hatte Ettie Washington keine eigenen Kleider.

Als man sie aus dem Krankenhaus hierher verlegt hatte, hatte sie nur ihre blassblaue, gepunktete Krankenhausnachthemd getragen, bei dem der Rücken offen war. Keine Knöpfe, nur Bänder. Sie war ziemlich wütend. Schließlich hatte einer der Aufseher ein einfaches Kleid für sie aufgetrieben, Anstaltskleidung. Blau. Eine Million Mal gewaschen. Sie hasste es.

»He, Mutter, hörst du mich? Geht's dir gut?«

Etwas Großes, Schwarzes schwebte über ihr. Eine Hand strich über ihre Stirn. »Sie ist ganz heiß. Vielleicht hat sie Fieber.«

»Gott wird über diese Frau wachen«, sagte eine andere Stimme am anderen Ende der Gefängniszelle.

»Sie wird schon wieder werden. Du wirst schon wieder werden, Mutter.« Die große Frau jenseits der Vierzig sank auf die Knie neben Ettie, die blinzelte, bis sie ihr Gegenüber deutlich erkennen konnte.

»Wie geht's deinem Arm?«

»Er tut weh«, antwortete Ettie. »Gebrochen.«

»Das ist aber ein hübscher Gips.« Die braunen Augen blickten auf Pellams Unterschrift.

»Wie heißt du?«, fragte Ettie, die sich abmühte, um sich aufzurichten.

»Nein, nein, Mutter, bleib liegen. Ich bin Hatake Imaham.«

»Ich bin Ettie Washington.«

»Das wissen wir.«

Ettie versuchte wieder, sich aufzusetzen. Sie kam sich hilflos vor, schwächer, als sie ohnehin schon war, wenn sie auf dem Rücken lag.

»Nein, nein, nein, Mutter, bleib liegen. Nicht aufstehen. Man hat dich hier wie einen Sack Mehl reingetragen. Diese weißen Ärsche. Haben dich hier einfach hingelegt.«

Zwei Dutzend Pritschen waren auf dem Boden verschraubt. Die Matratzen waren keine drei Zentimeter dick und hart wie Dreck. Man hätte Ettie genauso gut auf den Boden legen können.

Ettie erinnerte sieh nur dunkel daran, wie die Polizisten sie vom Krankenhaus hierher gefahren hatten. Sie war erschöpft gewesen und hatte unter Beruhigungsmitteln gestanden. Sie hatten einen Polizeigefangenewagen genommen, und ihr war es so vorgekommen, als hätte der Fahrer die Kurven etwas zu heftig genommen - mit Absicht. Zweimal war sie von dem mit glattem Plastik überzogenen Rücksitz gerutscht, und hatte sich den gebrochenen Arm so fest angehauen, dass es ihr die Tränen in die Augen getrieben hatte.

»Ich bin müde«, sagte sie zu Hatake und blickte an der großen Frau vorbei zu den anderen Insassinnen in der Zelle. Das Gefängnis bestand aus einem einzigen großen, beige gestrichenen Raum mit Gitterstäben. Wie viele andere aus Hell's Kitchen wusste Ettie Washington ein bisschen über diese Verwahranstalten Bescheid. Sie wusste, dass die meisten Frauen wegen Lappalien hier waren. Ladendiebstahl, Prostitution, leichte Körperverletzung, Betrug. Wobei Ladendiebstahl in Ordnung war, weil man damit seine Familie versorgen konnte. Prostituierte - Ettie hasste das Wort »Nuttle« - war man, weil man keinen anständigen Job mit einem anständigen Gehalt bekam; abgesehen davon arbeitete man wenigstens und musste nicht stempeln gehen. Körperverletzung - nun ja, die Freundin des Ehemannes verdreschen? Was ist daran schon schlimm? Ettie hatte es selbst ein oder zwei Mal getan. Und was die Gaunerei mit dem Sozialamt anging - o bitte. Ein volles Euter will schließlich gemolken werden...

Ettie hatte Lust auf Wein. Tierische Lust. Sie hatte hundert Dollar in ihrem Gips versteckt, aber es sah nicht so aus, als würde hier jemand in der Lage sein, ihr eine Flasche zu besorgen. Klar, das hier waren alles nur kleine Mädchen, die meisten noch Babys.

Hatake Imaham strich Ettie wieder über den Kopf.

»Du bleibst hier liegen, Mutter. Du bist ganz ruhig und machst dir um nichts Sorgen. Ich passe auf dich auf. Ich besorge dir, was du brauchst.«

Hatake war eine große Frau. Ihre afrikanisch geflochtenen Zöpfe waren mit Perlen geschmückt. Elizabeth hatte ihr Haar an dem Tag, an dem sie New York City verlassen hatte, genauso getragen. Ettie bemerkte die riesigen Löcher in Hatakes Ohrläppchen und fragte sich, wie groß die Ohrringe gewesen sein mochten, dass die Löcher so ausgeleiert waren. Ob Elizabeth auch solchen Schmuck trug? Vielleicht. Das Mädchen hatte einen Hang zum Prahlerischen.

»Ich muss mal telefonieren«, meinte Ettie.

»Das wirst du noch nicht dürfen.« Hatake fasste sie sanft am gesunden Arm.

»Irgend so ein Schwein hat mir meine Tabletten weggenommen«, beschwerte sich Ettie. »Eine der Wärterinnen. Ich muss sie wiederhaben.«

Hatake lachte. »Schätzchen, diese Tabletten sind bestimmt schon längst nicht mehr hier im Knast. Verkauft und weg. Vielleicht finden wir was anderes. Irgendwas wird dir schon helfen. Ich wette, das tut höllisch weh.«

Ettie wollte schon sagen, dass sie etwas Geld dabei hatte und bezahlen könnte. Aber instinktiv wusste sie, dass sie ihr Geheimnis noch eine Weile für sich behalten musste. »Danke«, sagte sie nur.

»Leg dich zurück. Ruh dich aus. Wir passen auf dich auf.«

Ettie schloss die Augen und dachte über Elizabeth nach. Dann dachte sie an ihren Mann Billy Doyle und schließlich an

John Pellam. Doch dieser trieb sich nur fünf Minuten in ihren Gedanken herum, dann war sie eingeschlafen.

»Und?«

Hatake Imaham kehrte zu der Gruppe von Frauen am anderen Ende der Zelle zurück.

»Diese Nutte, sie hat's getan. Sie ist schuldig.« Hatake behauptete nicht, eine wahre Mambo zu sein, doch in Hell's Kitchen wusste man, dass sie einen sechsten Sinn hatte. Hand auflegen, um Krankheiten zu heilen, war nicht gerade ihre Stärke, doch es war bekannt, dass sie jemanden berühren und seine tiefsten Geheimnisse erforschen konnte. Das Zittern auf Etties Stirn deutete auf ihr Schuldgefühl hin.

»Scheißex«, fauchte eine der Frauen. »Sie hat den Jungen abgefackelt, sie hat den kleinen Jungen abgefackelt.«

»Den Jungen?«, flüsterte eine andere ungläubig. »Sie hat das Haus im *Erdgeschoss* in Brand gesteckt - hast du das nicht gelesen? Auf der sechsunddreißigsten Straße. Sie hätte alle in dem Haus umbringen können.«

»Und diese Nutte nennt sich auch noch Mutter«, brummte eine hagere Frau mit tief liegenden Augen. »Verdammtes Weib. Ich würde sagen...«

»Pssst.« Hatake wedelte mit der Hand.

»Mach sie fertig. Mach diese Nutte jetzt gleich fertig. «

Hatake verzog voller Wut ihr Gesicht. »Ruhe! Damballah! Wir machen, was ich sage. Klar, Mädchen? Ich werde sie nicht töten. Damballah verlangt nur das, was Ettie selbst getan hat.«

»Gut, Schwester«, flüsterte das Mädchen ängstlich. »Gut. Das ist cool. Was sollen wir tun?«

»Pssst«, zischte Hatake wieder und blickte durch das Gitter, wo ein Aufseher außer Hörweite lethargisch auf seinem Stuhl saß. »Wer wird heute rauskommen und seinen Kerl sehen?«

Einige Frauen hoben den Arm. Die Prostituierten. Ihr Ver-

fahren wurde vorgezogen, damit man sie schneller wieder los wurde, wie Hatake wusste. Als ob die Stadt sie mit einem Minimum an Zeitverlust wieder auf den Straßen haben wollte.

»Du bist Danette, oder?«, fragte Hatake die Älteste.

Die Frau nickte. Ihr pockennarbiges Gesicht blieb ruhig.

»Ich will dich um einen Gefallen bitten. Ist das in Ordnung?«

»Was soll ich tun?«

»Du sprichst mit deinem Kerl, wenn du in den Gerichtssaal kommst.«

»Ja, klar, Schwester.«

»Sag ihm, es wird sich für ihn lohnen. Nachdem du draußen warst, kommst du wieder zurück.«

Danette runzelte die Stirn. »Du willst... du willst was?«

»Hör zu. Ich will, dass du wiederkommst. Morgen.«

Danette hatte zwar nicht aufgehört zu nicken, doch sie verstand rein gar nichts.

»Ich will, dass du mir was besorgst und hierher bringst«, fuhr Hatake fort. »Du weißt doch, wie, oder? Du weißt, wo du es verstckst? Im hinteren Loch, nicht im vorderen. In einer Plastiktüte.«

»Klar.« Danette nickte, als würde sie dort jeden Tag irgendwas verstecken.

Sie blickte in die Runde. Alle Frauen würden mitbekommen, worum Hatake sie bitten würde.

»Ich bezahle dich dafür, dass du zurückkommst.«

»Besorgst du mir Crack?«, fragte Danette gierig.

Hatakes Gesicht verfinsterte sich. Jeder wusste, dass sie Drogen, Dealer und Abhängige hasste. »Bist du bescheuert?«

Das Pockengesicht wurde still. »Besorgst du mir Crack?«

»Ich gebe dir Geld«, zischte Hatake. »Du kannst dir damit kaufen, was du willst. Dein Leben kaputt machen, wenn du willst. Das ist deine Sache.«

»Was soll ich dir denn besorgen«, fragte Danette.

»Psst«, machte Hatake Imaham. Ein Aufseher ging an der Tür vorbei.

... Sechs

»Dieser Besuchsraum ist ja die Hölle.«

»Oh, John, sitze ich in der Tinte?«

»Noch nicht ganz«, sagte Pellam zu Ettie. »Aber ziemlich nah am Rand vom Tintenfass, wie es aussieht,«

»Es tut gut, Sie zu sehen.« Sie saßen sich in dem von Neonlicht beleuchteten Zimmer gegenüber. Eine Kakerlake krabbelte langsam die Wand hinauf, zwischen den angetrockneten Flecken hindurch, die einmal ihre Artgenossen gewesen waren. Unter dem Schild *KEINEN KÖRPERKONTAKT* ergriff Pellam Etties verbundene Hand. Die gedrungene uniformierte Aufseherin in der Nähe warf ihnen angesichts der Missachtung der Vorschriften einen kühlen Blick zu, sagte aber nichts. »Louis Bailey wird Sie hier auf Kaution rausholen«, teilte Pellam Ettie mit.

Ettie sah übel aus. In Anbetracht dessen, was ihr zugestanden war, wirkte sie allzu ruhig. Pellam wusste, dass sie eigentlich sehr temperamentvoll sein konnte. Das war ihm klar geworden, als sie darüber geredet hatte, wie ihr Mann, Billy Doyle, sie verlassen hatte, und über die Zeit, als man ihr bei ihrem letzten Job gekündigt hatte. Nachdem sie jahrelang für einen Modegroßhändler gearbeitet hatte, war sie ohne einen Dollar Abfindung rausgeflogen. Pellam dachte, Ettie würde wütend sein auf denjenigen, der das Haus in Brand gesteckt hatte, auf die Polizei, auf die Gefängniswärter. Er bemerkte nur ihre Resignation. Das war für ihn weit beunruhigender als ein Wutausbruch.

Sie zupfte an einer abgewetzten Stelle ihres Anstaltsklei-

des. »Die Wärter sagen, dass es für mich besser wäre, wenn ich alles zugebe und ihnen sage, wen ich angeheuert habe. Ich weiß gar nicht, wovon sie reden.«

Pellam überlegte kurz, bis er sich doch entschied, zu fragen. »Was ist mit der Versicherungspolice?«

»Zum Teufel noch mal, ich habe keine Versicherung, John. Die glauben wohl, dass ich eine verkalkte alte Schrulle bin, die so was macht!« Sie presste die Handfläche ihrer gesunden Hand gegen ihre schwarzgrauen dicken Haare, als ob sie gegen ihre Migräne ankämpfte. »Woher sollte ich das Geld dafür nehmen?«, fuhr sie fort. »Ich kann meine Rechnungen so schon kaum bezahlen, und manchmal sogar gar nicht. Woher sollte ich das Geld für eine Versicherung nehmen?«

»Sie sind also in den letzten Monaten in keiner Versicherungsagentur gewesen?«

»Nein. Das kann ich beschwören.« Sie hatte ihr Gesicht verzogen, als sie die Aufseherin misstrauisch beäugte.

»Ettie, ich muss Sie das alles fragen. Jemand hat Sie erkannt, als Sie die Police abgeholt haben.«

»Das ist doch *deren* Problem«, presste sie hervor. »Ich war das nicht.«

»Jemand hat Sie kurz vor dem Feuer an der Hintertür gesehen.«

»Ich gehe meistens durch die Hintertür. Fast immer, wenn ich vom A&P komme. Das ist kürzer und spart mir ein paar Stufen.«

»Haben alle Hausbewohner einen Schlüssel für die Hintertür?«

»Ich weiß nicht genau. Ich nehme an, ja.«

»Haben Sie die Tür hinter sich abgeschlossen?«

»Sie schließt von allein. Ich glaube, ich habe sie ins Schloss fallen hören.«

Ettie schweifte oft ab, wenn sie erzählte. Von einem Gedanken kam sie auf zehn weitere. Eine Frage konnte einen

wahren Strom von Geschichten aus vergangenen Zeiten und Orten und in den schillerndsten Farben auslösen. Heute allerdings bemerkte Pellam, dass sie nur knappe, vorsichtige Antworten gab.

Die Aufseherin hatte Pellams Hand auf Etties Arm nun schon lange genug toleriert. »Keinen Körperkontakt«, fauchte sie. Pellam lehnte sich zurück. Die Nase der Aufseherin war mit drei goldenen Steckern gepierct, in jedem Ohr steckten zehn oder zwölf dünne Ringe. Ihre aggressive Ausstrahlung ließ vermuten, dass sie nur darauf wartete, dass jemand über ihren Schmuck lachen würde.

»Louis Bailey - halten Sie ihn für einen guten Anwalt?«, fragte er Ettie.

»O ja. Er hat schon vorher Sachen für mich erledigt. Ich habe ihn bereits vor sechs oder acht Monaten engagiert. Ich hatte Probleme mit der Sozialversicherung. Er hat seine Arbeit ganz ordentlich gemacht.... Die Wärterin da drüben hat uns auf dem Kieker, John. Sie ist für meinen Geschmack viel zu aufgemotzt. Mit Steckern in der Nase!«

Pellam lachte. »Diese Zeugin hat mir erzählt, sie hätte kurz vor dem Feuer ein paar Männer im Hinterhof gesehen. Haben Sie die Männer auch gesehen, als Sie vom Einkaufen kamen?«

»Natürlich.«

»Wer waren sie?«

»Ich habe sie nicht erkannt. Ein paar Jungs aus der Nachbarschaft. Die hängen immer dort herum. Es ist eine kleine Gasse, wo sich junge Leute immer rumtreiben. Das war vor fünfzig fahren so und ist es auch heute noch. Ein paar Dinge ändern sich nie.«

Pellam erinnerte sich daran, was Sibbies Sohn erzählt hatte - womit er sich die Ohrfeige eingehandelt hat. »Gehörten sie zu einer Gang?«

»Kann schon sein. Ich weiß nicht viel über sie. Eigentlich lassen sie uns in Ruhe.... Vielleicht waren auch ein paar von

den Arbeitern dabei. Die von der Baustelle auf der anderen Straßenseite, wo sie das große Haus bauen. Wo sie die Fernrohre haben - zum Beobachten. Doch, doch, ich bin sicher, dass ich auch welche von ihnen auf der Gasse gesehen habe. Das weiß ich so genau, weil sie diese Kunststoffhelme auf dem Kopf hatten. Einige hatten diese Helme auch auf, als sie mit der Petition herumgegangen sind, die wir unterschrieben haben.«

Pellam erinnerte sich daran, dass Ettie ihm erzählt hatte, wie die Lokalpolitiker das Hochhausprojekt voller Begeisterung begrüßt hatten. Roger McKennah, ebenso berühmt wie Donald Trump, baut einen glitzernden Wolkenkratzer in Hell's Kitchen! Sein Unternehmen hatte in dem Viertel Mitarbeiter herumgeschickt, die von den Bewohnern eine Verzichtserklärung unterschreiben lassen sollten. Damit hatte er eine Sondergenehmigung erwirkt, um das Gebäude fünf Stockwerke höher, als im Viertel erlaubt, bauen zu lassen. Als Gegenleistung für die Unterschriften hatte er versprochen, dass es in dem Gebäude neue Lebensmittelläden, ein spanisches Restaurant und einen rund um die Uhr geöffneten Waschsalon geben würde. Auch Ettie hatte unterschrieben - wie die meisten anderen.

Dann erfuhren sie, dass der neue Lebensmittelladen Teil einer Gourmetkette war, wo die Dose schwarze Bohnen 2,39 Dollar und die Reinigung drei Dollar pro Bluse kosten würde, dass es im Restaurant eine Kleiderordnung geben und die vor dem Restaurant geparkten Limousinen einen entsetzlichen Stau verursachen würden.

Pellam machte sich in Gedanken eine Notiz, um sich später zu überlegen, warum die Arbeiter in der Gasse auf der *anderen* Straßenseite Beobachtungen angestellt hatten. Und warum sie noch abends um zehn Uhr arbeiteten.

»Ich finde, wir sollten Ihre Tochter anrufen,« meinte Pellam.

»Das habe ich bereits getan,« entgegnete Ettie und blickte erstaunt auf ihren Gipsarm - als wäre er gerade wie aus dem Nichts erschienen. »Wir haben uns heute Morgen lange unterhalten. Sie wird Geld für Louis' Rechnung schicken. Sie wollte morgen kommen, aber ich fand, dass ich sie eher zum Gerichtstermin brauche.«

»Ich könnte wetten, dass es gar nicht so weit kommt.«

Die reichlich geschmückte Aufseherin schaute auf ihre Uhr. »Okay, auf geht's, Washington.«

»Ich bin doch gerade erst gekommen.« erwiederte Pellam ruhig.

»Und jetzt gehen Sie eben wieder.«

»Ein paar Minuten noch,« bat er.

»Die Zeit ist um. Bewegen Sie sich! Und Sie, Washington, *ab Marsch.*«

Pellam blickte zur Aufseherin hinab. »Sie hat einen verstauchten Knöchel. Können Sie mir mal erklären, wie sie, zum Teufel, losmarschieren soll?«

»He, Sie, ich will keinen Ton mehr von Ihnen hören. Los jetzt.«

Als die Tür aufging, konnte man in der halbdunklen Eingangshalle einen Teil eines Schildes erkennen: GEFANGENE DÜRFEN NICHT...

»Ettie,« sagte Pellam verschmitzt, »ich habe noch etwas gut bei Ihnen. Denken Sie daran.«

»Und was?«

»Das Ende der Geschichte über Billy Doyle.«

Pellam sah, wie sie ihre Verzweiflung mit einem Lächeln wegpackte. »Die wird Ihnen gefallen, John. Sie wird gut in Ihren Film passen.« Und zur Aufseherin sagte sie: »Ich komme ja schon. Gönnen Sie einer alten Dame doch eine Pause.«

... Sieben

In Baileys Büro kauerte ein hagerer Mann über dem Schreibtisch und hörte den Anweisungen des Anwalts zu, die dieser ihm über einem Pappbecher randvoll mit Chablis entgegen-schleuderte.

Bailey sah Pellam an der Tür und winkte ihn zu sich. »Das ist Cleg.«

Der dünne Mann schüttelte Pellam die Hand, als ob sie gute Freunde wären. Cleg trug eine grüne Jacke aus Polyester und schwarze Freizeithosen. Auf seinem linken Mokassin prangte ein Stahlpenny, und er roch nach Haargel.

Der Anwalt wühlte sich durch seine Adresskartei. »Dann schauen wir mal...«

Cleg wandte sich an Pellam. »Sie wetten bei Pferderennen.«

Es war keine Frage.

»Nein,« berichtigte ihn Pellam.

Der Dürre war entsetzt. »Gut, ich zieh eine bombensichere Sache für Sie durch.«

»Was heißt >bombensichere Sache<?«

»Eine Wette,« antwortete Cleg.

»Eine Wette?«

»Eine todssichere Wette.«

»Nein, danke.«

Einen Augenblick lang starnte er Pellam an, dann nickte er, als ob ihm plötzlich alles klar geworden war, was es zu wissen gab. Er kramte in seinen Taschen nach seinen Zigaretten.

»Dann wollen wir mal loslegen,« sagte Bailey. Er notierte einen Namen auf einem gelben, bereits mehrmals benutzten Haftzettel, nahm zwei Flaschen Likör vom Schreibtisch und ließ sie zusammen mit kleineren Päckchen, in denen vermutlich das Geld steckte, das er von Pellam erhalten hatte, in großen Umschlägen für die Hauspost verschwinden.

Einen Umschlag reichte er Cleg. »Das ist für den Beamten in der Urkundenabteilung. Der Dicke vom dritten Stock. Sneely. Der andere geht zum Denkmalschutz, an die hübsche Ms. Grunwald mit der Katze. Die Empfangssekretärin. Sie kriegt die Irish Cream. Hast du dir wohl eh schon gedacht.«

Die Mühlen wurden in Gang gesetzt.

Oder vielleicht ins Stocken gebracht.

Cleg verstaute die Flaschen zwischen den Sportzeitungen und verließ das Büro. Draußen blieb er kurz stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden, und ging weiter Richtung U-Bahn.

»Die stellvertretende Staatsanwältin, Ms. Koepel, hat für Etties Anklageerhebung um Aufschub gebeten, und ich habe zugestimmt.«

Pellam schüttelte den Kopf. »Dann wird sie ja noch länger im Gefängnis bleiben müssen.«

»Das stimmt. Ich halte es aber für besser, die Hexe bei Laune zu halten.« Er neigte den Kopf zum verbeulten Pappbecher in seiner Hand. »Die Koepel ist verrückt und steht unter Druck; sie muss den Feuerteufel dingfest machen. Die Situation spitzt sich zu. Haben Sie schon gehört?«

»Was gehört?«, fragte Pellam.

»Heute Morgen hat es wieder gebrannt.«

»Was? Schon wieder?«

»In einem Loft. Und gar nicht weit von hier. Zwei Stockwerke sind völlig zerstört. Drei Tote. Auf den ersten Blick sah es wie eine Gasexplosion aus, aber man fand Spuren der Spezialmischung von unserem Burschen - Gas, Heizöl und Seife. Außerdem war eine der Toten gefesselt und geknebelt.« Bailey schob Pellam eine schlappe *New York Post* hinüber. Er warf einen Blick auf das Foto des ausgebrannten Gebäudes.

»Großer Gott!« Pellam hatte schon eine Menge Action- und Abenteuerfilme gesehen. Bei den spektakulären Explosionen im Film, wenn so getan wurde, als würde man C4, TNT oder Dynamit verwenden, flog meistens ein Container in

die Luft, der voll mit in Benzin getränktem Sägemehl war. Am Drehort war alles sorgfältig arrangiert vom Sprengmeister. Und wenn er die Sprengladungen montierte, blieben alle weit zurück. Sogar die Stuntleute, die Sprünge aus dem zwanzigsten Stockwerk oder höher kalt lassen, waren verdammt vorsichtig, wenn es um Feuer ging.

Bailey schaute auf seine Notizen. »So, was habe ich denn nun herausgefunden?... Beschissene Klimaanlage! Rütteln Sie mal an dem Schalter. Es ist der Kompressor. Rütteln Sie daran. Ist er angesprungen?«

Pellam rüttelte. Aber das staubige alte Gerät sprang nicht an. Bailey murmelte etwas Unverständliches über den hämmernden Motor und zog ein Fax aus seinem Schreibtisch. »Hier, der vorläufige Bericht über die Brandstiftung in Etties Haus. Um da dran zu kommen, ist der größte Teil Geldes drauf gegangen, daher habe ich gleich eine Kopie für Sie gemacht. Wenn Sie fertig sind mit Lesen, können Sie losheulen.«

Vertraulich

BERICHT

Von: Henry Lomax, zuständiger Fire Marshal An: Lois Koepel, stellvertretende Bezirksstaatsanwältin Betreff: Vorläufige Untersuchungsergebnisse, Brand in der 36. Straße 458 W. mit Verdacht auf Brandstiftung

Am 10. August ging um 21:58 ein Notruf von der Säule 598 in der Zehnten Avenue ein, der einen Brand in der 36. Straße 458 W. meldete. Um 22:02 ging über die 911 ein Notruf zum selben Brand ein. Der Löschzug 38 antwortete auf den ersten Notruf. Der diensthabende Captain setzte aufgrund der Intensität des Feuers und der Anwesenheit von Verletzten einen weiteren Notruf um 22:17 ab.

Vor Ort befanden sich folgende Fahrzeuge: Truck 26, Truck 33, Löschgruppenfahrzeug 48, Löschgruppenfahr-

zeug 61 und Leiterwagen 17. Die Leitungen wurden sofort in Betrieb genommen und Wasser auf die drei oberen Stockwerke gepumpt. Der Zutritt zum Haus erfolgte über den zweiten Stock. Von dort aus wurde das Gebäude geräumt.

Der diensthabende Captain entschied, dass der Zugriff über das Dachschott nicht zu empfehlen sei, da das Feuer die oberen Stockwerke zu sehr beschädigt hatte; er zog die Feuerwehrmänner ab. Kurz darauf brachen das Dach und die obersten zwei Stockwerke ein.

Um 23:02 war das Feuer bekämpft. Um 00:30 hatten alle Einsatzfahrzeuge die Brandstelle verlassen.

Aufgrund einiger Auffälligkeiten entstand der Verdacht auf Brandstiftung, weswegen der Captain einen Fire Marshal anforderte.

Ich war um 01:00 vor Ort und begann mit den Untersuchungen.

Ich kam zu dem Schluss, dass der Brand im Untergeschoss ausgebrochen war. Abgeplatzte Ziegel und geschmolzenes Aluminium unterstützen die Annahme. Die Fenster im Erdgeschoss waren von innen heraus zerbrochen. Sie waren jedoch nicht durch die Hitze zerborsten, sondern mit einem Gegenstand eingeschlagen worden, wahrscheinlich um dem Feuer mehr Sauerstoff zuzuführen. Dies deckt sich mit den Aussagen von Zeugen, die anstatt blauer Flammen (ein Indiz für hohe Kohlenmonoxidkonzentration, wie bei einem Feuer in geschlossenen Räumen üblich), orangefarbene Flammen gesehen haben, die auf eine hohe Sauerstoffzufuhr hindeuten.

Ich fand Teile von geschmolzenem, zerbrochenem Glas einer großen Flasche (wahrscheinlich mit einem Volumen von zwei oder vier Litern) am vermutlichen Brandherd sowie Brandspuren am Boden, die von einem flüssigen Brandbeschleuniger herrühren könnten.

Spektrografische Untersuchungen haben diesen Verdacht bestätigt. Es wurde eine Substanz auf Kohlenwasserstoffbasis gefunden (siehe NYFD-Laborbericht 337 490). Die Substanz setzte sich zu sechzig Prozent aus bleifreiem Benzin (89 Oktan), dreißig Prozent Dieselkraftstoff und zehn Prozent Spülmittel zusammen; bei Letzterem ergab sich durch eine anschließende fotospektrometrische Analyse, dass es sich um die Marke »Dawn« handelt.

Dies wird auch durch die Aussagen der Zeugen bestätigt, die orangefarbene Flammen mit großer Rauchentwicklung gesehen haben, die für Brandbeschleuniger auf Kohlenwasserstoffbasis typisch ist.

Im Gebäude wurde ein Benzinkanister mit Resten von bleifreiem Benzin (89 Oktan) gefunden. Doch ein Vergleich des Farbstoffs, der dem Benzin des Brandbeschleunigers und dem Benzin im Kanister zugefügt war, hat ergeben, dass es sich um unterschiedliche Sorten handelt.

Eine fotospektrometrische Analyse hat ergeben, dass der am Brandherd gefundene Dieselkraftstoff nicht mit dem Kraftstoff des Heizöltanks übereinstimmt. Die Lieferanten des Benzins und des Dieselkraftstoffs konnten nicht ermittelt werden, da die verwendeten Kraftstoffe gemischt wurden.

Weiterhin sollte vermerkt werden, dass dreizehn halbautomatische Waffen (vier 9-mm-Glocks, drei 9-mm-Taurus, sechs .380-Brownings) gefunden wurden, die hinter dem Öltank versteckt waren. Die Pistolen waren nicht geladen, Munition wurde nicht gefunden. Die Waffen wurden zur Überprüfung auf Fingerabdrücke ins Gerichtslabor des NYPD gebracht. Die AFIS-Überprüfung war negativ. Die Bundesbehörde für Alkohol, Tabak und Schusswaffen sowie das NYPD, Abteilung Schwerverbrechen, wurden verständigt.

Zeugen berichteten, sie sahen, wie eine Bewohnerin (E.

Washington) das Gebäude drei Meter vom Brandherd entfernt durch die Hintertür betrat, kurz bevor das Feuer ausbrach.

Nachforschungen bei der Nationalen Gesellschaft gegen Versicherungsbetrug ergaben, dass die Verdächtige Washington am 14. Juli d.J. bei der New England Mutual Casualty and Indemnity eine Versicherung mit der Police-Nr. 7833-B-2532 über den angegebenen Wert von 25 000 Dollar abgeschlossen hatte. Als Konto für die Entschädigungszahlung wurde ihr Girokonto angegeben (East Side Bank & Trust, Kto.-Nr. 223-11003).

Die Fingerabdrücke an verschiedenen Scherben der in der Nähe des Ursprungsherds gefundenen Flasche wurden mit Fingerabdrücken an drei bekannten Gegenständen verglichen, die am Brandort gefunden wurden und von denen man wusste, dass sie Washington gehörten. Bei zweien waren die Fingerabdrücke identisch.

Dies bildete die Grundlage für eine Anklage, und die Verdächtige Washington wurde im New York Hospital verhaftet, wo sie ihre Verletzungen auskurierte, die sie sich während des Brandes zugezogen hatte.

Der Verdächtigen Washington wurden ihre Rechte vorgelesen. Sie verweigerte die Aussage, und sie erhielt die Gelegenheit, sich einen Rechtsbeistand zu suchen.

Die Ermittlungen werden fortgesetzt. Ich suche weiterhin nach Beweisen, um die Staatsanwaltschaft bei der Verfolgung der Straftat zu unterstützen.

Hinweis: Bei den meisten Brandstiftungen mit Versicherungsbetrug als Tatmotiv werden Brände im obersten Stock und im hinteren Teil des Hauses gelegt. Dies dient zwei Zwecken. In den meisten Fällen wird das Dach zerstört, das bei einer Reparatur die höchsten Kosten verursacht. Bei einem zerstörten Dach wird die Versicherungsgesellschaft das Gebäude gewöhnlich als Totalverlust einstufen.

Zweitens entsteht im gesamten Gebäude ein großer Wasserschaden, wodurch im gesamten Gebäude ein weiterer beträchtlicher Schaden bei minimalem Verlust von Menschenleben entsteht.

In diesem Fall lag der Brandherd im Erdgeschoss - d. h. der Täter nahm keine Rücksicht auf Menschenleben. Ist der Täter derselbe, der während der vergangenen Jahre bereits ähnliche Feuer gelegt hat, wie die Vorgehensweise und die Art des Brandbeschleunigers vermuten lassen, haben wir Grund zur Annahme, dass dieser Täter eine besondere Gefahr für andere ist.

Wir empfehlen, dass der größtmögliche Druck auf die Verdächtigte Washington ausgeübt wird, damit sie die Identität des Täters bekannt gibt, den sie meiner Meinung nach zum Zwecke des Versicherungsbetrugs gegen Bezahlung mit der Brandstiftung beauftragte.

Versicherung.

Und Fingerabdrücke...

Und Pellam wollte verdammt sein, wenn er selbst es gewesen war, der Lomax die Aussage über die Farbe des Feuers und die Menge des Rauchs, diesen ganzen technischen Kram, unter die Nase gerieben hatte, als er ihn am Tatort getroffen hatte.

»Die stellvertretende Staatsanwältin hat den Versicherungsantrag zu einem Sachverständigen geschickt, um überprüfen zu lassen, ob die Handschriften übereinstimmen. Die Ähnlichkeit ist sehr auffallend.« Bailey nickte in die Richtung, in die Cleg, sein Emissär mit der grünen Jacke, gerade verschwunden war. »Ich bekomme einen Bericht zur selben Zeit, wie er zu Ms. Koepel geschickt wird. Hätte Ettie den Versicherungsabschluss nicht geleugnet, würde es vielleicht nicht so schlimm um sie stehen.«

»Vielleicht hat sie es geleugnet, weil sie die Versicherung

gar nicht abgeschlossen hat«, hielt Pellam dagegen, worauf Bailey keine Antwort gab. Pellam wandte sich wieder dem Bericht zu. »Die Versicherungssumme ist direkt auf ihr Konto zu überweisen. Ist das unüblich?«

»Nein, ziemlich normal. Wenn ein Haus oder eine Wohnung abbrennt, überweist die Versicherungsgesellschaft die Entschädigung direkt aufs Konto. Ein Scheck würde ja sonst an eine ***** geschickt werden, die es nicht mehr gibt.«

»Wer auch immer den Vertrag abgeschlossen hat, kannte ihre Kontonummer.«

»Das stimmt.« Baileys gelber Notizblock war am Rand von der Sonne ausgebleicht, als wäre er schon zehn Jahre alt.

»Waffen«, fuhr Pellam mit Blick auf den Bericht fort. »Was bedeutet das Ihrer Meinung nach?«

Bailey lachte. »Dass das Haus in Hell's Kitchen liegt. Mehr nicht. Hier gibt es mehr Waffen als auf den Schnellstraßen von Los Angeles.«

Was Pellam allerdings bezweifelte. »Haben Sie herausbekommen, wer der Eigentümer ist? Und ob das Gebäude unter Denkmalschutz stand?«

»Deswegen überbringt Cleg meine Dankeschön-Geschenke.« Bailey wühlte in einem Stapel Akten und ließ eine Fotokopie auf den Schreibtisch fallen. Sie trug das Siegel des Staatsanwalts. Bailey schien diesem Dokument eine besondere Bedeutung beizumessen, doch für Pellam war es nur juristisches Geschwätz. Schulterzuckend blickte er auf.

»Ja, das Gebäude stand unter Denkmalschutz«, erklärte Bailey. »Was aber irrelevant ist.«

»Warum?«

»Der Eigentümer ist eine gemeinnützige Stiftung.« Bailey blätterte durch mehrere Seiten und klopfte auf einen Eintrag. *St.-Augustus-Stiftung, Neununddreißigste Straße West 500,* las Pellam.

Jeder in Hell's Kitchen wusste über St. Augustus Bescheid.

Schon seit Menschengedenken stand die große Kirche mit dem Pfarrhaus und einer katholischen Schule hier im Herzen des Viertels. Sofern Hell's Kitchen eine Seele hatte, war es St. Augustus. In einem Interview hatte Ettie ihm erzählt, dass Francis P. Duffy, der Kaplan der berühmten »Fighting 69th«, des Hell's-Kitchen-Regiments aus dem Ersten Weltkrieg, in St. Augustus Messen gelesen hatte, bevor er Pfarrer in der Holy Cross Church geworden war.

»Glauben Sie, sie sind unschuldig, nur weil es sich um eine Kirche handelt?«, fragte Pellam skeptisch.

»Es ist wegen der Gemeinnützigkeit«, erklärte Bailey. »Nicht wegen der Religion. Alles Geld, das eine gemeinnützige Gesellschaft einnimmt, muss dort auch verbleiben. Es kann nicht an Anteilseigner verteilt werden. Auch nicht, wenn die Gesellschaft aufgelöst wird. Und der Staatsanwalt und die Bundessteuerbehörde überprüfen *immer* die Bücher von gemeinnützigen Gesellschaften. Abgesehen davon hatte die Stiftung das Haus zum Buchwert versichert - also nur zum Betrag von hunderttausend Dollar. Klar, ich habe eine Menge Priester kennen gelernt, die für die eine oder andere Sache ins Gefängnis wandern sollten, aber niemand riskiert für das bisschen Kleingeld, sich einbuchen zu lassen.«

Pellam nickte in Richtung der Kopie. »Wer ist dieser Vater James Daly? Ist er der Chef?«

»Ich habe ihn vor einer Stunde angerufen - er war unterwegs, um für die Bewohner Notunterkünfte zu besorgen. Ich sage Ihnen Bescheid, sobald er zurückgerufen hat.«

»Können Sie den Namen des Versicherungsvertreters herausfinden, mit dem Ettie gesprochen hat?«

»Klar kann ich das.«

Kann. Es wurde mittlerweile zum teuersten Wort in ihrer Unterhaltung.

Pellam schob weitere zweihundert Dollar in steifen Zwanzigern über den Schreibtisch. Manchmal dachte er, Geldauto-

maten sollten ihre Nutzer mit dem Hinweis warnen: »Werden Sie dieses Geld auch sinnvoll ausgeben?«

Er nickte aus dem Fenster in Richtung des Hochhauses. Baileys Büro lag nur zwei Häuser von dort entfernt, wo Ettie gewohnt hatte. Immer noch vernebelte ein Rauchschleier die Sicht zu dem glitzernden Gebäude. »Roger McKennah«, sagte er. »Ettie hat gesehen, dass sich am Abend des Brands einige seiner Arbeiter von der Baustelle auf der anderen Straßenseite in der Gasse hinter ihrem Haus rumgetrieben haben. Was hatten sie dort verloren?«

Doch Bailey nickte, als würde ihn diese Neuigkeit nicht überraschen. »Sie haben hier auch was zu erledigen.«

»Hier. In Ihrem Haus?«

»Genau. McKennah ist Miteigentümer von diesem Gebäude. Sie arbeiten da draußen. Der Lärm, den Sie hören.« Er nickte zum Flur hin, wo irgendwo aus einem der oberen Stockwerke hämmерnde Geräusche zu ihnen herabdrangen. »Der neue Donald Trump persönlich, der mein Haus renoviert.«

»Warum?«

»Das ist zwar reine Spekulation, aber wir glauben, wir glauben, dass er im ersten Stock ein Versteck für seine Geliebte herrichtet. Aber Sie wissen ja, wie das mit Gerüchten ist. Sie verdächtigen ihn doch nicht etwa?«

»Warum sollte ich das nicht tun?« ...

Bailey blickte zu seiner Weinflasche, verkniff sich aber ein weiteres Glas. »Ich kann nicht glauben, dass er etwas Illegales machen würde. Bauunternehmer wie McKennah halten sich lieber von jedem Blödsinn fern. Warum sollte er sich mit so einem Kleinkram wie dem Abfackeln von alten Wohnhäusern beschäftigen? Er besitzt im ganzen Nordosten Hotels und Bürogebäude. Sein neues Kasino auf dem Boardwalk in Atlantic City wurde erst letzten Monat eröffnet... Sie sehen nicht überzeugt aus..«

»Eine Regel für Krimiautoren in Hollywood lautet, dass man einen Bauunternehmer oder den Chef einer Ölgesellschaft nehmen soll, um bei der Entwicklung der Rolle des Schurken Zeit zu sparen.«

Bailey schüttelte den Kopf. »McKennah ist viel zu vornehm, um was Illegales zu machen.«

»Lassen Sie mich mal telefonieren.« Pellam griff zum Hörer.

Bailey änderte offenbar seine Meinung, was den Wein betraf, und schenkte sich großzügig nach. Pellam lehnte mit einem Kopfschütteln ab, während er eine lange Ziffernreihe eintippte. »Alan Lefkowitz, bitte.« Nach mehreren Klicks und einigen Momenten in der Warteschleife begrüßte ihn eine fröhliche Stimme.

»Pellam? Der John Pellam? Scheiße. Wo steckst du?«

Pellam hasste sich zwar dafür, ließ sich aber trotzdem von dem Producer-Gehabe anstecken. »Big Apple. Was geht ab, Lefty?«

»Ich ziehe gerade diese Sache mit Polygram durch. Du weißt schon. Mit Costner. Bin schon auf dem Weg zum Set.«

Pellam konnte sich nicht erinnern, ob er im Moment dem Multimillionen schweren Produzenten Lefkowitz etwas schuldete oder Lefkowitz *ihm*. Doch Pellam übernahm lieber die Rolle des Gläubigers. »Ich brauche deine Hilfe, Lefty«, sagte er.

»Klar doch, Johnny. Leg los.«

»Du kennst doch alle großen Jungs hier an der Ostküste.«

»Einige.«

»Roger McKennah.«

»Wir haben miteinander zu tun. Er gehört bei Columbia zum Kuratorium der Filmförderung. Als Treuhänder. Oder bei der Filmschule der New York University. Ich weiß nicht mehr.«

»Ich würde ihn gerne sehen. Oder sagen wir, ich würde ihn mir gerne ansehen. Gesellschaftlich. Seinen Stall. Nicht die Schlachtfelder.«

Stille an der anderen Küste. Dann: »So... warum interessiert dich das?«

»Recherche.«

»Ah, Recherche. Herumstochern. Warte eine Minute.«

Lefty blieb in der Leitung, grunzte aber atemlos, als würde er es mit jemandem treiben. Pellam wusste, dass er sich nur über seinen riesigen Schreibtisch beugte und durch sein Adressbuch blätterte. »So, wie war's damit?«

»Womit, Lefty?«

»Du willst vielleicht zu einer Party. Du bist doch ganz verrückt auf Partys, oder?«

Das letzte Mal war Pellam vor zwei oder drei Jahren auf einer Party gewesen, soweit er sich erinnerte. »Ich bin der geborene Partyhengst, Lefty.«

»McKennah pflegt seine Partygeilheit bis zum Exzess. Du brauchst nur meinen Namen zu nennen, dann lassen sie dich rein. Ich werde noch einige Anrufe erledigen, das Wo und Wann rausfinden. Ich werde Spielberg anrufen.«

Spielbergs Assistenten, meinte er. Und der Anruf würde schließlich bei einem Assistenten des Assistenten landen, der in einer völlig anderen Stadt steckte als der *Jäger des verlorenen Schatzes*.

»Ich bin dir zu ewigem Dank verpflichtet, Lefty. Das meine ich auch so.«

»So, Recherche, John, was?«, sagte Lefty spröde.

»Recherche.«

Es herrschte Schweigen, während die Signale der Neugier irgendwo im kalten Universum von einem Satelliten abprallten und wieder zur Erde schoßsen. »Mir sind da einige Dinge zu Ohren gekommen, John.«

»Was? Dass Oakland verliert und die Cardinais gewinnen?«

»Jemand von der Nachproduktion hat jemandem erzählt, den ich kenne, dass du Redaktionszeit gebucht hast.«

»Das sind zu viele >Jemands<«, meinte Pellam.

»Aber das ist nicht das Einzige, was ich gehört habe.«

»Nicht?«

»Ein paar Studios haben versucht, dich für die Drehortsuche anzuheuern, aber man sagt, du hättest dich aus dem Geschäft zurückgezogen.«

Jemand hat jemandem etwas erzählt.

Die Gerüchte in Hollywood machten so schnell die Runde wie die auf den Straßen von Hell's Kitchen.

»Nein, ich mache nur Urlaub.«

»Oh, klar. Hab schon verstanden. Und du brauchst einen guten Redakteur, der das Filmmaterial aufmöbelt, das du von Mickey und Goofy gedreht hast, als du in Epcot warst. Klar.«

»So ähnlich.«

»Komm schon, John. Ich hatte immer Vertrauen in dich gehabt.«

Eine verbindliche Art zu sagen, dass Lefkowitz Pellam nie im Stich gelassen hatte, egal, wie schlimm es für ihn ausgesehen hatte (wie das eine Mal, als es für Pellam wirklich schlimm ausgesehen hatte). Was mit kreativer Umgestaltung der Wahrheit auch in etwa stimmte.

»Das zu wissen hat mir immer mein Herz gewärmt.«

»Echt? Du versuchst, was anzuleiern, stimmt's?«

»Es ist nur was Kleines, Lefty. Ein winziges Projekt. Du wärst gar nicht interessiert daran. Im Moment brauche ich lediglich einen Verleiher auf dem heimischen Markt.«

»Du hast die Finanzierung? Und ich habe das nicht mitbekommen?«, flüsterte er.

»Es ist ein *sehr* kleines Projekt.«

»Auch deine Auszeichnung mit der Goldenen Palme und die L.A. Film Critics waren für kleine Projekte, wenn du dich erinnerst.«

»Verleiher, habe ich gesagt.«

Producer liebten die Geschäfte, bei denen es nur um den Verleih ging, weil sie keine Millionen in den Sand setzten,

wenn der Film ein Flopp war. Es werden nur Provisionen ausgetauscht. Die Geschäftsführer bekommen zwar keinen Academy Award, und sie werden nicht sehr reich dabei, aber auch nicht sehr arm und zudem nicht so schnell gefeuert.

»Ich habe meine Ohren ganz in deine Richtung gedreht, Pellam. Sprich mit mir.«

»Ich bin gerade in einer Besprechung.«

»Klar, mit wem?«

»Einem Anwalt. Ich kann im Moment nicht in die Details gehen.« Pellam winkte Bailey zu.

»Wall Street? Welche Firma?«

»Pst, pst«, machte Pellam leise.

»Um was geht's, John? Das könnte eine große Sache werden. Ein neuer Pellam-Film.«

Wenn Lefkowitz herausbekommen würde, dass er nach einem Dokumentarfilm lechzte, würde er sofort den Hörer auflegen, und der Pellam, hinter dem er immer hundertprozentig gestanden hatte, würde aufhören zu existieren. Verleih für Programmkinos hieß, dass ein Film insgesamt an etwa hundert Kinos im ganzen Land verkauft wird, unter anderem an das Film Forum in New York und das Biograph in Chicago. Hauptfilme hingegen gingen an Tausende Lichtspielhäuser.

Pellam fasste den Entschluss, sich nicht schuldig zu fühlen. »Wenn du dafür sorgst, dass ich McKennah sehen kann, wird dich mein Anwalt anrufen.« Es herrschte eine Pause, in der Filmsprache »beat« genannt. »Vielleicht muss ich zuerst ein paar Brücken hinter mir einreißen, aber ich werde es tun. Für dich.«

»Du bist ein Schatz, Johnny. Das meine ich auch so. Ehrlich. Ach ja, und wegen McKennah - du weißt schon, dass er ein totaler Scheißkerl ist, oder?«

»Ich will nur unangemeldet seine Party stürmen und nicht mit ihm ins Bett.«

»Sag deinem Anwalt, er soll mich anrufen.«

Sie legten auf.

»War das jemand aus Hollywood?«, fragte Bailey.

»Durch und durch.«

»Wollen Sie wirklich, dass ich ihn anrufe?«

»Das würde ich Ihnen nicht antun, Louis. Aber ich habe eine juristische Frage.«

Bailey schenkte sich wieder Wein nach.

»Wie hoch ist die Strafe in New York City, wenn man eine nicht angemeldete Waffe mit sich rumträgt?«

Es gab wohl einige Fragen, die dem Anwalt zu denken gaben, und einige, die ihn überraschten. Doch diese Frage gehörte in keine der beiden Kategorien. Er antwortete, als hätte Pellam ihn nach dem Wetter gefragt. »Das ist nicht gut hier. Technisch gesehen ist eine Verurteilung zwingend, aber es liegt in gewissem Sinn im Ermessen des Richters. Sofern Sie kein Verbrecher sind. Dann beträgt die Strafe ein fahr. Riker's Island. Und das Urteil beschert Ihnen dort echte Männer als Freunde, ob Sie wollen oder nicht. Sie reden doch nicht über sich selber, oder?«

»Ich frage nur theoretisch.«

Bailey zog seine Augenbrauen zusammen. »Gibt es etwas, das ich über Sie wissen sollte?«

»Nein, es gibt nichts, das Sie wissen sollten.«

Bailey nickte zum Fenster. »Wozu auch brauchten Sie eine Waffe? Schauen Sie doch mal raus, junger Mann. Sehen Sie hier irgendwelches Kullergestrüpp? Oder Cowboys? Oder Indianer? Das hier sind nicht die Straßen von Laredo.«

»Ich glaube nicht, dass das eine bombensichere Sache ist, Louis.«

...Acht

Aus irgendeiner Nachbarwohnung drang wieder dieses Lied laut und grell an Pellams Ohren. Es musste in den Rap-Charts auf Nummer eins stehen.

... now don't be blind... Open your eyes and whatta you find?

Einen großen Stapel Videokassetten, der zu seinen Füßen lag. Die Aufzeichnungen mehrerer Monate. Sie waren noch nicht bearbeitet oder gar sortiert; nur Thema und Datum hatte er in salopper Handschrift auf Heftpflaster gekritzelt und auf die Kassetten geklebt. Er suchte sich eine heraus und schob sie in seinen billigen Rekorder, der oben auf einem noch billigeren Fernseher hin und her wackelte.

Durch die Wand dröhnte der stetige Bass dieses Rap-Songs. *It's a white man's world. It's a white man's world.* Mit einem widerwilligen Flimmern erwachte der Bildschirm zum Leben:

Ettie Wilkes Washington saß bequem vor der Kamera. Sie wollte in ihrem Lieblingsschaukelstuhl gefilmt werden, einem Relikt aus Eichenholz und ein Geschenk ihres Mannes Eddie Doyle. Doch auch die leichte Schaukelbewegung hatte gestört, und Pellam hatte sie auf einen Stuhl mit gerader Rückenlehne gesetzt.

Als junger Mann hatte Pellam an dem Film *Der weiße Hai* mitgearbeitet, und er erinnerte sich daran, wie Spielberg dem ersten Kameramann gesagt hatte, er solle während der Aufnahmen die Kamera auf dem Deck von Robert Shaws Boot festschrauben. Der erfahrene Kameramann aber wollte die Kamera beim Filmen lieber in der Hand halten, sonst würden im ganzen Land seekranke Zuschauer die Toiletten stürmen.

Also hatte Pellam sie zu einem dick gepolsterten Lehnstuhl

geführt. Er wollte, dass sie vor einem Fenster sitzt, im Hintergrund die Baustelle. Im Bild war auch eine andere Antiquität zu sehen - ein altes Rollpult, voll gestopft mit Blättern und Briefen. An der Wand dahinter hing ein Dutzend Familienbilder.

Ich soll von Billy Doyle erzählen, meinem Mann? Ich kann Ihnen sagen, er war ein lustiger Mensch. Einen wie ihn habe ich nie wieder getroffen. Und wie er aussah! Hübsch war er, o ja. Groß und, na ja. Sie wissen schon, sehr weiß. Wenn wir die Straße lang gegangen sind, musste ich mich immer bei ihm einhaken. Egal, ob wir in Uptown in der Nähe von San Juan Hill, wo hauptsächlich Schwarze wohnten, die keine gemischten Paare mochten, oder in Hell's Kitchen, wo die Weißen waren. Auch die irischen und italienischen Jungs mochten keine gemischten Paare. Alle haben uns angestarrt. Aber immer musste ich mich einhaken. Tag und Nacht.

Und er ging immer in die Clubs mit mir, als ich noch gesungen habe. Er saß dann am Tisch mit einem Glas Whisky vor sich. Er liebte seinen Whisky. Also, er saß dann da als einziger Weißer unter lauter Schwarzen und ließ sich anstarren. Aber nach einer Weile hat niemand mehr auf ihn geachtet. Ich habe dann von der Bühne auf ihn hinuntergeschaut, wo er Innereien aß, sich mit anderen Männern unterhielt und zu mir herauflächelte, während er ihnen auf die Schulter klopfte und erzählte, ich sei seine Freundin. Dann habe ich gesehen, wie er sich mit ihnen gestritten hat. Ich wusste, dass er über Billie Holiday und Bessie Smith redete.

Aber leider hat er nie zu sich selbst gefunden. Das ist hart für einen Mann. Das härteste, was ihm passieren kann - dass er nie seinen Platz findet. Manchmal muss er gar nicht danach suchen. Er landet einfach irgendwo und hakt sich

fest. Einige fahren ziehen vorüber, und er ist das, was er ist, und das ist in Ordnung so. Aber Billy war immer auf der Suche. Am meisten suchte er nach einem Grundstück. Er wollte etwas besitzen. Das war ja das Komische - deswegen hatten wir nie ein richtiges Zuhause, weil er die ganze Zeit damit zugebracht hat, an ein Haus und ein Grundstück zu kommen. Er sehnte sich so sehr danach, und das war auch der Grund, warum er im Gefängnis gesessen hatte.

Dokumentarfilmer sollten sich nie einmischen. Aber hinter der Kamera fragte Pellam überrascht: »Er hat gesessen?«

Doch Ettie drehte sich ein Stück auf ihrem Sessel herum und blickte mit abgewandtem Gesicht nach oben. Pellam erinnerte sich, dass Florence Besserman, Etties Freundin aus dem zweiten Stock, unerwartet an der Tür geklingelt hatte. Das Band war leer weitergelaufen. Die Geschichte über Billy Doyles verbrecherische Vergangenheit hatte Ettie nicht zu Ende erzählt, und Pellam hatte mit ihr einen anderen Termin vereinbart - zufällig für den Abend, an dem es gebrannt hatte -, um die Einzelheiten aufzuzeichnen.

Pellam spulte das Band zurück und fand, was er gesucht hatte. Nicht Ettie, sondern ein Stück über die hübsche, dicke Anita Lopez, Apartment 2A, die wie ein Maschinengewehr redete und trotz Pellams Ermahnungen ihre feuerroten Fingernägel durch die Luft sausen ließ.

»...Si, si, hier gibt's Gangs. Genauso wie im Kino. Sie haben Waffen, sie kriegen Probleme, sie saufen, sie haben Autos. Wumm-wumm, mit so riesigen Lautsprechern. AU So laut. Es waren immer die aus dem Westen, fetzt sind sie weg. Dafür haben wir jetzt die Cubano Lords, das ist jetzt die große Gang. Sie haben eine Wohnung, und es ist ihnen egal, wenn jeder weiß, wo. Das kann ich Ihnen sagen. Auf der Neununddreißigsten. Zwischen der Achten und Zehnten Avenue. Oh,

sie machen mir solche Angst. Erzählen Sie niemandem, dass ich es Ihnen gesagt habe. Bitte.«

Pellam schaltete den Videorekorder ab, kniete sich auf den Boden und kramte in seiner Leinentasche, die alles enthielt, was ein routinierter Dokumentarfilmer brauchte: eine Betacam, ein Ampex-Deck, einen Satz Nicad-Akkus, zwei Extra-Kassetten, ein Kardioidmikrofon mit Schwamm-Windschutz, einen Stenoblock und Stifte. Und eine Pistole, eine Colt Peacemaker Single Action. In fünf der sechs Kammern steckte jeweils eine .45er-Patrone. Der Rosenholzgriff war abgenutzt und voller Schweißflecken.

Er dachte an das, was ihm seine Mutter erzählt hatte, kurz bevor er letzten Mai das ruhige Städtchen Simmons im Staat New York auf seiner Reise nach Manhattan verlassen hatte. »New York ist eine verrückte Stadt. Pass auf dich auf, Johnny. Man kann ja nie wissen.«

Pellam lebte bereits lang genug, um zu wissen: Nein, man konnte nie wissen.

Er ging Richtung Westen an den erhitzten Hauswänden in der Neununddreißigsten Straße entlang. Auf der Stufe vor einer Haustür saß eine dicke Frau mit einer langen, dunklen Zigarette in der Hand, schaukelte einen klapprigen Kinderwagen und las *el diario*.

»*Buenos días*«, grüßte Pellam.

»*Buenas tardes*.« Die Frau begutachtete Pellams Jeans, seine schwarze Jacke und das weiße T-Shirt.

»Ob Sie mir vielleicht helfen könnten?«

Sie blickte auf, atmete aus, als ob sie rauchen würde.

»Ich drehe einen Film über Hell's Kitchen.« Er hielt die Kameratasche nach oben. »Über die Gangs hier.«

»*No gangs aqui*.«

»Ich meine die jungen Leute. Teenager. Ich wollte nicht >Gang< sagen.«

»*Faltan* Gangs. Nix Gangs.«

»Jemand hat mir von den Cubano Lords erzählt.«

»*Es un Club.*«

»Club. Sie haben ein Clubhaus hier, ja? Ein *apartmento!*
Ich habe gehört, der Club sei hier in dieser Straße.«

»*Buenos muchachos.* Hier in der Gegend passiert nix
Scheiße. Sie dafür sorgen.«

»Ich würde gerne mit ihnen reden.«

»Niemand kommt hierher, niemand uns ärgert. Sie gute
hombres.«

»Deswegen will ich mit ihnen reden.«

»Und sie passen auf *las calles* auf.« Sie zeigte die Straße auf
und ab. »Sie machen sauber, du sehen?«

»Könnten Sie mir sagen, wer der Chef ist? Von dem Club?«

»Ich keinen kennen von ihnen. Du nix warm in der Ja-
cke?«

»Doch, ja. Ich habe gehört, sie treiben sich hier viel rum.«

Sie lachte und wendete sich wieder ihrer Zeitung zu.

Pellam ging weiter und durchstreifte das Viertel - hinüber zum Fluss und wieder zurück und um das flache, schwarze Javits Convention Center herum. Er fand nicht, was er suchte. Aber was suchte er eigentlich? Ein halbes Dutzend junger Männer, die wie George Chakiris und die Sharks aus der *West Side Story* hier herumlungerten?

Eine junge Latino-Familie kam ihm entgegen - die Eltern in ärmellosen T-Shirts und Jeans, die Tochter in einem kurzen, engen Kleid. Sie schleppten eine Kühlbox, Decken, Spielsachen und Liegestühle. An Papas freiem Tag waren sie auf dem Weg in den Central Park, vermutete Pellam. Als er der Familie hinterherblickte, die Richtung U-Bahn strebte, bemerkte er einen Mann auf einem Haus.

Er war etwa gleich alt wie Pellam, vielleicht ein paar Jahre jünger. Er trug enge Jeans und ein blendend-weißes T-Shirt. Er beobachtete Pellam vom Dach eines Wohnhauses aus, und

selbst aus dieser großen Entfernung ahnte Pellam das Misstrauen in seinen dunklen Augen.

Der Mann sprang von einem Haus zum anderen, bis er direkt über Pellam war. Pellam erkannte nur die Silhouette, die sich auf den Dächern Richtung Osten bewegte.

Pellam drehte sich um und ging in die gleiche Richtung. An der Ecke blieb er stehen, als er den jungen Mann aus den Augen verloren hatte. Plötzlich huschte ein weißer Blitz zwischen die Arbeiter auf der Zehnten Avenue hindurch. Pellam wollte ihm folgen und rannte über die Straße, doch er war verschwunden. Wie hatte er das bloß geschafft? Er fragte die Arbeiter nach dem Mann mit dem weißen T-Shirt, doch sie behaupteten, niemanden gesehen zu haben, obwohl die Gasse, vor der sie standen - der einzige Weg, auf dem der Mann entwischen konnte - im Nichts endete: verriegelte Fenster, keine Türen, keine Ausgänge.

Pellam gab die Verfolgung auf und ging zurück auf die sechsunddreißigste Straße in Richtung der verkohlten Überreste von Etties Wohnhaus.

Es war nicht das Geräusch, das ihn in Alarmbereitschaft versetzte, sondern dessen Fehlen. Das heisere Hämmern von der Baustelle auf der anderen Straßenseite wurde gedämpft vom Körper und der Kleidung des jungen Mannes. Ohne zur Seite zu blicken, stellte Pellam die Tasche ab und griff hinein. Er hatte seinen Colt noch nicht gefunden, als etwas Metallisches - ein Pistolenlauf, vermutete er - seinen Nacken berührte.

»In die Gasse«, verlangte der Mann hinter ihm mit seinem melodischen spanischen Akzent. »Auf geht's.«

... Neun

Die Lider unter seinen dichten, zusammengewachsenen Augenbrauen waren, als Zeichen der Wut, leicht gesenkt.

Sie standen auf dem schmierigen Kopfsteinpflaster in der Gasse hinter Louis Baileys Büro. Der Geruch nach verfaultem Gemüse und ranzigem Öl hing schwer in der Luft. Pellam hatte die Arme verschränkt und blickte hinab auf die kleine schwarze Automatikpistole.

Dann betrachtete er wieder seinen Entführer. Eine rosafarbene, ledrige Narbe zog sich über dessen Unterarm. Sie konnte noch nicht alt sein. Die Tätowierung auf seiner Hand in Form eines Dolches in dem Y zwischen Daumen und Zeigefinger war nur noch verschwommen zu erkennen. Pellam lebte in L. A.; er erkannte ein Bandenzeichen, wenn er eines sah.

»*Habla ingles?*«, fragte er.

Der Mann sah hinunter in die Tasche. Seine Pistole hielt er auf Pellams Brust gerichtet, als er sich hinabbeugte und die Betacam ein Stück anhob.

»Mir wäre es recht, wenn du die in Ruhe lassen würdest. Das ist...«

»Halt's Maul.«

Der Mann entdeckte den Colt nicht, legte die Kamera zurück und richtete sich wieder auf.

»Du bist ein Cubano Lord«, meinte Pellam.

Der Latino war so groß wie er. Die meisten Latinos, die er kannte, waren kleiner. »Ich habe dich gesucht«, sagte Pellam.

»Mich?«

»Einen von euch.«

»Warum?«

»Um zu reden.«

Seine Augenbrauen zuckten vor Überraschung. »Dann rede.«

»Ich drehe einen Film über Hell's Kitchen. Ich möchte mit ein paar Leuten aus den Gangs reden. Oder ist es ein Club?«

»Was hast du neulich hier gemacht?«

»Neulich?«

»Was hast du gesucht? Mit Leuten geredet? Auf der Straße hier. Du hast Bilder gemacht. Wozu?«

Pellam schwieg.

Der junge Mann seufzte genervt. »Du wirst sagen, dass wir es waren? Du wirst sagen, dass wir das Haus abgefackelt haben?«

»Ich mache einen Film. Ich...«

Die Augenbrauen des markigen jungen Mannes zogen sich noch enger zusammen. »Es gibt eine Fernsehsendung hier. In der Stadt. Latino-Sender. Hast nie davon gehört, ich weiß. Der Slogan ist: »*Primero con la verdad.*« Du glaubst daran? Ist die *verdad siempre primera* für dich? Die Wahrheit?« Er verschränkte seine Arme und rieb mit dem schwieligen Daumen über eine kurze, tiefe Narbe unterhalb der Lippen. »Bist du so was wie ein Reporter? Eine Art Geraldo?«

Pellam nickte in Richtung der mit Kopfstein gepflasterten Straße. »Hier spielt ihr Basketball? Verkauft ihr hier für euren Verein Kuchen? Macht Ponyreiten für Kinder? Alles das, was ein Club so macht?«

»He, Mann, was fragst du mich da?«

»Ich habe gehört, ein paar von euch Jungs haben sich kurz vor dem Feuer hier rumgetrieben.«

»*Du hast gehört...* Das macht die Sache wahr? Ein *Weißer* sagt, *los Cubanos* haben das Haus angezündet, also ist es wahr. Ein *Schwarzer* sagt es, also ist es wahr.« Als Pellam darauf nichts erwiederte, fuhr er fort: »Du glaubst nicht, dass es diese alte Nigger-Dame war. Du glaubst, *ich* war es. Warum? Weil du Nigger mehr magst als Latinos.«

Pellam hatte gedacht, mehr Wut als in diesem jungen Mann könnte es nicht geben, doch in seinem Gesicht zeigte sich

noch viel mehr. Der Latino verlagerte sein Gewicht auf seinen teuren Turnschuhen, und Pellam fragte sich, ob er schießen würde. Er blickte zur Seite und überlegte, wie er sich abrollen könnte. Ob er rechtzeitig an seinen Colt gelangen würde. Dachte, er würde es nicht schaffen.

Entscheide dich - entschuldigen oder so richtig wütend werden.

Pellam runzelte die Stirn und beugte sich vor. »Ich mache hier nur meine Arbeit«, motzte er zurück. »Wenn du meine Fragen nicht beantworten willst, ist das deine Sache. Ich habe aber keine Lust, mir die Ohren vollquatschen zu lassen.«

Der Blick des Latinos wurde plötzlich mürrisch.

Er wird mich erschießen. Scheiße. Ich hätte ihm die Stiefel lecken sollen. Ich wusste es.

Doch der Latino betätigte nicht den Abzug. Und er schlug ihm auch nicht die Pistole über den Kopf - die zweite Möglichkeit, die Pellam in Betracht gezogen hatte.

Er steckte die Waffe weg und marschierte, Pellam hinter sich herwinkend, zur Vorderseite von Etties Haus, kroch unter der Absperrung hindurch und ging weiter zur Treppe des ehemaligen Eingangs. Pellam zog seinen Colt aus der Leinentasche und schob ihn hinten in seinen Hosenbund. Dann schnappte er sich die Tasche und folgte dem Latino.

Dieser trat gerade die kaputte Eingangstür ein. Mit den Schultern bahnte er sich seinen Weg, verschmierte sein T-Shirt an dem verkohlten Holz. Pellam hörte laute Schläge und splitterndes Glas. Eine Minute später tauchte der Latino mit einem viereckigen Stück Metall wieder auf, das er Pellam zuwarf. Es war das Schild mit dem Namen aller Bewohner des Hauses. Mit seinem langen Finger tippte er auf einen Namen. C. Ramirez. »Sie ist meine Tante. Okay? Sie hat hier mit zwei *ninos* gewohnt. Die Schwester meiner Mutter! Okay? Weißt du jetzt Bescheid? Ich werde kein Haus abbrennen, in dem meine Familie wohnt.

Und weißt du noch was? Diese Frau, Tante Carmella, hat gesehen, wie letzten Monat einer von Jimmy Corcorans Iren jemanden mit dem Hammer erschlagen hat, und sie hat gegen ihn ausgesagt. Er ist jetzt im Knast in Attica, und Jimmy ist gar nicht glücklich über das, was sie gesagt hat. Wie gefällt dir diese Geschichte, mein Freund? Gefällt dir diese Wahrheit? Die Wahrheit über einen weißen Iren? Jetzt verschwinde. Verschwinde aus Hell's Kitchen.«

»Wer ist das? Corcoran? Jimmy Corcoran?«

Der Latino wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Geh zu deinem Nachrichtensender, geh zurück und erzähl ihnen, dass die Cubano Lords nicht so eine Scheiße machen!«

»Ich bin kein Reporter.«

»Dann brauchst du nicht mit mir zu reden. Du kennst *la verdad*.«

»Du heißt Ramirez? Wie heißt du mit Vornamen?«

Der Latino hielt nur seinen muskulösen Finger an seine Lippen, dann richtete er ihn auf Pellam. »Du wirst es ihnen erzählen.« Er blickte zu Pellams Stiefel und langsam wieder nach oben, als wollte er sich das Bild einprägen, bevor er aus dem Schatten des zerstörten Gebäudes hinaus ins gleißende Licht der brennenden Sonne trat.

Doch Jimmy Corcoran war ein Gespenst.

Niemand hatte von ihm gehört, niemand wusste auch nur *irgendetwas* von *irgendeinem* Corcoran.

Pellam war durchs Viertel gezogen, hatte in den puertoricanischen *Bodegas*, an koreanischen Gemüseständen und in italienischen Schweinemetzgereien nachgefragt. Niemand kannte Corcoran, aber ihre Stimmen bekamen einen eigenartigen Klang, als sie die Frage verneinten - ihr Leugnen hatte eher etwas Verzweifeltes.

Er versuchte es in einer *Bodega*. »Er treibt sich hier irgendwo herum«, ermutigte Pellam sein Gegenüber.

Der alte mexikanische Angestellte mit seinem zerfurchten Gesicht starre auf sein mit Fliegen übersätes Tablett mit Schmalzgebäck und zog, schweigend nickend, an seiner Zigarette. Er sagte nichts.

Pellam bestellte sich ein Kokosgetränk und schlenderte weiter zu einer Gruppe mit T-Shirts bekleideter Männer, die um eine y-förmige Sprinkleranlage herumlungerten, und fragte sie nach Corcoran. Zwei von ihnen antworteten spontan, sie hätten nie von Corcoran gehört, die anderen drei hatten vergessen, dass sie Englisch konnten.

Pellam wollte es weiter westlich, näher zum Hudson River hin versuchen. Er ging gerade an der Konfessionsschule auf der Eleventh Avenue vorbei, als er ein »He!« hörte.

»Selber he«, sagte Pellam.

Er stand in einer hohen, verbeulten Mülltonne, die Hände in die dünnen Hüften gestemmt. Er trug Baggy-Jeans und trotz der Hitze eine rot-grün-gelbe Windjacke. Pellam dachte, dass der mosaikförmige Haarschnitt gut gelungen war. Die rasierten Stellen ahmten sehr schön das Grinsen nach, das sich in das dunkle Gesicht des Jungen gegraben hatte.

»Was ist los?«

»Ich sag dir, was los ist... komm hier rüber.«

»Warum?«

»Ich will mit dir reden. Aber nicht springen, kletter hinten rum. Nein...«

Der Junge sprang und landete unverletzt auf dem Boden.

»Du weißt nicht mehr, wer ich bin.«

»Klar weiß ich das. Deine Mutter ist Sibbie.«

»Volltreffer! Du bist von CNN. Der Mann mit der Kamera.«

Auf dem Platz hinter ihm lagen vier einsame Baseball-Felder. Auch zwei Basketball-Felder. Vor den Gattern hingen Ketten. Gut hundert Farbeimer waren geopfert worden, um den Platz zu verschönern.

»Wo sind deine Mutter und deine Schwester?«

»In der Unterkunft.«

»Warum bist du nicht in der Schule?«

»Sommerferien.«

Das hatte Pellam vergessen. Egal, ob es brütend heiß ist oder schneit, Städte kennen praktisch keine Jahreszeiten. Er konnte sich kaum vorstellen, wie Sommerferien in Hell's Kitchen aussahen. Im August war Pellam gewöhnlich ins Kino gegangen, hatte Comichefte getauscht oder hin und wieder Softball gespielt. Er erinnerte sich, wie er vormittags oft wie der Teufel mit dem Fahrrad über glatte Betonstraßen gerast war, die mit den glitschigen Resten verirrter Schnecken geplastert waren.

»Wie heißt du?«

»Ismail. Und du?«

»Ich bin John Pellam.«

»Mann, John mag ich nicht. Ich kenn 'nen blöden Nigger, der John heißt. Der ist echt 'n fauler Sack. Weißt du, wie ich zu dir sage? Ich sage Pellam zu dir.«

Wäre »Mr.« nicht auch eine Möglichkeit?

»Wie ist die Unterkunft?«

Sein Lächeln verblassste. »Dieser Nigger dort mag die Leute nicht. Motzt die ganze Zeit rum. Da gibt's nur *Cluckheads*.«

Der Junge redete von Drogen. Ein *Cluckhead* war ein Crack-Abhängiger. Pellam hatte in South Central L.A. an mehreren Filmen mitgearbeitet. In der Bandensprache kannte er sich ein bisschen aus.

»Es ist ja nur vorübergehend«, beruhigte ihn Pellam. Doch der Trost hörte sich schwerfällig an; er hatte keine Ahnung, wie ihn der Junge auffasste.

Ismails Augen blitzten plötzlich auf. »He, magst du Basketball? Ich mag Patrick Ewing. Er ist der Beste, klar, Mann? Michael Jordan mag ich auch. He, hast du schon mal die Bulls spielen sehen?«

»Ich wohne in L. A.«

»Die L.A. Lakers! Ja! Der Magic, der ist gut. Ich mag Mr. B. - den Barkley. Den will ich hinter mir haben, wenn ich mal gegen jemanden kämpfen muss.« Er trat gegen einen unsichtbaren Gegner. »He, Mann, du magst Basketball, stimmt's?«

Pellam war bei ein paar Spielen von den Lakers gewesen, was er aber nicht mehr tat, seit er herausgefunden hatte, dass ein großer Teil der Zuschauer aus der Film-Industrie kam und Saisonkarten kaufte, nur um zu sehen und gesehen zu werden. Was Jack Nicholson tut, sollst auch du tun. »Nicht wirklich«, gab er zu.

»Und Shaq auch. Der Kerl ist drei Meter groß. Ich war gerne wie dieser Nigger.«

Ismail tanzte auf dem Bürgersteig herum und vollführte einen kleinen Korbleger, einen Sprung hinauf bis zum Korb, um den Ball hineinzubefördern.

Pellam blickte auf Ismails ramponierte Turnschuhe und kniete sich hin, um einen Schnürsenkel wieder zuzubinden. Dem Jungen war das offenbar unangenehm, sodass er nach hinten auswich und sich den Schuh ungeschickt selbst zu band. Pellam erhob sich langsam wieder. »Du hast neulich angefangen, mir was zu erzählen. Über die Gangs, die das Haus abgebrannt hätten. Deine Mutter hat dir eine runtergehauen, als du es mir erzählen wolltest. Ich werde ihr nichts verraten.«

Er wirkte überrascht, als hätte er die Ohrfeige vergessen.

»Ich habe gehört, dass die Gang von Corcoran vielleicht was damit zu tun hatte. Weißt du was über diese *crew*?«

»Woher kennst du Corcoran?«

»Ich kenne ihn nicht. Ich versuche, ihn zu finden.«

»Mann, dann bist du am Arsch, wenn du das tust. Seine Clique, das sind ein paar ganz schlimme O.G.'s.«

Original Gangster. Ältere Mitglieder der *crew*, die sich diesen Status durch einen Mord errungen haben.

Der Junge wurde ganz aufgeregt. »Nigger, Latinos - jeden,

Corcoran macht alle fertig, egal, wen. Wenn er Leute sieht, die er nicht mag, peng, ist der Arsch weg, klar, Mann?« Ismail lehnte den Kopf mit geschlossenen Augen gegen den Zaun und blickte dann zur Schule. »Warum willst du den ganzen Scheiß wissen?«

»Wo ist sein *kickback*? Corcorans Unterschlupf, meine ich.«

Ismail war beeindruckt, dass Pellam den Bandenjargon beherrschte. »Ich weiß nicht, wo sie sich rumtreiben, Mann.« Mit Blick auf Pellam legte er ein paar Layups hin. »He, hast du einen Daddy?«

Pellam lachte. »Einen Vater? Klar.«

Das Grinsen war verschwunden. »Ich habe keinen.«

Pellam fiel ein, dass in vielen schwarzen Haushalten ein männlicher Erwachsener fehlte. Doch er schämte sich, dass dieser Gedanke die unmittelbare Reaktion auf die Antwort des Jungen war.

»Hat sich erschießen lassen«, fuhr der Junge nüchtern fort.

»Oh, das tut mir Leid, Ismail.«

»Da sind diese *duckheads* draußen auf der Straße, klar? Verkaufen Crack. Mein Papa geht raus, und sie pusten ihn einfach um. Ich habe sie dabei gesehen. Er hat nichts gemacht. Sie pusten ihn einfach um.«

Pellam atmete entsetzt aus und schüttelte den Kopf. »Haben sie den gefunden, der es war?«

»Wer, die *jakes*?«

»*fakes*?«

»Du kennst doch *jakes*. *Joey*. Den Typen. Den *Typen*. Die *Pooliiizeiii?*« Ismail lachte erschreckend erwachsen. »*Jakes* machen nur Scheiß, klar, Mann? Mein Papa ist weg. Und meine Mama schlafst viel. Sie macht total viel Blödsinn. Wo sie ist, in der Unterkunft, meine ich, ist alles voller Scheiße, wenn man das nötige Kleingeld hat. Meistens Crack. Sie nimmt eine Menge Crack. Dauernd kommen Männer und glotzen sie an.

Ich glaube nicht, dass ich wieder dahin zurückgehe. Wo ist deine Krippe?«

In einem Wohnwagen, den ich im Moment untergestellt habe. In einem Bungalow mit zwei Schlafzimmern in L.A., der im Moment zwischenvermietet ist. Im dritten Stock ohne Fahrstuhl mit einem kurzfristigen Mietvertrag.

»Eigentlich nirgendwo«, sagte er zu dem Jungen.

»He, da geht's dir ja so wie mir! Verdammt!«

Pellam musste lachen, stellte aber fest, dass der Vergleich auf beunruhigende Weise stimmte.

John Pellam, allein stehend, ehemaliger unabhängiger Regisseur und umherziehender Location Scout auf der ständigen Suche nach Drehorten, vermisste manchmal das Familienleben. Doch dann musste er lachen und versuchte sich vorzustellen, wie er zu einem Elternabend in die Grundschule ging-

»Wo willst du hingehen?«, fragte er den Jungen.

»Weiß nicht. Vielleicht suche ich mir Leute für 'ne eigene crew. Hier gibt's keine Nigger-crews in der Gegend. Such mir 'nen kickback in der Sechsunddreißigsten. Den nenne ich die Drei-Sechs-Geister. Wie hört sich das an? >Ich bin von der Drei-Sechs.< Geil, das wird sie fertig machen, total fertig.«

»Hast du schon Mittag gegessen?«, fragte Pellam.

»Nein, gefrühstückt auch nicht«, gab Ismail stolz zur Antwort. »Du sitzt in der Unterkunft, da kommen Männer rein und motzen nur rum und grapschen dich an, weißt du. Sie wollen, dass man mit ihnen nach hinten geht. Du weißt, was ich meine?«

Pellam schüttelte den Kopf und packte den Trageriemen seiner Tasche. »Los, ich habe Hunger. Da hinten die Straße entlang habe ich eine Kneipe gesehen. Kubaner. Hast du Lust, auch was zu essen?«

»Reis und Bohnen! Ja! Und ein Red Stripe!«

»Nein, kein Bier«, meinte Pellam.

Ismail nahm Pellam die Tasche aus der Hand und hängte sie sich über die Schulter. Er musste sich gegen ein Gewicht stemmen, das vielleicht die Hälfte von seinem eigenen ausmachte.

»Die Tasche trage lieber ich«, sagte Pellam. »Sie ist schwer.«

»Quatsch. Die wiegt doch nichts.«

»Gut, dann also hier lang.«

»Da?«

»Nein, weiter zurück. He, zurück, sage ich. Zurück!«

Ismail zeigte Pellam, wo seiner Meinung nach das Feuer begonnen hatte. »Ich habe Rauch gerochen und dann die Flammen gesehen. Genau da. Und einen großen Knall. Ja.«

»Knall.«

»Dann bin ich in die Wohnung gerannt und hab gerufen: >He, alle raus hier! Es brennt!< Und meine Mama hat angefangen zu schreien.«

»Hast du jemanden am Fenster gesehen, kurz bevor es zu brennen angefangen hat?«

»Nur diese alte Frau. Sie wohnt ganz oben, im obersten Stock.«

»Sonst noch jemanden?«

»Ich weiß nicht. Leute, die sich hier immer rumtreiben. Ich weiß nicht.«

Pellam blickte zu den Überresten der Hintertür. Sie war aus Metall und hatte zwei große Schlösser. Wäre ein hartes Stück Arbeit gewesen, dort einzubrechen. Er beugte sich nach unten und spähte durchs Fenster. Ob der Pyromane die Brandbombe vielleicht durch die Gitterstäbe geworfen hatte? Doch für alles außer einer Bierflasche war der Abstand zwischen ihnen viel zu gering. Die große Weinflasche hätte nie hindurchgepasst. Jemand musste dem Täter die Tür aufgemacht haben.

»Die Hintertür war doch abgeschlossen, oder?«

»Ja, sie sollte immer zu sein. Aber da sind ein Haufen Leute rein und raus gegangen. Da hinten, siehst du, Pellam? Da war ein Schwuler, der hat angeschafft, weißt du? Den Typen einen geblasen und so. Er war auch ein *cluckhead*.«

Ein Stricher. »Dann haben die Leute also die Hintertür benutzt? Seine Kunden?«

»Ja, wir sind immer draußen gesessen, einige von uns, je nachdem, und wenn diese Typen rauskamen, haben wir >Schwuchtel, Schwuchtel< gerufen. Dann sind sie weggerannt. Das war echt geil, Mann!«

»Hast du diesen Kerl in letzter Zeit gesehen?«

»Nein. Er ist weg.«

Pellam hob die Tafel mit den Namen der Bewohner auf. Sie lag noch dort, wo er sie hatte fallen lassen, nachdem sie ihm Ramirez am Tag zuvor zugeworfen hatte. »Kennst du diesen Ramirez?«

»Verdammtd, Hector Ramirez? Seine *crew* heißt Cubano Lords. Das sind zwar auch große Arschlöcher, aber die Nigger sind ihnen scheißegal. Nicht wie Corcoran. Der ist durchgeknallt, ja, genau. Total irre. Aber weißt du, Ramirez kann dich auch fertig machen, aber nur, wenn er es tun muss.«

Selbst dieser Zehnjährige war besser informiert als Pellam, was Hell's Kitchen anging. Er blickte auf dem Schild auf den Namen E. Washington und warf es wieder auf den Boden.

Ein Polizeiwagen fuhr langsam am Haus vorbei und blieb stehen. Der Beamte auf dem Fahrersitz blickte in Pellams Richtung und gab ihm ein Zeichen, dass er den abgesperrten Bereich verlassen sollte.

»Ismail...«

Der Junge war weg.

»Ismail?«

Der Polizeiwagen fuhr weiter.

Pellam suchte noch eine Weile nach Ismail, doch er war wie

vom Erdboden verschluckt. Das spröde Knacken von herunterfallenden Backsteinen und hohlem Metall durchdrang die Nacht, gefolgt von einem gedämpften Stöhnen.

»Ismail?« Pellam trat auf die Gasse hinter dem Haus und entdeckte einen anderen Jungen. Etwa achtzehn Jahre alt, blond, ausgebleichte Jeans und ein schmutziges weißes T-Shirt. Er kauerte neben einem Müllhaufen. Er grub nach etwas, löste eine kleine Lawine aus, zuckte zurück wie ein erschreckter Waschbär und grub weiter. Er hatte feines Haar, das er selber bis zu den Ohren gestutzt hatte. Der obligatorische Generation-X-Kinnbart war dürftig und nicht gestutzt.

Er sah zu Pellam auf, blinzelte und grub weiter.

»Ich muss hier ein paar Sachen holen. Nur ein paar Sachen.«

»Hast du hier gewohnt?«

»Hinten im Haus«, antwortete der Junge ernst und nickte in die Richtung, in der der hintere Teil des Erdgeschosses gewesen war. »Ich und Ray. Er war so was wie mein Manager.«

Ich und Ray. Er war so was wie mein Zuhälter.

Der Junge war derjenige, von dem Ismail erzählt hatte. Der Stricher. Er wirkte viel zu jung für ein Leben auf der Straße. »Wo ist Ray jetzt?«, fragte Pellam.

»Weiß nicht.«

»Kann ich dir ein paar Fragen über den Brand stellen?«

Angestrengt stöhnend zog er aus dem Haufen das heraus, wonach er gesucht hatte. Ein Buch. Er wischte den Umschlag ab. *Kurt Cobain - The Final Year*. Eine Weile sah er es liebevoll an, dann blickte er auf. »Genau deswegen wollte ich mit dir reden, Mann. Über das Feuer. Du bist Pellam, stimmt's?« Fr blätterte durch das Buch.

Pellam blinzelte überrascht.

»Also, wir machen ein Geschäft. Ich kann dir erzählen, wer das Feuer gelegt und wer ihn dafür bezahlt hat. Wenn du, sagen wir, daran interessiert bist.«

... Zehn

»Wie hast du von mir erfahren?«

»Hab ich eben.« Der Junge streichelte mit seiner schmutzigen Hand den Umschlag des Buchs.

»Wie?«, beharrte Pellam, der ebenso neugierig wie misstrauisch war.

»Na, du weißt schon. Man kriegt so was einfach mit.«

»Sag mir, was du weißt. Ich bin kein Polizist.«

Sein Lachen besagte, dass er bereits über ihn Bescheid wusste.

Die Gerüchte. Auf der Straße.

Der Junge wendete sich wieder dem Buch zu, das aussah wie ein Bilderbuch. Auf dem Pappumschlag klebte ein einzelnes Foto, die Fotos im Innern waren furchtbar. Die Schrift war groß, die Wörter steil geschrieben.

»Also, wer hat das Feuer gelegt?«, drängte Pellam. »Wer hat ihn bezahlt?«

In dem sehr jungen Gesicht verfinsterten sich die sehr alten Augen. Der Junge brach in Lachen aus.

Die Mühlen am Laufen zu halten ist eine teure Angelegenheit.

In Gedanken rechnete Pellam seine beiden Sparkonten, sein schwindssüchtiges steuerfreies Rentensparkonto abzüglich der Vertragsstrafe für vorzeitige Abhebungen und das zusammen, was von der Vorauszahlung vom WGBH in Boston noch übrig war. Die Zahl achttausendfünfhundert geisterte durch seinen Kopf. Sein Haus auf dem Beverly Glen hatte noch einen gewissen Restwert. Der verbeulte Wohnwagen müsste auch noch etwas abwerfen. Aber das war's dann auch schon. Pellass Lebensstil war oft von Opulenz geprägt, ganz im Gegensatz zu seinen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln.

Der Junge wischte sich über die Nase. »Hunderttausend.«

Pellam hätte gedacht, dass ein abgerissener Typ wie dieser hier bescheidenere Ansprüche haben müsste. Pellam hatte nicht einmal die Absicht, zu verhandeln. »Wie hast du die Sache über das Feuer herausgefunden?«

»Ich kenne den Typen, der es gelegt hat. Er ist durchgeknallt. Ein Wahnsinniger, weißt du. Es geilt ihn auf, wenn er ein Feuer legt.«

Der Pyromane, von dem ihm Bailey erzählt hatte. Derjenige, auf den die stellvertretende Staatsanwältin Lois Koepel, auf die Pellam bereits einen Hass schob, so scharf war.

»Hat er dir erzählt, wer ihn bezahlt hat?«

»Nicht genau, aber nach dem, was er mir gesagt hat, kann ich es mir denken.«

»Wie heißt du?«

»He, meinen Namen brauchst du gar nicht zu wissen.«

He, aber du kennst meinen.

»Ich könnte dir einen nennen«, fuhr der Junge fort. »Und? Er wäre vielleicht nicht richtig.«

»Also, ich habe keine Hunderttausend. Nicht mal annähernd.«

»So'n Quatsch. Du bist doch so was wie ein berühmter Regisseur. Du bist aus Hollywood. Natürlich hast du Geld.«

Der Polizeiwagen fuhr wieder vorbei. Pellam dachte, er sollte sich den dürren Burschen schnappen und die Polizei herbeirufen.

Doch es genügte ein Blick in Pellams Augen.

»Oh, netter Versuch, du Arschloch«, rief der Junge. Mit dem Buch unter dem Arm preschte er die Gasse entlang.

Pellam winkte vergeblich nach dem Polizeiwagen. Die beiden Polizisten sahen ihn nicht. Oder sie übersahen ihn mit Absicht. Dann rannte er dem Jungen durch die Gasse hinterher. Unter seinen Stiefeln knirschte der Sand auf dem Kopfsteinpflaster. Sie überquerten zwei leere Bauplätze hinter Etties Wohnhaus und kamen an der Neunten Avenue wieder

heraus. Pellam sah, wie der Junge nach rechts Richtung Norden abbog, ohne langsamer zu werden.

An der Neununddreißigsten Straße hatte Pellam ihn aus den Augen verloren. Keuchend und mit in die Hüfte gestemmt Händen blieb er stehen. Er sah auf den Parkplätzen nach, überprüfte die Zufahrten zum Lincoln Tunnel, die Rokoko-Wohnhäuser, die *Bodegas* und einen mit Sägespänen ausgestreuten Metzgerladen. Auch in einem Feinkostladen versuchte er es, aber niemand hatte den Jungen gesehen. Als er wieder auf die Straße trat, wurde einen halben Straßenblock entfernt eine Tür aufgerissen. Der Junge kam mit einem Rucksack herausgerannt und verschwand in der Menschenmenge. Pellam bemühte sich erst gar nicht, die Verfolgung aufzunehmen. In den bevölkerten Straßen wurde der Junge schlüssig unsichtbar.

Die Tür, aus der der Junge gekommen war, gehörte zu einem Ladenlokal mit schwarz übermalten Scheiben. Pellam erinnerte sich: das Youth Outreach Center. Es wurde von schäbigen Neonlampen beleuchtet, das spärliche Mobiliar aus Schreibtischen und Stühlen passte nicht zusammen. In der Mitte des Raumes standen zwei Frauen mit finsternen Mienen und verschränkten Armen und unterhielten sich.

Pellam trat ein, als die Schlankere der beiden gerade hilflos ihre Arme hob und durch eine Tür ging, die nach hinten führte.

Das blasses, runde Gesicht der anderen glänzte von ihrem dünn aufgetragenen Makeup, das kaum ihre Sommersprossen verbergen konnte. Ihr rotes Haar reichte bis auf die Schultern. Pellam vermutete, dass sie Mitte dreißig war. Sie trug ein altes Sweatshirt und alte Jeans, in der sich ihre üppige Figur kaum verstecken ließ. Auf dem langärmligen braunen Oberteil prangte das Harvard-Wappen. *Veritas*.

Pellam kam der Cubano Lord in den Sinn. Er hatte von *Verdad* geredet.

Primero con la verdad.

Neugierig blickte sie ihn und seine Kameratasche an, als er eintrat. Sie stellten sich einander vor.

»Ich bin Carol Wyandotte«, sagte sie. »Die Leiterin. Kann ich Ihnen helfen?« Sie schob ihre dicke Brille mit Schildpattgestell, das mit weißem Klebeband geflickt war, die Nase hoch. Auf Pellam wirkte sie eher wie eine Bauersfrau. Absurderweise trug sie eine enge Perlenkette.

»Ein Junge ist vor einer Minute hier rausgekommen. Blond, grungy-Typ.«

»Alex? Wir haben gerade von ihm gesprochen. Er kam heringerannt, hat seinen Rucksack geschnappt und ist gleich wieder weg. Wir hatten uns schon gefragt, was los war.«

»Ich habe mich draußen mit ihm unterhalten. Er ist einfach weggerannt.«

»Mit ihm *unterhalten*?«

Pellam wollte nicht sagen, dass der Junge über die Brandstiftung Bescheid wusste, zu seiner Sicherheit. Die Gerüchte kursierten doch zu schnell auf der Straße. Er erinnerte sich an die Waffe in Ramirez' Hand und wie die ganze Welt vor Jimmy Corcoran Angst hatte.

»Sie können mir ruhig die Wahrheit sagen«, erwiderte Carol spröde und schob ihre Brille wieder hoch.

Pellam hob eine Augenbraue.

»Das passiert öfter. Eines unserer Kinder klaut eine Brieftasche oder so was. Dann kommt jemand mit hoch rotem Kopf hier herein und sagt: >Ich glaube, einer Ihrer Jungs hat meine Brieftasche *gefunden*.«

Pellam hielt sie für ein gescheites Mädchen aus reichem Haus, das Sozialarbeiterin geworden war. Womit sie möglicherweise zu der Kategorie von Menschen gehörte, mit denen nur schwer zu verhandeln war.

»Nun, er mag ja ein großartiger Dieb sein, aber er hat mir nichts geklaut. Ich drehe einen Film, und...«

»Ein Reporter?« Carol bekam einen distanzierten Gesichtsausdruck - schlimmer noch, als hätte er ihr erzählt, dass Alex seine Brieftasche »gefunden« hätte. Ihre Augen sind bemerkenswert, dachte er. Blass, blass-blau. Fast eins mit dem Weiß des Augapfels.

»Eigentlich nicht.« Er erklärte, dass *Westlich der Achten Avenue* eine erzählte Geschichte werden sollte.

»Ich mag keine Reporter.« Die Andeutung eines Dialekts machte sich in ihrer Stimme bemerkbar, und er bekam eine Ahnung davon, wie energisch sie sein musste - Mut, den die Leiterin einer solchen Einrichtung mit Sicherheit brauchte. Und Temperament. »All diese verdammten Geschichten über drogenabhängige Kinder, Vergewaltigung durch Gangs und Kinderprostitution. Macht es tierisch schwer, an Geld heranzukommen, wenn die Stiftungen den Fernseher einschalten und sehen, dass das kleine Mädchen, um dessen Rehabilitierung man sich bemüht, eine ungebildete Nutte mit HIV ist. Aber natürlich sind es genau diese Kinder, die rehabilitiert werden müssen.«

»He, Madam.« Pellam hielt eine Hand hoch. »Ich bin in diesem Fall nur ein bescheidener Historiker.«

Carols Gesicht verlor an Härte. »Schon gut, tut mir Leid. Meine Freunde sagen, ich könnte an keiner Rednerbühne vorbeigehen, ohne gleich raufzuklettern. Sie meinten also Alex? Sie haben ein Interview mit ihm gemacht?«

»Ich hatte mit Leuten aus dem abgebrannten Haus geredet. Er hat auch dort gewohnt.«

»Immer mal wieder«, korrigierte ihn Carol. »Mit seinem Pädo.«

Ich und Ray.

»Kennen Sie Juan Torres?«, fragte sie.

Pellam nickte. »Es steht immer noch schlecht um ihn.«

Der Sohn des Mannes, der Jose Canseco kannte.

Carol schüttelte den Kopf. »Ich gehe schier bei drauf, wenn

ich sehe, dass so was den Guten passiert. Es ist so eine Verschwendungs.«

»Sie haben keine Ahnung, wohin Alex gegangen sein könnte?«

»Er ist rein und gleich wieder raus gerannt. Hab keine Ahnung.«

»Woher stammt er?«

»Er hat behauptet, er sei irgendwo aus Wisconsin. Vielleicht ist... entschuldigen Sie, ich habe Ihren Namen vergessen.«

»Pellam.«

»Vorname?«

»John Pellam. Aber normalerweise nimmt man bei mir den Nachnamen.«

»Mögen Sie John nicht?«

»Sagen wir, ich führe kein sehr biblisches Leben. Besteht die Möglichkeit, dass er zurückkommt?«

»Das lässt sich nicht sagen. Die arbeitenden Jungs - Sie wissen, was ich mit >arbeiten< meine - kommen nur hierher, wenn sie krank sind oder sich die Alten um sie streiten. Wenn er Angst wegen irgendwas hat, taucht er ab, und wir sehen ihn vielleicht erst in einem halben Jahr wieder. Falls überhaupt. Leben Sie in der Stadt?«

»Ich bin von der Westküste. Habe was im East Village gemietet.«

»Im Village? O je, das Village wird, was die Schweinereien angeht, von Hell's Kitchen noch übertrumpft. Geben Sie mir Ihre Nummer. Wenn unser Wandervogel zurückkommt, gebe ich Ihnen Bescheid.«

Pellam wünschte sich, er hätte sie nicht für eine Bäuerin gehalten. Er konnte den Gedanken nicht mehr verdrängen. Bäuerinnen waren derb und voller Kraft. Besonders die Rothaarigen mit Sommersprossen. Ihm fiel ein, dass er das letzte Mal, als er mit einer Frau geschlafen hatte, mitten in der

Nacht aufgewacht war, weil ein Schneesturm seitlich an seinen Wohnwagen gehämmert hatte. Heute war die Temperatur auf siebenunddreißig Grad geklettert.

Er schob diese Gedanken beiseite, obwohl sie nicht so weit wegrückten, wie er gerne gewollt hätte.

Es herrschte eine bedrückende Stille. »Hören Sie, möchten Sie vielleicht einen Kaffee?«, fragte Pellam schließlich.

Sie griff an ihre Nase, um die Brille wieder hochzuschieben. Sie lachte verlegen. Dann zog sie am Saum ihres Sweatshirts. Pellam hatte diese Geste schon vorher bemerkt und ahnte, dass sie - wahrscheinlich wegen ihres Gewichts und ihrer Kleidung - ziemlich unsicher war.

Er hörte eine leise Stimme in seinem Innern, die ihn davor warnte, zu sagen: »Sie sehen gut aus«, sodass er sich für einen harmloseren Spruch entschied: »Ich muss Sie aber warnen. Mit Espresso gebe ich mich nicht zufrieden.«

Mit ihren dicken Fingern brachte sie ihr Haar in Ordnung. Lachte.

»Und nicht mit diesem Starbucks-Yuppie-Französische-Röstung-Scheiß. Entweder amerikanisch oder gar nichts.«

»Ist der nicht sowieso aus Kolumbien?«

»Na ja, wenigstens aus Latein-Amerika.«

»Wahrscheinlich trinken Sie ihn am liebsten aus nicht recyclingfähigem Styropor«, zog sie ihn auf.

»Ich würde ihn mir aus der Spraydose servieren lassen, wenn es ginge.«

»Weiter die Straße rauf gibt es was Nettes. Ein kleiner Feinkostladen, in den ich immer gehe«, schlug sie vor.

»Gehen wir da hin.«

»Bin in einer Viertelstunde wieder zurück«, rief Carol nach hinten.

Die Antwort auf Spanisch verstand Pellam nicht.

Er hielt Carol die Tür auf. Beim Hinausgehen streifte sie ihn. Ob sie das mit Absicht gemacht hatte?

Acht Monate, dachte Pellam, verordnete seinen Gedanken aber etwas mehr Zurückhaltung.

Sie saßen am Bordstein in der Nähe von Etties ehemaligem Wohnhaus. Neben ihren Füßen standen zwei blaue Pappbecher mit Kaffee, verziert mit tanzenden Griechen. Carol wischte sich mit dem Ärmel ihres Cambridge-Sweatshirts über die Stirn. »Wer ist das?«, fragte sie. Pellam drehte sich in die Richtung, in die Carol deutete.

Ismail mit seiner dreifarbigen Windjacke war wieder aufgetaucht. Er spielte im Führerhaus des Baggers, der den Platz neben dem abgebrannten Gebäude eingeebnet hatte. »He, junger Mann, sei vorsichtig da oben!«, rief Pellam. Er erklärte Carol die Geschichte mit Ismail, seiner Mutter und seiner Schwester.

»Die Unterkunft in der Schule? Das ist eine der Besseren!«, meinte Carol. »In einem Monat oder so stecken sie ihn vielleicht in eine selbstverwaltete Einrichtung. Mit Einzelzimmern - ein Apartmenthotel. Wenn er Glück hat.«

»Sie kennen sich hier im Viertel gut aus?«, fragte er.

»Habe mir meine Sozialarbeiterzähne hier ausgebissen.«

»Dann wissen Sie also über die wesentlichen Dinge hier Bescheid. Über das, was wir *touristas* nie erfahren.«

»Stellen Sie mich auf die Probe.« Carol betrachtete sich die Verzierungen auf Pellams abgenutzten Cowboy-Stiefeln.

»Die Gangs«, fing er an.

»Die *crews*? Klar. Ich weiß zwar was über sie, aber ich habe nicht viel mit ihnen zu tun. Sehen Sie, wenn ein Junge mit so einer Clique verkehrt, bekommt er alle Unterstützung, die er braucht. Glauben Sie es oder nicht, aber es geht ihnen besser als den einsamen Wölfen.«

»He!«, rief Ismail zu Carol. »Ich gehe mit meinem Kumpel da nach L.A.«, sagte er und zeigte auf Pellam.

»Ich erinnere mich nicht, dass wir darüber gesprochen ha-

ten, junger Mann.« Er hob eine Augenbraue in Carlos Richtung.

»Nein, nein, das ist cool, Kumpel. Ich gehe mit dir. Schließe mich einer *Blood-* oder *crip-crew* an. Immer cool bleiben. Du weißt schon.« Er verschwand die Gasse hinunter.

»Klären Sie mich auf«, bat Pellam. »Das Banden-Einmaleins in Hell's Kitchen.«

Carols Brille war wieder aufgetaucht. Er wollte ihr sagen, dass sie ohne besser aussah, hielt sich aber zurück.

»Gangs? Na ja, wo soll ich anfangen? Ganz am Anfang bei den Gophers?« Carol lächelte schüchtern, brach aber in Lachen aus, als Pellam sagte: »Ich habe gehört, dass der einlungige Curran nicht mehr im Geschäft ist.«

»Sie wissen mehr, als Sie sich anmerken lassen.«

Pellam erinnerte sich an ein Interview mit Ettie Washington:

...Battle Row, Neununddreißigste Straße, Jahrhundertwende. Meine Großmutter Ledbetter hatte mir erzählt, was für ein scheußlicher Ort das war. Das ist dort, wo sich der einlungige Curran mit seiner Gang, den Gophers, rumtrieb - in der Kneipe von Mallet Murphy. Großmutter wühlte die Mülltonnen nach Fetzen von Gabardine durch oder suchte nach Suppenknochen, aber sie musste vorsichtig sein, weil sich Polizei und Gang ständig Schießereien lieferten. Daher stammt der Name. Sie führten wahre Gefechte aus. Und ob Sie's glauben oder nicht, manchmal gewannen die Gophers, und die Polizei hat sich wochenlang nicht mehr blicken lassen, bis Gras über die Sache gewachsen war.

»Wie steht es heute mit den Gangs?«, fragte er Carol.

Sie dachte einen Moment nach. »Die Westies waren einmal die Gang hier. Ein paar von ihnen gibt es noch, aber das Jus-

tizministerium und die Polizei haben ihnen vor einigen fahren das Rückgrat gebrochen. Sie wurden zum größten Teil ersetzt durch Jimmy Corcorans Gang - dem Abschaum der alten Iren. Die Cubano Lords sind heute die Größten. Überwiegend Kubaner, es sind aber auch einige Puertoricaner und Dominikaner dabei. Schwarze Gangs, die der Rede wert wären, gibt es hier nicht. Sie sind in Harlem und Brooklyn. Die Jamaikaner und Koreaner sitzen in Queens. Die Tongs in Chinatown. Die Russen in Brighton Beach.«

Der Regisseur in Pellam meldete sich prompt mit der Idee einer Geschichte über diese Gangs. Doch dann dachte er: Gibt's schon. Zwei Worte, die in Hollywood reines Strychnin sind.

Carol streckte sich. Ihre Brust streifte Pellams Schulter. Absichtlich oder auch nicht.

Es war ein bizarrer Abend gewesen, damals vor acht Monaten. Der Wohnwagen war im Schneesturm durchgeschüttelt worden, und die blonde Regieassistentin hatte Pellams Ohrläppchen mit ihren scharfen Zähne gepackt.

Acht Monate sind eine unglaublich lange Zeit. Ein Dreivierteljahr. So lang wie eine Schwangerschaft.

»Wo ist Corcorans *kickback*?«, fragte er.

»Seine Schaltzentrale?«, fragte Carol kopfschüttelnd zurück. »Diese Burschen sind einen Schritt von den Neandertalern entfernt. Sie halten sich in einer alten Bar nördlich von hier auf.«

»Welche?«

Carol zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht genau.«

Sie log.

Er blickte ihr in die blassen Augen. Er ließ sie wissen, dass er sie ertappt hatte.

»Das mit Corcoran müssen Sie verstehen«, fuhr sie ohne schlechtes Gewissen fort. »Er hat mit den Gangs im Fernsehen nichts zu tun. Er ist durchgedreht. Einer seiner Jungs hat

den Typen umgebracht, der versucht hat, ihn zu erpressen. Jimmy und einige seiner Kumpels haben seine Leiche mit einer Hubsäge zerstückelt und die Einzelteile in Spuyten Duyvil versenkt. Aber Jimmy hat sich eine Hand als Andenken aufgehoben und sie an der Jersey-Mautstelle in einen Automaten gesteckt. Das ist die Art von *crew*, mit der Sie es hier zu tun haben.«

»Ich werde kein Risiko eingehen.«

»Sie glauben, er wird sie einfach nur angrinsen und vor der Kamera seine Lebensgeschichte erzählen?«

Pellam zuckte unbekümmert die Schultern - obwohl das Bild von Hubsägen die Erinnerung an das Liebesabenteuer in seinem Wohnwagen verdrängt hatte.

Carol schüttelte den Kopf. »Pellam, Hell's Kitchen ist nicht Bed-Sty. Es ist nicht die South Bronx oder East New York. Dort weiß jeder, dass es gefährlich ist. Da geht man einfach nicht hin. Oder man weiß, dass man fertig gemacht wird, und man sieht schon die Schwierigkeiten auf sich zukommen. Aber hier ist alles umgekehrt. Es gibt schicke Loftwohnungen, hübsche Restaurants, Mörder, Nutten, Geschäftsführer, psychisch Kranke, Priester, schwule Stricher, Schauspieler... Man geht mittags an einem kleinen Vorgarten vorbei und denkt sich: >He, das sind aber hübsche Blumen<, und im nächsten Moment liegt man mit einer Kugel im Bein oder einem Eispickel im Rücken auf dem Boden. Oder vielleicht singt man in einer Bar irische Lieder, dann kommt jemand rein und pustet dem Typen auf dem Nachbarstuhl das Hirn weg. Man weiß nie, wer es getan hat, und man erfährt nie, warum.«

»O mein Gott«, meinte Pellam. »Ich weiß, dass Corcoran Gift versprüht und durch Wände geht. Das ist nichts Neues.«

Als Carol lachte, lehnte sie ihren Kopf an Pellams Arm. Wieder spürte er ein Knistern, das so heiß war, dass es Schnee zum Schmelzen bringen würde. »Gut, tut mir Leid, meine

Predigt. Das gehört zu meiner Arbeitsplatzbeschreibung. Sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt. Sie wollen Jimmy? Dann gebe ich Ihnen Jimmy. Im Four Eighty-eight. Eine Bar an der Ecke Zehnte Avenue und Fünfundvierzigste Straße. Man kann ihn dort an drei oder vier Tagen in der Woche antreffen. Aber wenn Sie hingehen, gehen Sie tagsüber. Und« - sie packte Pellam fest am Arm - »ich würde Ihnen empfehlen, einen Freund mitzunehmen.«

»He!« Ismail sprang auf die Treppe neben ihnen. »Ich bin ein Freund.«

»Ich bin sicher, das wird Corcoran ganz schön zum Zittern bringen.«

»Klar, eh!«

Ismail rannte los auf der Suche nach weiteren Tiefbaugeräten. Carol hielt ihren Blick lange Zeit auf Pellam gerichtet, bis Pellam seinen Kopf abwandte und Carol schließlich aufstand. »Zurück zu den Salzbergwerken«, sagte sie lachend und nahm die Brille ab.

»Wissen Sie, Sie sind nicht der erste Mensch aus der Kreativ-Branche, der mir über den Weg läuft«, sagte sie, während sie zum Youth Outreach Center zurückgingen. »Einer unserer Hochschulabsolventen im Youth Outreach war Autor.«

»Wirklich?«

»Hat einen Bestseller geschrieben. Über einen Mörder. Das Schlimme daran war, dass es eine Autobiografie war. Rufen Sie mich mal an, Pellam. Hier ist meine Karte.«

Dannette Johnson stand auf der Zehnten Avenue.

Es war eine breite Straße. Die Gebäude waren niedrig, wodurch die Straße noch breiter wirkte. Die über New Jersey untergehende Sonne hatte noch nichts von ihrer sengenden Hitze eingebüßt. Dannette stand an einem der wenigen schattigen Plätze weit und breit, unter der Markise eines leer stehenden Nachtclubs, einem Relikt aus den Achtzigerjahren.

Sie dachte: Nein, den nicht. Sie begutachtete die Fahrer, die ihr Tempo verlangsamten und sie mit einem besonderen Blick ansahen.

Nee, nicht dieses Arschloch.

Nee, den auch nicht.

Sie stand nicht wegen der Hitze im Schatten - sie trug nur zweihundert Gramm Kleidung an ihrem extravaganten Körper -, sondern weil sie sich mit ihrer Pubertätsakne hässlich vorkam.

Noch ein Wagen fuhr vorbei, blieb fast stehen. Wie die meisten Autos hatte auch dieses ein Nummernschild aus New Jersey. Dannette stand in der Nähe des Lincoln-Tunnels an einer der Hauptzufahrten für Pendler aus dem *Garden State*.

An diesem Platz ließen sich auch ganz leicht fünf-, sechshundert die Nacht verdienen.

Aber nicht mit diesem Kerl. Sie blickte zur Seite, er fuhr weiter.

Dannette arbeitete seit acht Jahren auf der Straße, seit sie neunzehn war. Sie machte keinen Unterschied zwischen ihrem Beruf und einem anderen. Die meisten ihrer Freier waren anständige Jungs, deren Arbeit ihnen nicht besonders wichtig war, deren Chef sie nicht besonders mochten und deren Frauen oder Freundinnen ihnen nach dem ersten Kind keinen mehr blasen wollten.

Sie bot eine notwendige Dienstleistung. Wie eine Stenotypistin, der Traumberuf, den sich ihre Mutter für sie ausgedacht hatte.

Ein roter Iroc-Z bog um die Zehnte Avenue herum und kam langsam mit erotisch blubberndem Auspuff auf sie zu. Hinter dem Steuer saß ein junger, dicklicher Italiener in einem teuren weißen Hemd mit Monogramm. Sein Schnurrbart war gestutzt, an seiner linken Hand trug er eine goldene Rolex. Er sah aus wie ein Verkäufer aus einem der Autohäuser auf der West Side. »Lust auf einen Fick?«

Lächelnd beugte sie sich vor. »Gib meinem schwarzen Arsch einen Kuss und verpiss dich«, sagte sie mit erotischer Stimme.

Als sich Dannette wieder in den Schatten zurückzog, verschwand der Wagen wieder.

Einige Minuten später fuhr ein Toyota vor. Darin saß ein dünner Weißer mit Baseball-Mütze, der sich nervös umsah. »Hi«, grüßte er. »Wie geht's denn so? Heiß, nicht? Klar ist es heiß.«

Sie blickte sich um und ging zum Wagen. Ihre hohen Absätze klapperten laut auf dem Asphalt.

»Stimmt, ziemlich.«

»Das hier ist mein Heimweg. Hab dich schon öfter hier draußen gesehen.«

»Ja? Wo arbeitest du?«

»Weiter oben in der Straße.«

»Ah ja, wo denn?«, fragte sie nach.

»In einem Büro. Ziemlich langweilig. Hab dich schon öfter gesehen. Hier, meine ich. Auf der Straße.« Nervös räusperte er sich.

Der Kerl war echt 'ne scharfe Nummer.

»Ja, ich treibe mich hier ab und zu rum.«

»Du bist hübsch.«

Wieder lächelte sie, fragte sich aber, wie sie es hundert Mal am Tag tat, ob ein plastischer Chirurg ihre Wangen wieder glätten könnte.

»So«, sagte er.

Dannette beobachtete ihn wieder. »So«, kam ihr Echo.

»Und, Schätzchen, hast du Lust, wo hinzugehen?«

»Vielleicht. Du hast echt hübsche Titten. Es macht dir doch nichts aus, wenn ich das sage?«

»Alle sind scharf auf meine Titten, Kleiner.«

»Was machst du?« Der Junge wischte sich übers Gesicht. Er schwitzte. Er wollte seine Mütze abnehmen, besann sich aber eines Besseren.

»Was ich mache?«, fragte sie stirnrunzelnd.

»Wenn wir wo hingehen, du und ich - was würden wir tun, um Spaß zu haben?«

»Oh, das kann ich dir sagen. Ich mache alles. Ich blase und lass mich ficken, und du kannst ihn mir in den Arsch schieben. Das vertrage ich. Aber nur mit Gummi. Und ich nehme ein bisschen Gleitcreme.«

»Wow.« Es schien ihm peinlich zu sein, doch sie hatte eindeutig seine Neugier geweckt. »Mir gefällt es, wie du redest - so dreckig.«

»Dann rede ich mit dir so, wenn wir wo hingehen.«

»He, Mann, du bist echt heiß drauf.«

»Da sagst du mir nichts Neues«, erwiderte Dannette mit unbeweglicher Miene.

»Wie heißt du?«

»Dannette. Und du?«

»Joe.« Auf der anderen Straßenseite gab es eine Lager- und Transportfirma - Joe Septim stand in großen Lettern an der Hauswand. Die Hälfte der Typen, die hier anhielten, hießen Joe.

»Gut, Joe, wie war's also, wenn wir wo hingehen?« Sie beugte sich vor, damit er ihre Titten in Augenschein nehmen und sehen konnte, dass sie echt waren und nicht einem Transvestiten gehörten.

»Hört sich gut an.«

Er flüsterte etwas, was sie nicht verstand. Mit auf die Tür gestützten Händen beugte sie sich vor. Er betrachtete sich ihre neun Ringe.

»Was du gesagt, Schätzchen?«

»Ich habe gefragt, von wie viel wir reden? Wenn wir wo hingehen, meine ich.«

»Für so einen hübschen Jungen wie dich? Blasen für fünfzig, ficken kostet hundert, Arschfick zweihundert. Und wir können es auf deinem Rücksitz machen. Es gibt eine Stelle,

die ich kenne. He, was...« Erschreckt schnappte sie nach Luft, als sich sein Blick verhärtete und er sie am Handgelenk packte, während seine andere Hand in seine Tasche griff und Handschellen herauszog. Der Kerl war zwar dünn, aber überraschend stark.

»Was machst du da?«, schrie sie.

Mit einem Klicken rasteten die Handschellen um ihre schmalen Gelenke ein.

»Ich kann dir sagen, was ich mache, Dannette. Ich verhafte dich wegen des Angebots sexueller Dienstleistungen, was gegen das Gesetz von New York verstößt. Ich hätte gerne, dass du dich da rüberstellst zu der Frau, die hinter dir zu uns kommt.« Er zog ihre Handtasche von ihrer Schulter.

»Was?« Dannette drehte sich mit weit aufgerissenen Augen um.

Hinter dem Wagen tauchte eine Polizistin auf, trat zu Dannette und führte sie zum Bürgersteig in den Schatten.

»O Scheiße«, sagte Dannette überrascht. »Bist du etwa ein Bulle?«

»Hab dich ganz schön angeschmiert, was?«

»O Scheiße, Mann. Das glaub ich nicht. Ich bin grade erst aus dem Knast gekommen. Ich hätte schwören können, du wärst auch so ein Arschloch aus Jersey.«

Zufrieden mit dieser Sichtweise seiner Leistung, nickte der Beamte der Sittenpolizei seiner Kollegin zu. »Bring sie in den Wagen und fahrt mit ihnen nach Downtown.«

Die stämmige Polizistin packte Dannette am Arm, führte sie um die Ecke, wo ein ziviles Polizeifahrzeug, ein Dodge Caravan, stand, und half ihr beim Einsteigen. Zwei gelangweilte, schwitzende Prostituierte warteten schon darin.

»O Mann, die machen echt 'ne Angeltour«, schimpfte Dannette. »Haben sie denn nichts Besseres mit ihrer Zeit zu tun? Habt ihr echt nichts Besseres zu tun?«

»Wir bringen euch in zehn, fünfzehn Minuten nach Down-

town«, sagte die Polizistin. »Ich sage Bescheid, dass sie die Klimaanlage anstellen, sobald wir losfahren. He, was ist denn so lustig?«

Aber Dannette brachte vor lauter Lachen kein Wort mehr heraus.

Er schwitzte immer mehr. Und wie seine armen Hände zitterten.

Oh, Mama, can this really be the end?

Sonny ging über den Bauplatz gegenüber des abgebrannten Wohnhauses auf der Sechsunddreißigsten Straße, das, wie er feststellte, ziemlich schnell zu einem seiner Lieblingsjobs in seiner ganzen Karriere geworden war. Ein Job mit Auszeichnung. Trotz Pellam, diesem schwuchteligen Joe-Buck-Asphalt-Cowboy. Oder vielleicht sogar *wegen* ihm.

To be stuck inside of Mobile with the Memphis blues again...

Sonny blieb stehen und hielt Ausschau nach Pellam. Nichts zu sehen von ihm. Er lauschte der Musik in seinem Kopf, dachte an seine Mutter, die seit fünf Jahren tot war. Dachte daran, wie sie durchs Haus gegangen war, Bob Dylan auf diesem Ding gehört hatte, auf diesem Plattenteller. So viele Platten hatte sie gehabt! LPs. Lustige, verkratzte Dinger, auf denen die Nadel nervös hüpfte. Wenn man sie verbrannte, schmolzen sie zu komischen Figuren. Seine Mutter hatte Dylan, Dylan und immer wieder Dylan gehört, die ganze Nacht über, einen Monat nach dem anderen.

Einen Moment lang hörte er tatsächlich die Musik, dachte, seine Mutter sei wieder da. Er wirbelte herum. Nein, sie war nicht da. Er sah nur Arbeiter, gelbe Schutzhelme, Stapel von Gipsplatten.

Tanks mit Diesel, Benzin und Propangas. Hübsch...

Er ging weiter Richtung Osten bis zur Achten Avenue zu einem Gitter über dem U-Bahn-Schacht, wo er sich hinter ein

paar kleinen Mülltonnen zusammenkauerte und mit zitternden Händen den Schweiß von seiner Stirn wischte.

Can this really be the end?...

Noch nicht, so schnell noch nicht. Aber das Ende zeichnete sich schon ab. Der Moment seines Todes nahte, und Sonny wusste es. Während die meisten Menschen eine Vision davon hatten, wie ihr Leben aussehen könnte - so egoistisch diese Visionen waren, so falsch erwiesen sie sich letzten Endes auch -, war Sonny besessen von der Vision seines *Todes*.

Er spürte, dass es ihn Christus ähnlich machte. Unser Retter, geboren, um zu sterben. Unser Fleisch, unser Blut, die Minuten auf dem Weg nach Golgatha zählend. Er ähnelte ja tatsächlich Jesus, zumindest der Version aus dem Film von Cecil B. DeMille, der vom Vatikan gebilligten Souvenirladen-Ausgabe: dünn, schmales Gesicht, büscheliger Kinnbart, langes blondes Haar, hypnotische blaue Augen.

Hey, das wird ja richtig dramatisch hier, dachte Sonny. Aber wenn man Feuer liebt, können die Gedanken ganz schnell apokalyptisch werden.

Das Bild seines Todes war kompliziert und wurde, seit er ein kleiner Junge war, immer konkreter. Schlaflos hatte er im stillen Haus seiner Mutter gelegen, manchmal in ihren stillen, manchmal in ihren ruhelosen Armen, und es sich ausgemalt, ausgeschmückt, bearbeitet. Er befand sich in einem großen Raum, umgeben von Tausenden von Menschen, die sich in Todesangst krümmten, während der wunderbare Saft, sein klebrigtes Gebräu, literweise auf sie herabfloss. Er stand mittendrin in diesem Chaos, hörte ihre Schreie, roch ihr verbranntes Fleisch, beobachtete sie in ihrer Todesangst, während das immaterielle, aber nicht zu leugnende Feuer ihr Haar, ihre Leisten, ihre Brüste und ihre Fingerspitzen streichelte. Und er würde sich an seinen Feind klammern - den Antichristen, ein Wesen, das auf die Erde gekommen war, um Sonny zu holen. Ruhig, groß, in Schwarz gekleidet.

Genau wie Pellam.

Er stellte sich vor, wie sie beide aneinander gekettet waren, umgeben von der glühenden Flüssigkeit. Die starken, schwitzenden Körper aneinander gepresst, während ihnen die Flammen ihre Kleidung auszogen, dann ihre Haut und ihr Blut miteinander vermischten. Sie beide und Tausende andere, ein volles Theater auf dem Broadway, ein Stadion, die Aula einer Schule.

Sonny war voller Energie und zielbewusst. Er musste der Welt von der bevorstehenden Feuersbrunst erzählen.

Und das tat er auch. Auf seine besondere Art.

Als die U-Bahn ratternd in die Haltestelle einfuhr und quietschend unter ihm zum Stehen kam, sah er sich um und goss den Kanister mit sieben Liter Saft in den Lüftungsschacht. Anschließend warf er eine dieser neumodischen Geburtstagskerzen hinterher - eine in der Art, die man nicht ausblasen kann -, die er in Modellerton gesteckt hatte.

Mit einem gedämpften »Wusch« floss die brennende Flüssigkeit durch die Entlüftungsöffnungen der Waggons ins Innere.

»*Happy Birthday to you*«, sang er, bereute aber sogleich seine Leichtfertigkeit, war er doch mit wichtigeren Dingen beschäftigt. Er erhob sich und ging langsam, zögernd weiter. Es tat ihm Leid, dass er nicht länger bleiben und den Schreien lauschen konnte, die durch den schwarzen Rauch nach oben drangen. Die Schreie derjenigen, die unter der Erde, unter seinen Füßen, starben.

Mama, can this really be the end...

Die Sirenen schienen aus allen Richtungen zu kommen. Sie klangen grob, aufdringlich, hoffnungslos. Doch Sonny dachte, dass der ganze Wirbel sinnlos war. Er war ja erst am Anfang; bis jetzt hatte die Stadt noch gar nichts erlebt.

...Elf

Hatake Imaham hielt Hof im Frauengefängnis.

»Hört mir mal alle zu,« sagte sie zu den jungen Frauen, die sich um sie scharten. »Kauft den Scheiß bloß nicht, Jalapenwurzeln? Öl von schwarzen Fledermäusen, Magnete, Liebeskerzen? Das ist doch alles nur Mist, nichts als Dreck, den euch irgendwelche Kerle andrehen wollen, um euch das Geld aus der Tasche zu ziehen. Ihr solltet es besser wissen.«

Ettie Washington hörte vom anderen Ende der Zelle mit halbem Ohr zu. Sie hatte jetzt mehr Schmerzen als direkt nach dem Brand. Das Pochen im Arm strahlte bis in den Kiefer aus. Auch ihr Knöchel tat weh. Die Kopfschmerzen brachten sie fast um den Verstand. Sie hatte noch einmal versucht, Schmerzmittel zu bekommen, aber die Aufseherinnen hatten sie bloß angestarrt, wie sie es manchmal bei Mäusen tun, die über den Boden huschten.

»Aber es funktioniert,« erwidert eine dünne Frau. »Einmal hat mein Alter was gedreht, und das war...«

»Jetzt hör mir mal gut zu. Wenn du das zweite Gesicht hast, brauchst du keine Öle, Kerzen oder Wurzeln. Und wenn du das zweite Gesicht nicht hast, kannst du damit sowieso nichts anfangen. Bringt meinem Altar ein Opfer, gib ein paar Pennys für Damballah. Mehr kannst du nicht tun. Die meisten Mambo's und Houngnans in New York wollen nur das eine - Geld.« Ihre Stimme wurde schriller. »Was ist mit dir, Mrs. Washington? Glaubst du an Damballah?«

»An wen?«

»An den Schlangengott? Santeria, Voodoo?«

»Eigentlich nicht, nein, ich glaube nicht daran,« antwortete Ettie. Ihr war nicht nach Erklärungen zumute, dass ihre Großmutter Ledbetter, Gott schütze ihre Seele, mit ihren grimmigen Predigten, dieser Mischung aus Katholizismus und bap-

tistischen Dogmen, einfach jede Spur von Religion aus Ettie herausgequetscht hatte. Wenn Ettie so darüber nachdachte, unterschieden sich diese Reden auch nicht wesentlich von den Spinnereien, die Hatake von sich gab. Weihrauch und Weihwasser statt Jalapenwurzeln.

Hatake zupfte an ihren verwaisten, durchstochenen Ohrläppchen und fuhr fort zu erläutern, warum Männer anziehende Zaubersprüche und Öle zur Abwehr gegen das Gesetz Unsinn seien. Es komme darauf an, was in ihren Herzen vorgehe, fuhr sie fort. Etties Gedanken gingen auf Wanderschaft und begannen, erneut um John Pellam zu kreisen. Sie fragte sich, wann er sie wieder besuchen würde. Und ob überhaupt. Dieser Kerl sollte jetzt schon einige hundert Meilen von hier entfernt sein. Warum, zum Teufel, hilft er ihr nur? Mit Schrecken dachte sie daran, dass er beinahe vom Feuer eingeschlossen worden war. Den kleinen Juan Torres konnte sie auch nicht vergessen und schickte ein Gebet einer Ungläubigen für den Jungen auf den Weg.

Dann ein Geräusch vorne in der Zelle. Das Klirren von Metall auf Metall. Einige der Frauen begrüßten lautstark eine Neue.

»He, Kleine. Bist du nicht erst gestern rausgekommen? Haben sie deinen Arsch wieder so schnell hopps genommen?«

»Mann, eh, Dnette, du hast wirklich Pech. Ich bleib lieber weg von dir.«

Ettie schaute auf die junge Frau mit dem vernarbten Gesicht und dem schönen Körper, wie sie unsicher die große Zelle betrat. Sie war eine der Prostituierten, die erst gestern entlassen worden waren. So schnell wieder hier? Ettie lächelte sie an, aber die Frau reagierte nicht.

Danette ging zu dem Kreis von Frauen um Hatake Imaham, die Danette mit einem Kopfnicken begrüßte. »He, Kleine. Schön, dich zu sehen.«

Das hörte sich ein bisschen eigenartig an, als hätte Hatake sie bereits erwartet.

Dann machte sie weiter mit ihrem Voodoo-Unterricht, sprach über Damballah, dem höchsten Gott in der Voodoo-Hierarchie. Ettie wusste ein bisschen darüber Bescheid, weil sich ihre Schwester vor ein paar Jahren mit diesem Blödsinn beschäftigt hatte. Dann schwieg Hatake, und die Frauen fingen an, untereinander zu reden - sehr leise. Eine oder zwei von ihnen sahen zu Ettie herüber, weihten sie jedoch nicht in ihre Gespräche ein. Das war auch gut so. Sie war dankbar für die Stille und für ein paar Minuten Frieden. Sie musste über vieles nachdenken, und Gott - oder auch Damballah, dachte sie, still in sich hineingrinsend - wusste, dass sie ohnehin nur wenige friedliche Augenblicke fand.

Es war nur so ein Gefühl. Jemand beobachtete ihn.

Pellam stand am Bordstein vor Etties Haus und verschwendete gerade seine Zeit damit, von Amnesie befallene Bauarbeiter darüber zu befragen, ob sie sich, als das Feuer ausbrach, in der Gasse befunden hätten oder wüssten, wer dort gewesen sei.

Er drehte sich abrupt herum. Yep, das war's. Etwa fünfzehn Meter entfernt parkte eine glitzernde, lange Limousine auf der Baustelle unter der Plakatwand, auf die ein Künstler als Blickfang seine Vision des fertigen Gebäudes aufgemalt hatte. Pellam hatte schon viele solcher Plakatwände in der West Side gesehen; wer auch immer diese Dinger malte, ließ die Hochhäuser so anziehend aussehen - und genauso unecht wirken - wie die Frauen in den gezeichneten Dessous-Werbungen von Saks und Lord & Taylor, über die er immer wieder in den Zeitungen stolperte.

Pellam konzentrierte sich auf die Limousine. Die Fensterscheiben waren getönt, doch er konnte sehen, dass ihn jemand vom Rücksitz aus - ein Mann, wie es schien - beobachtete.

Pellam hob schnell seine Kamera auf die Schulter und richtete sie auf die Limousine. Nach einer Weile bewegte sich etwas auf dem Rücksitz. Der Fahrer gab Gas, und das lange Fahrzeug machte einen Satz auf die Fahrbahn. Es verschwand in Richtung des fischgrauen Hudson River.

Immer noch mit dem Blick durch die Kamera trat er vom Bürgersteig herab, übersah aber ein anderes Fahrzeug, das ihn beinahe überfahren hätte.

Als er die Bremsen quietschen hörte, sprang er herum, stolperte rückwärts über den Bordstein und fiel hin. Ein bisschen Haut an seinen Ellbogen musste daran glauben, weil er seine Betacam retten wollte, die im Moment mehr wert war als er.

Ein Mann war sofort zur Stelle - ein sehr großer Mann. Riesige Hände umfassten Pellams Arme wie mit einem Schraubstock, zogen ihn ruckartig auf die Beine und nahmen ihm die Kamera ab. Nicht einmal Zeit zu protestieren hatte er, als er schon auf den Rücksitz der Limousine geschleudert wurde. Zuerst dachte er, Jimmy Corcoran hätte herausgefunden, dass er nach ihm und seiner *crew* Ausschau hielt, und ein paar Jungs geschickt, um ihn zu suchen.

Bügelsägen... er wurde das Bild einfach nicht mehr los.

Doch es dauerte nicht lange, bis ihm klar wurde, dass diese Männer keine Gangmitglieder waren. Sie waren zwischen dreißig und fünfzig Jahre alt. Und trugen Anzüge.

Dann erinnerte er sich, wo er den Typen, der ihn gekrallt hatte, schon einmal gesehen hatte - der Muskel bepackte mit der glatten Babyhaut. So war er auch nicht mehr überrascht, als er sah, wer auf dem Vordersitz saß.

»Officer Lomax,« sagte Pellam.

Lomax' hünenhafter Stellvertreter kletterte auf den Fahrensitz und fuhr los.

»Ich bin kein Officer,« erwiderte Lomax.

»Ach, nein?«

»Hm-mh.«

»Wie soll ich Sie also nennen? Inspector? Fire Marshall?
Entführer?«

»Ha. Vielleicht sollte ich Sie ja Witzbold nennen anstatt Glückspilz. Ist er nicht der Brüller?«, fragte Lomax, an seinem Stellvertreter gewandt. Der Ringer antwortete nicht.

Auch der andere Mann neben Pellam, ein knöchriger Polizist oder Marshall, ein kleines Würstchen, sagte kein Wort. Er schien Pellam nicht einmal wahrzunehmen und starnte nur aus dem Fenster.

»Wie geht's denn so?«, fragte Lomax. Um seinen Hals hing eine Kette mit einer Dienstmarke. Sie war aus Gold mit einem böse dreinblickenden Adler, der auf einem Nest thronte.

»Geht so.«

»Fahr ihn dahin, wo wir gerade herkommen«, sagte Lomax zu seinem Assistenten. »Wo uns niemand sieht.«

»Die Gasse?«

»Okay, die Gasse ist gut.«

Das alles klang wie einstudiert. Aber Pellam wollte bei diesem Einschüchterungsquatsch nicht mitspielen. Er verdrehte die Augen. Drei Polizisten - oder Fire Marshalls, was auch immer - würden ihn wohl nicht in einer versteckten Gasse abknallen.

»Wir würden gerne eines wissen,« sagte Lomax und blickte aus dem Fenster auf ein vor kurzem ausgebranntes Geschäft. »Nur eines. Wo finden wir dieses Stück Dreck, das die alte Dame angeheuert hat? Das ist alles. Nur das. Sagen Sie es uns. Sie haben ja keine Vorstellung davon, welchen Deal wir ihr dann anbieten werden.«

»Sie hat niemanden angeheuert und das Gebäude auch nicht abgefackelt. Sie vergeuden Ihre Zeit damit, sie für schuldig zu halten, während der wahre Gauner frei herumläuft.«

Das war ebenfalls eine Zeile aus einem seiner Filme. Im Skript las sie sich besser, als sie laut ausgesprochen klang. Vielleicht lag es ja an den Umständen.

Lomax schwieg für ein paar Minuten. Dann: »Wollen Sie wissen, welchen Unterschied es zwischen Männern und Frauen gibt? Frauen brechen leicht zusammen. Bei einem Mann muss man sich tagelang den Arsch aufreißen. Wenn man aber eine Frau vor sich hat, sie anschreit, fängt sie gleich an zu heulen und gibt alles zu - ja, ja, ich war's, aber bitte nicht schlagen, ich wollte es nicht, oder ich wusste nicht, dass jemand verletzt wird, oder mein Freund hat mich dazu angestiftet. Aber sie brechen immer zusammen.«

»Das werde ich gerne mit Gloria Steinern erörtern, wenn ich sie das nächste Mal treffe.«

»Und noch ein Witz. Es freut mich, dass Sie in einer solchen Situation noch lachen können. Sie sollten vielleicht besser zuhören, was ich sage. Ich habe vor, diese Frau zu brechen - so oder so. Es ist mir egal, wie. Tommy, habe ich was gesagt?«

»Ich habe nichts gehört«, leierte der Hüne herunter.

Der dürre Polizist neben Pellam, der Stille, beobachtete, wie einige Kinder einen Hydranten öffneten. Auch er schien nichts zu hören.

»Ich werde diesen verdammten Psychopathen aufhalten«, fuhr Lomax fort. »Und Sie können dafür sorgen, dass es Washington leichter hat, und eine Menge unschuldiger Leute dabei retten. Sie können mit ihr reden und - ah, ah, ah, keine Widerworte, Glückspilz. Erzähl ihm, was heute Morgen passiert ist, Tony.«

»Feuer in der U-Bahn auf der Achten Avenue.«

Lomax sah wieder zu Pellam hinüber. »Wie viele Verletzte, Tony?«

»Sechzehn«, leierte Tony herunter.

»Wie schwer?«

»Sehr schwer, Chef. Vier in kritischem Zustand. Einer wird wohl nicht überleben.«

Lomax schaute auf den Bürgersteig und sagte zum Fahrer: »Fahr hinten rum, ich will nicht gesehen werden.«

Sie sahen recht finster aus, und zwei von ihnen waren mindestens fünfzig Pfund schwerer als Pellam. Langsam dämmerte ihm, dass sie ihn vielleicht nicht umbringen würden, ihn jedoch windelweich schlagen könnten. Daran hätten sie wahrscheinlich auch noch Spaß. Und die Vierzigtausend-Dollar-Kamera zertrümmern, die ihm gar nicht gehörte.

»Wissen Sie, wie bei uns ein einfacher Fall bezeichnet wird? Einer mit Zeugen und handfesten Beweisen?«, fragte Lomax.

»Ein *groundball*.« soufflierte Tony.

»Wissen Sie, wie wir einen Fall bezeichnen, den wir nicht knacken können?«, fragte Lomax weiter, während er sich zu Pellam hinüberbeugte.

»Einen Regelverstoß?«, versuchte es Pellam.

»Wir nennen ihn ein Rätsel, Glückspilz. Und genau damit haben wir in diesem Fall zu tun - mit einem gigantischen, abgefukten Rätsel. Wir wissen, dass die alte Dame den Typen angeheuert hat, finden aber keine Spuren. Und ich habe keine Ahnung, wie ich weiter vorgehen soll. Mir fällt nur ein, dass ich die alte Dame hart anfassen muss. Habe ich gerade was gesagt, Tony?«

»Sie haben gar nichts gesagt.«

»Und wenn das alles nicht klappt, Glückspilz, dann werde ich *Sie* hart anfassen.«

»Mich.«

»Sie. Sie waren im Gebäude, als das Feuer ausbrach, als sollten Sie als Alibi für die Washington dienen. Und jetzt laufen Sie durch die Gegend, befragen Zeugen und schnüffeln mit Ihrem Mordsapparat von Kamera rum. Sie haben viel mit der Polizei zu tun gehabt, das rieche ich förmlich. Ich glaube, dass Sie mehr von denen zu Gesicht bekommen haben, als Ihnen lieb war, oder? Also, bevor ich Washington und Sie durchprügele, will ich eine einfache Antwort auf eine einfache Frage: Was wollen Sie?«

»Ganz einfach: Sie haben die falsche Person verhaftet. Dass Sie das kapieren - das will ich.«

»Indem Sie Beweismittel vernichten und Zeugen einschüchtern? Die Ermittlungen vermasseln?«

Pellam starnte den Mann neben sich an. Ein bedauernswertes Büschchen. Einer von der Sorte, die man für einen Buchhalter oder, wenn er bei der Polizei war, für einen vom Innendienst halten würde.

»Lassen Sie mich noch ein paar Fragen stellen«, bat Pellam. Der Marshall verzog das Gesicht, aber Pellam ließ sich nicht beirren. »Warum sollte Ettie ein ganzes Gebäude niederbrennen, wenn sie nur für ihre Wohnung eine Versicherung abgeschlossen hatte?«

»Weil sie einen abgefackelten Psychopathen angeheuert hat, der sich nicht unter Kontrolle hatte.«

»Nun, warum sollte sie überhaupt jemanden anheuern. Warum hätte sie nicht einfach einen Ölbrand vortäuschen sollen?«

»Zu verdächtig.«

»letzt ist es doch auch verdächtig.«

»Weniger verdächtig, als wenn sie nur ihre Wohnung abgefackelt hätte. Außerdem wusste sie nicht über die Betrugsdatenbank der Versicherung Bescheid.«

»Sie hat alles durch das Feuer verloren.«

»Was heißt >alles<? Der Sperrmüll und die alten Möbel, die höchstens noch tausend Piepen wert waren?«

Pellam ließ nicht locker. »Und ihre Fingerabdrücke? Was ist *damit*? Sie glauben, sie heuert einen Pyromanan an und gibt ihm eine Flasche mit *ihren* Fingerabdrücken? Und ist es nicht auch irgendwie merkwürdig, dass die Scherben der Flasche mit ihren Abdrücken nicht völlig zusammengeschmolzen sind?«

»Was müsste ich unseren Kameraden jetzt fragen, Tony?« Lomax wandte sich an seinen instruierten Stellvertreter. Der

musste einen Moment überlegen, bevor er antwortete. »Ich würde mich fragen, wie *er* wissen konnte, dass wir ihre Fingerabdrücke auf der Flasche gefunden haben.«

»Nun?« Lomax zog eine Augenbraue hoch.

»Glückstreffer,« antwortete Pellam. »Ich mache meinem Name alle Ehre.«

»Hier abbiegen«, wies Lomax den Fahrer an. Das Fahrzeug glitt um die Kurve, hielt an. »Tony«, gab der Marshall das Stichwort.

Tony drehte sich um, und plötzlich spürte Pellam eine riesige Pistole an seiner Schläfe.

»O Gott...«

»Da wären noch ein paar Kleinigkeiten, die Sie wissen sollten, Pellam. Amerikanische Fire Marshalls sind keine Polizisten. Wir müssen uns an keine Polizeivorschriften halten. Wir können alle Waffen tragen, die wir wollen. Was hältst du da gerade für eine Waffe in der Hand, Tony?«

»Das ist eine achtunddreißiger Magnum. Ich habe sie mit Plus-P-Patronen geladen.«

»So können Sie unschuldige Leute besser am Arsch kriegen? Steckt das dahinter?«, wollte Pellam wissen.

Tony nahm die Waffe zur Seite. Pellam schüttelte lachend den Kopf. Er wusste, dass man ihn nicht zusammenschlagen würde. Beweise für einen tödlichen Angriff wären das Letzte, was die Jungs wollten. Tony sah zu Lomax, der die Schultern zuckte.

Die Waffe verschwand in Tonys Tasche. Er und Lomax stiegen vorne aus dem Wagen und wendeten sich ab.

Pellam überlegte. Ließ noch mal ihren Bluff Revue passieren, als die knochige Faust des dünnen Mannes, die eine Rolle mit Vierteldollar- oder Zehn-Cent-Münzen umklammerte, Pellam direkt hinter dem Ohr traf. Schmerz jagte durch seinen Kopf.

»O Mann... verdammt!«

Noch ein Schlag. Pellams Gesicht prallte am Fenster ab. Draußen untersuchten Lomax und Tony einen Müllhaufen in der Gasse und nickten.

Noch bevor er die Hände vors Gesicht nehmen konnte, traf ihn ein weiterer heftiger Schlag des dürren Mannes. Gelbes Licht explodierte vor seinen Augen, der Schmerz, der immer stärker wurde, war befremdlich. Ihm kam der Gedanke, dass die Blutergüsse und Striemen durch sein Haar kaum zu sehen sein würden.

So viel zu den Beweisen.

Der Mann ließ die Rolle mit den Münzen in seine Tasche gleiten und lehnte sich zurück. Pellam wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und drehte sich zu dem Mann. Ehe er etwas sagen oder gar ausholen und ihm das Kinn zertrümmern konnte, wurde die Tür geöffnet. Lomax und Tony zogen ihn heraus und ließen ihn auf dem Boden liegen.

Pellam fasste sich an den Kopf. Kein Blut. »Das werde ich nicht vergessen, Lomax.«

»Was vergessen?«

Tony schleifte Pellam die verlassene Gasse entlang.

Keine Zeugen - das war alles, woran Pellam denken konnte.

Lomax begleitete sie den halben Weg, etwa zehn Meter weit. Er gab Tony ein Zeichen, der Pellam, wie in Etties Zimmer im Krankenhaus, an die Wand presste.

Pellam zuckte zusammen. Lomax schob die Hände in die Taschen. »Seit zehn Jahren bin ich leitender Fire Marshall«, sagte er leise. »Ich habe schon eine Menge Pyromanan gesehen, doch der Typ, mit dem wir es hier zu tun haben, ist anders. Er ist die Inkarnation des Bösen. Er ist durchgedreht, und es wird noch schlimmer werden, bis wir ihn schnappen. Also, werden Sie uns helfen?«

»Sie hat ihn nicht angeheuert.«

»Okay. Wenn Sie es so wollen.«

Pellam ballte die Faust. Er war nicht bereit, kampflos aufzugeben. Sie würden ihn wahrscheinlich wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt verhaften, aber wie es aussah, würden sie ihn ohnehin einsperren. Also, mach zuerst Tony fertig, brich ihm die Nase.

Doch dann wies Lomax Tony mit einem Kopfnicken an, Pellam loszulassen. Der riesige Kerl ging zum Fahrzeug zurück, wo der Dürre mit den Münzen gemütlich die *Post* las.

Lomax drehte sich zu Pellam, der gerade sein Gewicht ausbalancierte, um ihm eine zu verpassen.

Der Marshall zeigte jedoch nur auf eine graue Tür ohne Aufschrift. »Gehen Sie dort hinein, in den dritten Stock. Zimmer drei-dreizehn. Verstanden?«

»Wovon reden Sie?«

»Da rein.« Er wies mit einer Kopfbewegung auf die Tür. »Zimmer drei-dreizehn. Tun Sie's einfach. Jetzt gehen Sie mir endlich aus den Augen. Sie machen mich krank.«

Er tappte in den Aufzug und drückte auf den fettigen Plastikknopf mit der Nummer drei.

Das Gebäude war ein Krankenhaus. Dasjenige, in dem er behandelt und Ettie Washington verhaftet worden war.

Pellam ging die Korridore entlang und stieß auf das kleine Zimmer, das Lomax ihm genannt hatte.

Er blieb in der Tür stehen, achtete nicht auf das Paar, das im Zimmer stand. Er bemerkte die medizinische Spezialausstattung nicht. Er sah auch die weiß gekleidete Schwester nicht, die ihn mit einer kurzen Kopfbewegung begrüßte. Nein, alles, was Pellam sah, war ein Bündel Bandagen - einen zwölfjährigen Jungen. Der kleine Juan Torres, der bei dem Brand in der Sechsunddreißigsten Straße West 458 am schwersten verletzt worden war.

Der Sohn des Mannes, der Jose Canseco kannte.

Pellam sah sich im Zimmer um, versuchte herauszufinden,

warum Lomax ihn hierher geschickt hatte. Aber er kam nicht darauf.

Pellams Mitleid war in zwei Hälften geteilt - die eine Hälfte für das Kind, die andere für Ettie Washington. Doch er fragte sich, ob nur er für beide Mitleid empfand. Für einen kurzen, aber schwierigen Moment ging er in sich - wenn Ettie schuldig war, dann ja, dann würde er der Einzige sein.

Denk nicht daran, ermahnte er sich. Sie ist unschuldig. Das weiß ich.

Und wieder fragte er sich, warum Lomax ihn hierher geschickt hatte.

»*La iglesia*,« sagte die Frau ruhig. »*El cura*.«

Eine weitere Schwester betrat schroff das Zimmer. Sie rempelte Pellam an, ging aber ohne Entschuldigung weiter und überreichte der Mutter einen kleinen weißen Pappbecher. Vielleicht war die Frau auch krank. Zuerst nahm Pellam an, dass sie ebenfalls beim Feuer verletzt worden war. Aber er erinnerte sich, dass sie aus eigener Kraft aus dem Haus gekommen war, hinter dem Feuerwehrmann, der ihren Sohn getragen hatte. Es war ihr gut gegangen, obwohl jetzt ihre Hände zitterten, sodass die beiden kleinen gelben Pillen aus dem Pappbecher fielen. Er bemerkte, dass etwas in diesem Zimmer anders war als in denjenigen, an denen er gerade vorbeigekommen war.

Was war es?

Etwas Sonderbares ging hier vor.

Ja, genau, das war es...

Der Monitor über dem Bett war dunkel. Die Schläuche waren vom Arm des Jungen abgenommen worden. Das Krankenblatt hing nicht mehr am Bettgestell.

Cura. Als Südkalifornier verstand Pellam ein bisschen Spanisch. Er erinnerte sich, dass das Wort Priester bedeutete.

Das Kind war tot.

Das war es, was Lomax ihm zeigen wollte.

Die Mutter des Jungen kümmerte sich nicht um die zu Boden gefallenen Pillen und lehnte sich an ihren Begleiter. Dieser drehte seinen Kopf mit den dichten, kurz geschnittenen Locken zu Pellam.

Mein Daddy kennt Jose Canseco. Doch, doch. Wirklich, das stimmt!

Die Schwester kam wieder an Pellam vorbei, dieses Mal mit einem leisen »Entschuldigung«.

Danach war der Raum still, oder beinahe still. Nur Rauschen war zu hören, ein undeutliches Zischen wie auf seiner Aufnahme von dem alten Otis Balm, nachdem er gerade gestorben war, oder auf seiner letzten Aufnahme von Ettie, als sie aufgestanden und zur Tür gegangen war und den leeren Sessel zurückgelassen hatte. Wie versteinert blieb Pellam in der Mitte des Zimmers stehen, unfähig, sein Beileid auszudrücken, unfähig zu beobachten und zu analysieren.

Erst einige Augenblicke später wurden ihm die Folgen dieses stillen Ereignisses klar - dass die Anklage gegen Ettie Washington nun auf Mord lauten würde.

... Zwölf

Es ging lebhaft zu im New York State Supreme Court, Abteilung Strafsachen.

John Pellam saß ganz hinten in dem schmuddeligen, überfüllten Gerichtssaal neben Nick Flanagan, dem Kautionsbürgern, den Louis Bailey aufgetrieben hatte. Er war ein runderlicher, weltverdrossener Mann mit schmutzigen Fingernägeln und pfeilschneller Auffassungsgabe, mit der er die verschiedenen Gewinnspannen an seinen Kautionsstellungen schneller ausrechnen konnte als Pellam mit seinem Taschenrechner.

Nach dem Tod des Jungen hatte Bailey seine Schätzung der

Kaution nach oben hin korrigiert - auf hunderttausend Dollar. Nach den üblichen Kautionsabsprachen hätte Ettie davon zehn Prozent an Bargeld oder Sicherheitsleistungen aufbringen müssen. Flanagan ließ sich widerwillig zu fünfeinhalb Prozent überreden, was entweder seinen wahren Charakter verriet oder, was eher wahrscheinlich war, dass er Rücksicht auf eine große und lästige Schuld nehmen musste, die er Bailey in kleinen Raten zurückzahlte.

Ettie Washington würde mit ihren Ersparnissen zur Kau-
tion beitragen - neunhundert Dollar. Den Rest hatte Bailey dank einer seiner unsichtbaren Straßenkontakte in Form eines Darlehens aufgetrieben. Ettie ließ nicht zu, dass Pellam auch nur einen Penny beisteuerte, abgesehen davon, dass er ohnehin nicht viel zur Verfügung gehabt hätte.

Pellam war beeindruckt, wie Bailey seine Geschäfte koordi-
niert hatte, doch er fragte sich, ob die Fähigkeiten des Anwalts in einem Gerichtssaal seiner Geschicklichkeit gleichkamen, die er in Kneipen, bei Gerichtsbeamten und in Urkundenab-
teilungen an den Tag legte.

Bailey hatte auch den Bericht des Schriftsachverständigen erhalten, der aber nichts Gutes verhieß. Schleimbeutelentzün-
dungen und Anfälle von Arthritis ließen Etties Handschrift sehr unterschiedlich ausfallen. »Man kann davon ausgehen«, so der Bericht, »dass die Unterschrift eher von der Angeklag-
ten Washington als von jemandem anderen stammt.«

Pellam beobachtete die stellvertretende Staatsanwältin Lois Koepel, eine junge Frau mit kantigem Unterkiefer, kleinem Mund und wirren Locken, die ganz und gar nicht zu einer Staatsanwältin passen wollten. Sie wirkte selbstsicher, spröde und viel zu jung, um mit einem Mordfall umzugehen.

»Das Volk des Staates New York gegen Ettie Wilkes Wa-
shington«, brummte der Gerichtsdiener.

Bailey und, von ihm gedrängt auch Ettie, erhoben sich. Sein Blick war nach oben gerichtet, ihrer nach unten. Der ältliche

Richter hatte sich gelangweilt zurückgelehnt und seine Fingerspitzen an die Schläfe gelegt, die von einer hervorstehenden, selbst aus dem hinteren Bereich des Gerichtssaals sichtbaren Vene verunstaltet wurde.

»Wir haben die Klage abgeändert, Euer Ehren.«

Der Richter drehte seinen Kopf zu Los Koepel. »Der Junge ist gestorben?«

»Genau, Euer Ehren.« Kein einziges S in dem Satz, trotzdem noch klang ihre Stimme extrem schrill.

Der Richter überflog die Blätter vor sich. »Ms. Washington«, leierte er herunter. »Sie sind angeklagt wegen Totschlags, fahrlässiger Tötung, vorsätzlicher Brandstiftung, fahrlässiger Brandstiftung, vorsätzlicher Körperverletzung, vorsätzlicher krimineller Gefährdung und fahrlässiger krimineller Gefährdung. Verstehen Sie diese Anklagepunkte?«

»Ich habe niemanden getötet«, rief Ettie Washington laut und mit sicherer Stimme, womit sie die Besucher in den ersten Reihen erschreckte. »Ich war es nicht!«

»Euer Ehren!«, bellte die stellvertretende Staatsanwältin.

Der Richter brachte sie mit einem Wink zum Schweigen. »Ms. Washington, die Anklagepunkte wurden Ihnen doch erklärt, oder?«

»Ja, klar.«

»Was haben Sie gegen die einzelnen Punkte anzuführen?«

Ohne überstürzt zu wirken, sagte sie: »Nicht schuldig, Euer Ehren.«

»Gut. Wie hoch sind die Kautionsforderungen der Staatsanwaltschaft?«

»Euer Ehren, die Staatsanwaltschaft fordert, dass Ms. Washington in diesem Fall nicht auf Kaution freigesetzt wird.«

»Euer Ehren«, meldete sich Bailey brummend zu Wort. »Meine Mandantin ist eine schwer verletzte, zweundsiebzigjährige Frau ohne finanzielle Mittel und Reisepass. Sie wird nirgendwohin abhauen.«

»Sie wird wegen Mord und Brandstiftung angeklagt«, kläffte Lois Koepel.

»Ich hätte diesen Jungen doch niemals getötet!«, rief Ettie.
»Nie im Leben!«

»Der Rechtsbeistand möchte doch bitte seine Mandantin anweisen...« Der Richter ließ sich gerade solange aus seiner Lethargie reißen, wie er brauchte, um seinen Befehl ebenso lethargisch loszuwerden.

»Hier wird eine Frau angeklagt, die einen ausgeklügelten Plan umgesetzt hat, um eine Versicherungsgesellschaft zu betrügen; sie hat vorsätzlich gehandelt und für ihre Zwecke einen professionellen Brandstifter engagiert.«

»Haben Sie *diesen* Menschen auch in Gewahrsam genommen?«

»Das haben wir nicht, Euer Ehren. Es handelt sich um den Mann, den wir für eine Reihe von anderen Brandstiftungen verantwortlich machen, die in New York mit der Folge zahlreicher Toter und Schwerverletzter erfolgt sind. Die Handlungen des Täters scheinen von einer Art Zerstörungswut beherrscht zu werden. Ich bin sicher, Euer Ehren haben davon in der Zeitung gelesen.«

»*Die* Brandstiftungen?«

»Ja, Sir.«

»Euer Ehren«, schaltete sich Bailey entsetzt ein.

»Ruhe, Herr Anwalt.« Der Richter zog seine Augenbrauen zusammen, das äußerste Zeichen einer Gefühlsregung, das er bis jetzt gezeigt hatte.

»Es gab drei Brände in zwei Tagen. Der letzte war in der U-Bahn, und kurz bevor ich hier in den Gerichtssaal gekommen bin, habe ich von einem weiteren Feuer gehört.«

Bailey drehte sich langsam zu Pellam. *Noch* ein Brand?

»In einem Geschäft auf der Achten Avenue«, fuhr Koepel fort.

»Was ist passiert?«, fragte der Richter.

»Wieder dieses selbst gebastelte Napalm«, erklärte Koepel.
»In einem Damenbekleidungsgeschäft. Eine Angestellte stand zufällig neben dem Feuerlöscher, als es passierte. Sie hat das Feuer gelöscht, bevor es großen Schaden anrichten konnte. Ansonsten hätte es zu einem wahren Drama ausarten können.« Die stellvertretende Staatsanwältin fiel aus der Rolle, so aufgereggt war sie. »Herr Richter, die Polizei weiß einfach nicht, was sie tun soll. Sie wissen nicht, wo sie diesen Halunken suchen sollen. Es gibt keine Zeugen. Er fängt einfach irgendwo an, Feuer zu legen. Und, offen gesagt, jeder in der West Side hat höllische Angst.«

»Euer Ehren«, meldete sich Bailey wie ein melodramatischer Schauspieler zu Wort, »das sind doch nur wilde Spekulationen. Und? Wir haben August. Es ist heiß, die Menschen sind gereizt...«

»Danke für Ihren Wetterbericht, Mr. Bailey. Worauf wollen Sie hinaus?«

»Nachahmungskriminalität.«

»Frau Staatsanwältin?« Mit hochgezogener Augenbraue blickte der Richter zu Lois Koepel.

»Unwahrscheinlich. Die Mischung, die er für seine Brandbombe verwendet, ist ungewöhnlich. Sie ist wie ein Fingerabdruck von diesem speziellen Brandstifter. Die Presse war sehr kooperativ und hat die genauen Substanzen nicht erwähnt. Wir sind sicher, dass derselbe Täter dahinter steckt. Die Angeklagte war völlig unkooperativ bei seiner Identifizierung, und...«

»Sie ist unkooperativ, weil sie nicht weiß, wer es war«, sagte Bailey als Echo zu Pellams Gedanken.

»Es handelt sich, wie ich schon gesagt habe, um einen ausgeklügelten Plan zu einem abscheulichen Verbrechen, das zum Tod eines Kindes geführt hat. Und im Licht ihrer Vorsstrafen wegen Betrugs haben wir...«

»Was?«, fragte Bailey dazwischen.

»Erheben Sie Einspruch, Mr. Bailey?«

»Nein, Euer Ehren, ich erhebe keinen Einspruch.«

»Ein Einspruch wäre nämlich fehl am Platz. Es gibt keine Geschworenen hier, und wir sind nicht bei der Beweisaufnahme.«

»Ich erhebe keinen Einspruch. Welche Vorstrafen?« Er sah zu Ettie, die schweigend ihren Blick gesenkt hielt.

Pellam lehnte sich vor.

»Nun, Ms. Washingtons Verurteilung wegen Betrug und Erpressung vor sechs Jahren. Es gab in diesem Fall auch eine Anklage wegen Brandstiftung, Euer Ehren.«

Sie ist *vorbestraft*? Anklage wegen Brandstiftung? Pellams Gedächtnis spulte sich durch die vielen Gespräche mit Ettie. In den Interviews war dies nie ein Thema gewesen. Nicht einmal einen Hinweis hatte sie gegeben. Erregt rieb er Daumen und Zeigefinger aneinander.

Bailey drehte sich zu Ettie, die ihren Blick stur nach unten gerichtet hielt. »Es ist das erste Mal, dass ich davon höre, Euer Ehren.« Er flüsterte Ettie zu, die schweigend den Kopf schüttelte.

»Das ist nicht das Problem der Staatsanwaltschaft«, war Koepels Kommentar.

»Das stimmt, Mr. Bailey«, meinte der Richter. Seine Vene an der geröteten Schläfe schien ihren Verlauf zu ändern. Er wollte sich den anderen Fällen auf seinem Terminplan zuwenden. »Ihre Kenntnisse von der Geschichte Ihrer Mandantin sind hier kaum von Bedeutung. Können wir die Sache zu Ende bringen?«

»Die Staatsanwaltschaft beantragt, die Verdächtige nicht auf Kaution freizulassen«, zischte Koepel.

Der Richter lehnte sich auf seinem hohen schwarzen Stuhl zurück. »Kautionsantrag abgelehnt.« Der Schlag mit seinem Hammer klang wie ein Pistolenabzug.

»Wir wurden ausgetrickst.«

Louis Bailey stand neben Pellam auf dem Bürgersteig vor dem Gerichtsgebäude. Ein seltsamer, saurer Geruch lag in der heißen Augustluft.

Abwesend betrachtete der Anwalt seine Füße. Sein marienblauer Socken hatte ein Loch, doch der Grüne war fast neu.
»Das hätte ich ahnen müssen. Die Koepel hat uns reingelegt. Sie hat an ihrem Antrag auf Verschiebung der Anklageerhebung festgehalten. Sie hat angedeutet, dass sie eher geneigt sei, mit ihrer Kautionsforderung runterzugehen, wenn ich der Verschiebung zustimme.«

Pellam nickte. »Technisch gesehen, eine legale Strategie, die man Lügen nennt.«

»Ach, das kenne ich schon. Das Üble ist nur, dass sie den Termin so lange verschoben hat, bis der Junge gestorben ist. Damit hatte sie bei ihrem Antrag auf Ablehnung der Kautionsstellung bessere Karten.«

Unsere Staatsdiener, dachte Pellam. Gott schütze sie. »Sie wussten über ihre Vorstrafen nicht Bescheid?«, fragte er.

»Nein. Die hat sie nie erwähnt.«

»Für mich war das auch neu. Wie gravierend ist es?«

»Nun, in ihrem Verfahren kann die Angelegenheit nicht verwendet werden. Außer sie sagt als Zeugin aus, was ich aber nicht zulasse. Aber es ist einfach...«

»Beunruhigend«, murmelte Pellam.

Bailey suchte nach einem besseren Wort, begnügte sich aber mit dem Echo. »Beunruhigend.«

Beide blickten auf die andere Straßenseite zum schwarz-grauen Bezirksgericht. Sie beobachteten eine Diskussion zwischen einem Anwalt mit scharfkantigem Gesicht und in schwarzem Anzug und seinem traurig aussehenden, sprachlosen Mandanten. Und wie es der Zufall so wollte, hatte Pellam den Anwalt ins Visier genommen, Bailey dessen Mandanten. Zwei Justizwachtmeister setzen sich in ihre Nähe, um

ihrer kalten Nudeln mit Sesamsauce zu essen. Das Gericht lag drei Blocks von Chinatown entfernt. Daher der Geruch, dachte Pellam - zu oft verwendetes Pflanzenöl.

»Ich mache mir Sorgen um Ettie, Louis. Können Sie ihr Hafterleichterung verschaffen?«

»Niemand wird mir einen Gefallen tun, solange der Pyromane nicht gefasst ist.«

Pellam tippte auf seine Brieftasche.

»Ich habe keine Kontakte zur Vollzugsabteilung. Wenn, dann muss ich den altmodischen Weg gehen. Einen Antrag stellen. Mit einer Einwendung gegen die gerichtlichen Maßnahmen vorgehen.«

»Können Sie das tun?«

»Ich glaube nicht, dass sie darauf eingehen, aber ich kann es versuchen.« Er beobachtete einen großen Schwärm Tauben, die sich über den Rest eines Hotdog-Brötchens hermachten, den ein Geschäftsmann auf den Boden geworfen hatte.

»Klären Sie mich auf«, verlangte Bailey.

Pellam hob nur eine Augenbraue.

»Die Sache mit der Kaution hat sie getroffen, oder? Sie waren ziemlich schockiert.«

»Ich wollte, dass sie nicht mehr ins Gefängnis muss«, erklärte Pellam.

»Ich auch, aber das ist nicht das Ende der Welt.« Nach einer Pause fragte er: »Was soll das eigentlich?«

»Was?«

»Ich würde gerne wissen, was Sie hier machen, Pellam«, sagte Bailey.

»Sie sitzt als Unschuldige im Gefängnis.«

»Das tun, sagen wir, zwanzig Prozent da drin«, erwiderte Bailey und nickte in Richtung des Gefängnisses. »Auch das ist nichts Neues für mich. Warum spielen Sie Detektive? An was sind Sie interessiert?«

Pellam blickte quer über die belebte Centre Street. Gerichte, Regierungsgebäude... die Gerechtigkeit bei der Arbeit. Kr dachte an einen Ameisenhaufen. »Wenn sie im Knast landet, ist mein Film wertlos«, antwortete er schließlich. »Drei Monate Arbeit für den Arsch. Und ich stehe wahrscheinlich mit dreißig-, vierzigtausend in den Miesen.«

Der Anwalt nickte. Pellam nahm an, dass dieses wirtschaftliche Motiv bei Bailey nicht allzu gut ankommen würde; er behauptete vielleicht, die Mühlen gut am Laufen halten zu können, aber er war auch ein Freund von Ettie. Doch Pellam war nicht bereit, dem Anwalt mehr zu dem Thema zu sagen.

»Ich werde mich an den Antrag auf Haftentfernung machen«, sagte Bailey. »Wollen Sie mit zu mir ins Büro fahren?«

»Geht nicht. Ich muss jemanden wegen des Falls treffen.«

»Wen?«

»Den schlimmsten Menschen in der Stadt.«

Sieben Männer blickten ihn schweigend an.

Zigarettenasche auf T-Shirts. Lange Haare, dunkel vor Schmutz und Schweiß. Schwarze Ränder unter den zu langen Fingernägeln. Pellam fiel ein Wort aus seiner Jugend ein, mit dem damals, bei ihm zu Hause in Walt Whitman High in Simmons, New York, die Typen in schwarzen Lederjacken beschrieben worden waren: Pomadenheimis.

Eine junge Frau saß auf dem Schoß eines Mannes mit langem, knochigem Gesicht und langen, dünnen Armen. Er schlug ihr auf den strammen Hintern, sodass sie mit einem finsternen Blick aufsprang, sich ihre Tasche schnappte und schnell das Weite suchte.

Pellam blickte die sieben Männer einzeln an. Alle starrten sie zurück, obwohl nur einer - Lockenkopf, schmächtig, vom Aussehen her eher ein Affe - seinen Blick in einer Art erwiderte, die Hoffnung auf Ernst und Intelligenz gab.

Pellam hatte es sich bereits abgeschminkt, an der Bar irgend etwas bestellen zu wollen. Er wusste, dass es nur eine Möglichkeit gab, mit der Sache fertig zu werden, weswegen er den Kerl mit dem langen Gesicht fragte: »Du bist Jimmy Corcoran?«

Die Antwort, mit der Pellam nicht gerechnet hatte, war eine Gegenfrage, die ihn überraschte. »Du bist Ire?«

Das war er väterlicherseits tatsächlich. Aber woher wollte Corcoran das wissen? Pellam dachte, die Seite seiner Mutter sei stärker - eine Mischung, die laut Familienlegende auf Wild Bill Hickok zurückging, den schießwütigen Helden, der zum Bundesmarshal ernannt worden war. Zu dieser Linie gehörten auch Holländer und Engländer sowie Arapahoe oder Sioux.

»Teilweise«, antwortete Pellam.

»Ja, genau. Ich dachte, ich hätte es bemerkt.«

»Ich würde gerne mit dir reden.«

Auf dem Tisch standen sieben Schnapsgläser und eine Unmenge langhalsiger Bierflaschen, zu viele, um sie noch zählen zu können.

Corcoran nickte und winkte Pellam zu einem leeren Tisch in einer Ecke der Bar.

Pellam sah zum Barmann hinüber, der das Talent hatte, einen ganzen Raum zu überblicken, ohne einen einzigen Menschen darin zu sehen.

»Du bist kein Bulle«, sagte Corcoran, während er sich setzte. Es war keine Frage. »Das weiß ich. Es ist, als hätte ich einen sechsten Sinn dafür.«

»Nein, bin ich nicht.«

»Bushy«, rief Corcoran.

Einen Moment später tauchten eine Flasche Bushmills und zwei Gläser auf. In der anderen Ecke der Bar griffen sechs große Hände nach Bierflaschen, und sechs Stimmen setzten eine Unterhaltung fort, von der Pellam kein Wort verstand.

Corcoran schenkte ein. Es klang dumpf, als er mit Pellam anstieß. Dann kippten beide den Whisky.

»Also, du bist der Mann aus Hollywood. Der Filmemacher.«

Die Gerüchte hatten ihre Runden gedreht. Klar.

Corcoran grinste und kippte den nächsten Whisky. Mit seinen riesigen Fäusten, Daumen und Zeigefinger abgespreizt, klopfe er auf den Tisch wie auf eine Bodhran-Trommel. Er hielt den Rhythmus hervorragend. »Also, woher kommst du?«, fragte er.

»East Village. Ich...«

»Woher aus *Ireland* kommst du?«, hakte er nach.

»Ich wurde hier geboren«, erklärte Pellam. »Mein Vater stammt aus Dublin.«

Corcoran legte eine Trommelpause ein und runzelte übertrieben die Stirn. »Ich bin aus Londonderry. Weißt du, zu was uns beide das macht, dich und mich?«

»Zu Todfeinden. Wenn du also weißt, wer ich bin, weißt du auch, was ich will.«

»Todfeinde? Ein bisschen voreilig, was? Also, so genau weiß ich nicht, was du willst. Ich weiß nur, dass du hier einen Film drehst.«

»Man sagt, du weißt alles über Hell's Kitchen«, meinte Pellam.

Ein schwerer, stumpfsinnig wirkender Mann am Tisch in der Ecke blickte streitlustig zu Pellam herüber. Eine Pistole mit schwarzem Griff steckte in seinem Gürtel, die er mit seinen fetten Fingern knetete.

»Ich weiß, dass du der Chef einer Gang bist«, meinte Pellam.

Lachen von der anderen Seite der Bar.

»Eine Gang«, wiederholte Corcoran.

»Oder ist es ein Club?«

»Nein, es ist eine Gang. Wir stören uns nicht an dem Wort. Stimmt doch, Jungs, oder?«

»Yeah, Jimmy«, war die einzige Antwort.

Corcoran hantierte mit einer Metalldose herum, aus der er einen Pfriem Copenhagen herausholte und sich in den Mund schob, sein schauriges, fast deformiertes Pferdegesicht dabei aber noch mehr verzog. »Erzähl doch mal - was hältst denn du von Hell's Kitchen?«, fragte er Pellam.

In all den Monaten hier in New York hatte ihn von den etwa dreißig Menschen, die er interviewt hatte, niemand nach seiner Meinung zu Hell's Kitchen gefragt. Er musste kurz nachdenken. »Es ist das einzige Viertel, das ich kenne, in dem es besser, sicherer und sauberer wird, was die Alt-eingesessenen aber ums Verrecken nicht zu schätzen wissen.«

Corcoran nickte lächelnd. »Das hört sich verdammt gut an.« Nachdem er den Tisch mit zwei weiteren Schlägen bestraft hatte, schenkte er die Gläser wieder voll. »Trink noch was von diesem schwarz gebrannten Whisky.« Nachdenklich blickte er aus dem Fenster. »Der ist gut, Mann. Eines ist sicher: Hell's Kitchen ist nicht mehr das, was es mal war. Mein Vater war schon über vierzig, als er übers Wasser kam. >Übers Wasser kommen< - so hat man dazu gesagt. War saumäßig schwierig damals, an Arbeit ranzukommen. Die Docks waren der Ort, wo man arbeitete. Heute ist das nur noch so'n Touristen-Scheiß. Aber damals kamen die großen Schiffe rein, mit Fracht und Passagieren. Aber um Arbeit zu kriegen, musste man die Bosse bezahlen. Ich meine, ausbezahlen. Ganz dicke. Mein Pa hat es nicht geschafft, Arbeit über die Gewerkschaft zu kriegen. Deswegen hat er als Tagelöhner gearbeitet. Er hat immer von den Unruhen geredet, von Belfast und Londonderry. Von dem ganzen Zeug - Politik, du weißt schon. Das geht mir am Arsch vorbei. War dein Pa Sinn Feiner, Republikaner? Oder war er Königstreuer?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Was hältst du von der Unabhängigkeit?«

»Steh ich voll dahinter. Ich halte mich von regelmäßiger Arbeit fern.«

Corcoran lachte. »Ich war mal im Kilmainhan-Gefängnis. Weißt du, wo das ist?«

»In Irland. Wo die Anführer des Oster-Aufstands gehängt wurden.«

»Es war komisch dort. Über den gleichen Boden zu gehen wie sie. Ich habe geheult. Ist mir egal, wenn ich das zugebe.« Corcoran lächelte schwach und schüttelte den Kopf. Ein Schluck von seinem Whisky, dann zuckte er auf seinem Stuhl ein Stück zurück.

Es war reiner Instinkt, mit dem Pellam seine Handgelenke rettete.

Corcoran sprang auf, schnappte sich einen Stuhl, holte weit aus und ließ ihn auf den Tisch krachen. Pellam konnte sich gerade noch an die Wand drücken.

»Du Arschloch!«, schrie er. »Verdammter Schwanzlutscher.«

Er rammte den Stuhl noch einmal gegen den Tisch. Zwei Beine zerbrachen an der eichenhölzernen Tischplatte mit einem Knall, der so laut war wie der Doppelschuss einer Pistole. Glas flog durch die Luft, rauchiger Whisky spritzte in alle Richtungen.

»Du kommst in *mein* Zuhause, um *mich* auszuspionieren ...« Seine Worte gingen in seiner Wut fast unter. »Du willst meine verdammten Geheimnisse, du dreckiger Stümper...«

Pellam verschränkte die Arme. Bewegte sich nicht. Blickte ruhig in Corcorans Augen.

»Ach, Jimmy, jetzt komm schon«, rief jemand aus der anderen Ecke. Es war der Mann, den Pellam beim Eintreten bemerkte, der Kleinste der Gang. Der Affenmensch.

»Jimmy...«

»Es ist der Schnaps, der aus ihm spricht«, meinte der Typ.

»Hören Sie, Mister, vielleicht ist es besser...«, begann ein anderer.

Doch Corcoran bemerkte sie gar nicht. »Du kommst in mein Zuhause, in mein Viertel und stellst Fragen über mich. Ich habe gehört, was du machst. Ich weiß es. Ich weiß alles. Meinst du, das stimmt nicht? Was für ein dummes Arschloch bist du eigentlich? So Ärsche wie du haben diesen Ort kaputt gemacht. *Ihr* habt uns Hell's Kitchen weggenommen. Wir waren zuerst hier, und ihr Ärsche kommt mit euren Kameras und glotzt uns an wie dämliche Insekten.«

Pellam erhob sich und kloppte sich die Splitter vom Hemd.

Corcoran zerbrach die restlichen Beine des Stuhls mit einem weiteren heftigen Schlag. »Was gibt dir das Recht dazu?«, schrie er, nach vorn gebeugt.

»Er wollte doch gar nichts, Jimmy«, versuchte ihn der Affenmensch zu beruhigen. »Ich bin sicher, er wollte nichts. Er hat nur ein paar Fragen gestellt, das war alles.«

»Was gibt ihm das Recht dazu?«, kreischte Corcoran und schleuderte den nächsten Stuhl durch die Bar. Der Mann hinter der Theke suchte verzweifelt nach Gläsern, die er noch polieren musste.

»Trink noch was«, forderte ihn jemand auf. »Beruhig dich.«

»Ich will kein Wort mehr von euch Schwanzlutschern hören!« Wie eine zuckende Schlange war Corcorans Pistole aufgetaucht.

Der Tisch fiel um. Alle schwiegen. Niemand bewegte sich. Es war, als wären ihre Körper mit dem Abzug verdrahtet.

»He, Jimmy, komm schon«, flüsterte der Affenmensch. »Setz dich hin. Mach keine Dummheiten.«

Corcoran hob ein Glas vom Boden auf, ging zur Bar und schnappte sich eine kleine Flasche. Das Glas knallte er vor Pellam auf den Tisch und goss es bis zum Rand mit Bushmills voll. »Er wird was mit mir trinken, und er wird sich bei mir entschuldigen«, knurrte er wütend. »Wenn er das macht, lass ich ihn ziehen.«

Pellam hob seine Hände und lächelte freundlich zum Barmann. »Gut. Machen Sie mir was Alkoholfreies.«

Genau wie in *Mein großer Freund Shane*. Alan Ladd bestellt eine Limo für Joey. Pellam hatte diesen Film geliebt. Zwanzigmal hatte er ihn gesehen. In der Schule wollten seine Freunde immer Mickey Mantle sein; Pellam hatte davon geträumt, der Regisseur zu sein, George Stevens.

»Was Alkoholfreies?«, flüsterte Corcoran.

»Pepsi. Nein, lieber Diät-Pepsi.«

Corcoran wirbelte herum und richtete die Waffe auf den erschreckten Barmann, der auf dem Weg zum Kühlschrank war.

»Untersteh dich! Diese Schwuchtel trinkt Whisky, und er...«

Blitzartig wirbelte Leder durch die Luft, und Corcoran lag auf dem Boden - Gesicht nach unten, rechter Arm nach oben gestreckt, Handgelenk und Pistole von Pellam umklammert.

Verdammtd, das war nicht schlecht. Pellam war nicht sicher gewesen, ob er sich an den Bewegungsablauf erinnern würde. Aber die Sache war gelaufen wie geschmiert. Aus seiner Zeit als Stuntman vor fünfzehn Jahren, als er bei Dreharbeiten zu irgendeinem Indochina-Film Kampfszenen in Szene gesetzt hatte. Ein paar Kampfsporttricks des Stunt-Koordinators hatte er sich gemerkt.

Pellam zog dem Iren die Pistole aus der Hand und richtete sie auf die sechs erstarrten Schlägertypen. Corcorans Handgelenk ließ er nicht locker.

Niemand rührte sich.

»Arschloch«, keuchte Corcoran. Pellam drehte stärker.

»Oh, Scheiße, du bist tot, Mann, du bist...«

Noch ein bisschen stärker.

»Schon gut, du Arsch, schon gut!«

Pellam ließ das Handgelenk los und drückte die Pistolenmündung gegen Corcorans Stirn.

»Was hast du bloß für ein dämliches Mundwerk!«, sagte Pellam. »Der König von Hell's Kitchen, ha? Du weißt alles?«

Dann weißt du ja auch, dass ich dir fünfhundert Kröten anbieten werde, damit du herausfindest, wer das Haus auf der Sechsunddreißigsten Straße abgefackelt hat. *Das* war's, was ich wollte. Und was wird mir geboten? Ein lächerlicher Streit mit einem kleinen Hosenscheißer, der unbedingt mal in die Badewanne müsste.« Er richtete die Pistole auf den Affenmenschen, der seine Hände hob. »Würdest du mir jetzt bitte meine Pepsi bringen?«

Der Affenmensch zögerte, ging dann aber zur Bar, wo der korpulente, aber schon halb tot wirkende Barmann wieder aufgetaucht war. Er blickte in Corcorans rotes Gesicht. »Jetzt gib ihm schon seine dämliche Pepsi, du Arsch«, schnauzte dieser.

»Ich, äh... das Problem ist, dass wir keine haben«, stammelte der Barmann.

»Eine Coka tut's auch«, meinte Pellam und richtete seine Smith & Wessen auf den fetten Mann am Tisch. »Schmeiß dieses Ding da einfach auf den Boden.«

»Mach schon«, knurrte Corcoran.

Die Waffe landete auf dem Boden. Pellam kickte sie mit dem Fuß in eine Ecke.

»Wollten Sie eine Diät-Cola, Sir?«, fragte der Barmann mit zitternder Stimme.

»Egal.«

»Ja, Sir.« Der Barmann öffnete die Flasche, ließ sie beinahe fallen. Der Affenmenschen hingegen hatte eine ruhige Hand, als er einschenkte und das Glas zu Pellam brachte.

»Danke.« Er trank die Cola in einem Zug, stellte das leere Glas auf den Tisch und ging rückwärts zur Tür. Mit der Serviette, die der Affenmenschen mitgebracht hatte, wischte er sich übers Gesicht.

Corcoran stand auf und ging, den Rücken Pellam zugewandt, zu seinem Tisch zurück. Der schlaksige Ire setzte sich, schnappte sich ein Budweiser und begann so fröhlich drauf-

los zu plappern, wie er konnte. Die Bierflasche knallte er auf den Tisch, um seinen farbenfrohen Vortrag über den Osteraufstand, die Black 'n' Tans und den Hungerstreik von '81 zu unterstreichen - als ob Pellam schon weg wäre.

Pellam leerte die Pistole, warf die Patronen in den Eiswürfelbereiter unter der Bar und die Pistole in die Ecke zur anderen. Dann trat er hinaus in die glühende Hitze.

August in New York City, dachte er. O Mann.

... Dreizehn

Er wartete in dem hässlichen Betonpark gegenüber dem Javits Center.

Ob der Typ wohl auftaucht?, überlegte er.

Oder, fragte sich Pellam, um die Sache auf den Punkt zu bringen, wird er mich erschießen, wenn er kommt?

Er betrachtete diesen Teil von Hell's Kitchen, in dem nicht einmal die pralle Sonne die Trostlosigkeit vertreiben konnte, Hier im Tal zwischen dem Javits Center und dem grauen, weit in die Höhe ragenden Flugzeugträger - der *Intrepid*, die in ein schwimmendes Kriegsmuseum umfunktioniert worden war - bestanden die Häuserblocks aus stoppeligen Parzellen und einstöckigen Gebäuden, die schon vor langer Zeit verlassen worden oder ausgebrannt waren; Endstation für ausgeschlachtete Autos, Stacheldrahtzäune, Unkraut, alte Boiler und Fabrikmaschinen, die vor sich hin rosteten.

Nachdem er zehn Minuten lang wie hypnotisiert die Schiffe und Boote auf dem Hudson beobachtet hatte, hörte er eine vergnügliche Stimme: »He, du verrückter Penner.«

Er war also aufgetaucht.

Und keine Kugeln. Bis jetzt jedenfalls nicht.

Der Mann kam durch die flimmernde Luft auf ihn zu, die

vom Beton aufstieg. Trotz der Hitze trug er seine lange schwarze Lederjacke. Und immer noch sah er aus wie ein Affe.

Er steckte die Zigarette in den Mund und murmelte: »Jacko Drugh.«

»John Pellam.«

Sie schüttelten sich die Hände. »Du hast vielleicht Nerven, Pellam, mir direkt vor Jimmy C.s Nase das Zeichen zu geben.« Das sagte er mit dem Ungestüm eines geborenen Versagers.

Drugh war genau die Art von Fisch, für die er in der »488 Bar and Grill« die Leine ausgelegt hatte. Mit seinem Besuch dort wollte er keine Information von Jimmy Corcoran, der genau die kleine Ratte war, die er erwartet hatte, wenn auch noch etwas psychotischer. Nein, vielmehr suchte er jemanden, der ihn verpfeifen würde.

»Du hast ausgesehen, als könnte man dir trauen.«

Sprich: *Als könnte man dich kaufen.*

»Klar doch. Jacko kann man trauen. Bis zu einem Punkt, mein Lieber. Bis zu einem gewissen Punkt.«

Pellam warf ihm ein schwaches Lächeln zu. Und reichte ihm die fünfhundert Dollar, die sie in der Bar vereinbart hatten; Drugh hatte ihm eine feuchte Serviette mit dem Namen dieses Parks zugeschoben, als er ihm die Cola gebracht brachte.

Drugh steckte die Scheine ungesehen in die Tasche wie jemand, der, wenn überhaupt, nur selten betrogen wurde.

»Also, was ist mit deinem Boss?«, wollte Pellam wissen.
»Wird er versuchen, mich umzubringen?«

»Weiß ich doch nicht. Normalerweise würdest du jetzt schon in vier Plastiktüten handlich verpackt im Hell Gate schwimmen. Aber in letzter Zeit zieht der alte J.C. Sachen ab, von denen keiner was weiß. Keine so wilden Sachen mehr. Und ich hab keine Ahnung, warum. Dachte zuerst, es ging um eine Tussi, aber Jimmy verliert normalerweise nicht den Kopf wegen einer Muschi. Wenigstens nicht wegen so eines Häs-

chens mit viel Hintern wie diese Katie, mit der er unterwegs war. Also, ich tu's nicht. Vielleicht vergisst er dich ja. Hoffen wir's. Um deinetwillen. Wenn er dich kalt machen will, wird er es tun, darauf kannst du Gift nehmen. Du könntest den Staat New York verlassen. Das ist aber auch schon alles.«

Sie saßen auf einer Bank. Die Hitze ließ Pellams Rücken furchtbar jucken. Er beugte sich vor. Drugh drückte seine Zigarette aus und zündete sich sofort eine neue an.

»Dann bist du also derjenige, der den Laden schmeißt, richtig?«, stieß Pellam hervor.

Drugh zuckte die Schultern. »Manchmal.«

»Du bist um einiges cooler als er.«

Der gesenkte Blick und das Lächeln zeugten von beachtlichen Rebellionskämpfen in den Reihen. Pellam vermutete, dass einer der beiden - entweder Drugh oder Corcoran, die nächsten sechs Monate nicht überleben würde. Pellam kam zu dem Schluss, dass er sein Geld auf Corcoran setzen würde.

»Bei uns gibt's nicht so ein Zeug wie Kapos und Fußvolk. Trotzdem bin ich die Nummer zwei. Ich vertrete Jimmy oft. Vor allem, wenn er den Kopf verliert. Sein Bruder ist keine besondere Leuchte. Der Fahrstuhl hält eben nicht auf jedem Stockwerk.« Er dachte einen Moment nach, bis er fortfuhr. »Aber ich bin vorsichtig. Ich weiß, worum's geht. Jimmy ist ziemlich oft ein durchgeknalltes Arschloch. Ansonsten kümmert er sich aber um seine Leute. Und er hat verdammt viele Freunde.« Drugh sah Pellam an. »Du hast keinen Akzent. Bist kein Einwanderer.«

»Nein, ich bin hier geboren.«

»Kennst du *Emerald Underground*?«

»Nein.«

»Ein Buch von Michael Collins über illegale Einwanderer in New York. Da kommt also jemand von Irland hierher, und es gibt dieses Netzwerk von Leuten, die sich um die Neuen kümmern, bis sie Fuß gefasst haben. Jimmy, der hat eine

Menge für die getan. Er hat ihnen einen Job und eine Unterkunft besorgt, noch bevor sie den Flughafenzoll passiert haben. Hat die Männer am Bau, die Frauen in Bars oder Restaurants untergebracht. Wo man echt was verdient. Hat ihnen eine Heirat für die Aufenthaltsgenehmigung organisiert, ihnen Geld geliehen.«

»Und ein bisschen für sich abgezwackt.«

»Er ist schließlich Geschäftsmann, oder?«

Drugh starnte auf das schwarze Javits Center - funktional und kastenförmig, als hätte man vergessen, es auszupacken. Er lachte. Daraus wurde ein Husten, und als ob dies ein Wink mit dem Zaunpfahl wäre, steckte er sich die nächste Zigarette an. »Du drehst also tatsächlich einen Film?«

»Ja.«

»Ich habe noch nie einen Filmtyp persönlich gesehen. Ich mag Filme. Hast du *Im Vorhof der Hölle* gesehen?«

»Scan Penn und Cary Oldman. Ed Harris. Klasse Film.«

»Der war über uns,« erwiderte er stolz.

»Wer hat deine Rolle gespielt?« fragte Pellam zum Spaß. Der Film handelte von einer Gang in Hell's Kitchen, war aber fiktiv.

»Ein Typ, von dem ich noch nie gehört habe«, antwortete Drugh todernst.

Einen Moment herrschte Schweigen. Dann wussten beide, dass es genug war mit den freundlichen Floskeln. Zeit fürs Geschäft. Pellam redete mit leiser Stimme weiter. »Gut, zur Brandstiftung in der Sechsunddreißigsten Straße. Es gibt Gerüchte, dass Jimmy dahinter steckt.« Er wiederholte nur, was Hector Ramirez ihm erzählt hatte.

»Jimmy?«, fragte Drugh. »Wer hat dir den Mist erzählt? Nein. Er brennt keine alten Häuser ab.«

»Ich habe gehört, dass eine Zeugin dort gewohnt hatte. Jimmy wollte es ihr heimzahlen, weil sie gegen ihn ausgesagt hatte.«

Drugh nickte zwar, aber nur, weil er Pellams Worte ungeduldig abtat. »Ach, das? Du meinst, als Bobby Frink von Spear Driscoe in seine Grenzen gewiesen wurde? Diese Dingsbums, also diese Latino-Tussi, hat das Ganze beobachtet. Carmella Ramirez? Na ja, sie war tatsächlich dabei und hat ausgesagt. Aber Driscoe hat beim guten alten Black fack so viel verloren, dass er sich Bobby Samstagabend direkt an der Ecke vor einem Laden vorgeknöpft hat. Es gab mindestens *zehn* Zeugen. Auch wenn die Ramirez nicht geredet hätte, wäre Spear nicht drumrum gekommen, im Knast von Attica zehn bis fünfzehn Jahre mit den Niggern zu spielen.«

Pellam warf einen Köder aus: »Ich habe aber gehört, dass Corcoran schon früher Hausbrände gelegt hat.«

»Klar. Aber nicht die alten Häuser. Nur die *neuen*. Das machen wir alle. Scheiße, das ist, als ob sie uns unser Zuhause wegnehmen. Was erwarten sie denn? Die Cubano Lords und wir haben dieses neue Bürogebäude in der Fünfzigsten Straße in die Luft gejagt.«

»Ramirez hat das getan?«

»Klar. Ungefähr das Einzige, worüber wir uns einig sind. Ich auch. Oh, Jacko macht echt tolle Mollies. Aber sieh mal, für mich ist das okay.« Das meinte Drugh im Ernst. »Früher gehörte uns die ganze West Side. Von der Dreiundzwanzigsten bis zur Siebenundfünfzigsten. Gehörte alles *uns*. Ich kann dir sagen, heute bleibt uns nichts mehr. Wir verteidigen nur noch unsere Wohnungen, mehr nicht. Gegen Latinos und Nigger und Immobilienscheißer. Leute, die östlich von der Achten kommen.« Drugh nahm einen langen Zug von seiner Zigarette. »Nee, nee, Jimmy hat das Teil nicht abgebrannt. Das weiß ich.«

»Wie kannst du da so sicher sein?«

»Jacko weiß das eben. Pass auf, Jimmy Corcoran hat da was am Laufen.«

»Was am Laufen.«

Drugh erklärte, dass Jimmy Corcoran und sein Bruder ein Grundstück gekauft hätten und an einem großen Geschäft beteiligt seien. »Mit irgendeiner Sache wollte er eine Million Dollar oder so verdienen. Deswegen würde Jimmy als Letztes die Aufmerksamkeit auf Hell's Kitchen ziehen, indem er ein paar Häuser abfackelt. J.C. hätte sicherlich jeden auf Eis gebettet, der im Viertel einen Brand gelegt hätte. Er und Tom - das ist sein Bruder - wollen nicht, na du weißt schon...« Ihm fehlten die Worte.

Pellam kam ihm zu Hilfe.

»Genau. Sie wollen nicht gestört werden.«

Pellam war geneigt, Drugh zu glauben. »Nehmen wir mal an, es war nicht Jimmy. Wer könnte es dann gewesen sein?«, wollte er wissen.

»Oh, hast du das nicht mitbekommen? Wo warst du? Sie haben eine alte Niggerin eingelocht.«

»Vergiss sie für einen Moment. Gibt es sonst noch Gerüchte?«

»Nun ja, man kriegt ein paar Sachen mit. Jacko hängt so rum, und Jacko hört auch so einiges.«

»Was, zum Beispiel?«

»Über diesen verrückten Typen. Für Geld brennt er alles ab - eine Kirche oder Schule, das ist ihm alles egal. Kinder, Frauen, kratzt ihn alles nicht. Der hing vor ein paar Wochen auf der Sechsunddreißigsten rum.«

Pellam nickte. »Ich habe schon von ihm gehört. Weißt du, wer er ist?«

»Keinen Schimmer.«

»Ich suche da auch noch einen Jungen«, sagte Pellam entmutigt. »Blond. Siebzehn, achtzehn. Ein Stricher. Nennt sich Alex, das ist aber nicht sein richtiger Name. Kommt er dir bekannt vor?«

»Das grenzt die Suche auf vielleicht Tausend ein.« Drugh kniff seine alten Augen zusammen und blickte hinüber zum

flachen Horizont von Jersey. »Jetzt hör mal Jacko zu. Ramirez hat es getan. Hector, der Latino. Das garantiere ich dir.«

»Aber seine Tante hat dort gewohnt.«

»Ach, sie wollte vermutlich ausziehen. Oder wurde vor die Tür gesetzt, was wahrscheinlicher ist. Latinos zahlen nie ihre Miete. Das weiß doch jedes Kind. Ich wette, dass er schon was Besseres für sie gefunden hat.«

Er hatte Recht, wie Pellam aus seiner Erinnerung wusste. Ramirez hatte tatsächlich was gefunden.

»Ich weiß, dass er es war. Schau, Ramirez hat Johnny O'Neil verscheucht.«

»Wer ist das?«

»Ein Kerl, mit dem wir manchmal Geschäfte machen, Johnny vermietet Appartements in der Stadt und lagert ein paar Sachen dort.« Drughs Stimme wurde leiser. »Du weißt, wovon ich rede?«

»Bis zu dem Punkt, wo es um Wohnungsvermietung in der Stadt geht, kann ich dir folgen.«

»Psst, Mann. Kein Wort. Jacko zählt auf deine Ehre.«

»Gut.«

»O'Neil handelt mit Waffen, klar? Er hatte eine Wohnung in dem Haus da drüben.« Er zeigte in Richtung von Etties Mietshaus. »O ja, Mann. Ein richtig sicheres Haus.« Das sagte er so, als ob jeder New Yorker in so einem wohnen sollte.

Pellam erinnerte sich an die verbrannten Waffen, die bei der Untersuchung im Keller gefunden worden waren.

»Neulich hat Ramirez einen von O'Neils Lastwagen entführt und ihm eine Glock in den Rachen geschoben. Hat ihm gesagt, dass er die Waffen aus diesem Teil des Viertels verschwinden lassen soll.«

»Und was hat O'Neil geantwortet?«

»Was er geantwortet hat? >Jawoll, Mr. Latino. Ich schaff sie sofort weg.< Was würdest du sagen, wenn eine Neun-Millimeter zwischen deine Beißenchen geschoben wird? Also, ich

wette, dass Ramirez durch seine Tante von den Waffen erfahren hat. Er hat 'nen dicken Hals gekriegt und diesen unheimlichen Kerl beauftragt, das Haus dem Erdboden gleichzumachen.«

Pellam schüttelte den Kopf. Ramirez hatte ihm nur einen Teil der Geschichte erzählt. »Tust du mir einen Gefallen? Hörst du dich mal nach Alex um? Ich muss ihn finden.«

»Oh, Jacko wird die Augen für dich aufhalten. Ich hör mich um. Die Leute reden mit mir. Wenn ein bisschen was dabei rausspringt, kriegt Jacko die richtigen Antworten.«

Pellam griff wieder zu seiner Brieftasche.

Doch Drugh schüttelte nur den Kopf. Der junge Mann schien verlegen. »Nee, nee, das meinte ich nicht. Du hast mich bereits bezahlt. Ich meine, wenn du diesen Film drehst, kannst du mal an mich denken, machst du das? Ruf Jacko einfach an. Die, die diesen Film gedreht haben, *Im Vorhof der Hölle*, die hätten mich anrufen sollen. Ich meine, es sollte Gesetze geben dagegen, dass sie einen Film über dein Leben drehen, aber dich nicht einmal um deine Erlaubnis fragen. Ich meine, Scheiße ist das, ich will ja gar kein Filmstar werden oder so. Ich wollte nur in diesem verdammten Film mitspielen. Ich wäre gut gewesen. Das weiß ich genau.«

Pellam hatte Mühe, nicht zu lachen. »Wenn wir je ein Casting machen, werde ich dich anrufen, Jacko. Darauf kannst du Gift nehmen.«

Ettie Washington starrte aus dem Fenster der Frauenvollzugsanstalt.

Es befand sich weit über ihrem Kopf und war derart versifft, dass man kaum etwas sah. Doch das Licht spendete ihr Trost. Sie dachte an Eddie Doyle und erinnerte sich, wie gerne sie beide draußen gewesen und im Viertel spazieren gegangen waren, ihre Nachbarn mit einem »Hallo« begrüßt hatten. Ihr zweiter Mann, Harold Washington, hatte auch nie gerne in

der Wohnung gesessen, obwohl er eher einer gewesen war, der die Dinge *aussaß*. Wenn er zu Hause und mehr oder weniger nüchtern gewesen war, hatte er mit ihr auf den Stufen gesessen und sich eine Flasche mit ihr geteilt. Seit Ettie allein lebte, wusste sie einen guten Schaukelstuhl und ein Fenster zu schätzen. Ein Vergnügen, das für immer verloren schien.

Sie dachte an die Fehler, die sie in ihrem Leben gemacht hatte. An Geheimnisse und Lügen. Einige davon waren schwerwiegend gewesen, andere nicht. Wie leicht doch die kleinen Missetaten zu großen werden konnten. Und wie leicht löste sich das Gute, das man zu tun versuchte, in Rauch auf.

Und sie stellte sich Pellams Gesicht vor, als diese Nutte im Gericht von ihrer Vorstrafe erzählt hatte. Würde Pellam sie wohl je wieder besuchen? Wahrscheinlich nicht. Warum sollte er auch? Oh, der Gedanke berührte sie tief. Aber sie empfand Schmerz, keine Überraschung. Die ganze Zeit hatte sie gewusst, dass er wieder aus ihrem Leben verschwinden würde. Er war ein Mann, und Männer verschwanden immer. Ganz egal, ob es die Väter, Brüder oder Ehemänner waren. Sie gingen einfach weg.

Sie hörte Schritte hinter sich.

»Wie geht's dir, Mutter?«, fragte Hatake Imaham scheinheilig. »Geht es dir gut?«

Ettie wandte sich um.

Einige der anderen Gefangenen standen hinter der großen Frau. Sie kamen alle langsam näher. Sechs standen noch am anderen Ende der Zelle und behielten den Flur im Auge. Ettie konnte sich nicht vorstellen, warum sich die Frauen in einer Reihe aufgestellt hatten. Dann war es ihr klar: Sie wollten vermeiden, dass die Wärter von draußen etwas sehen konnten.

Es lief ihr eiskalt den Rücken hinunter. Genau das gleiche Gefühl hatte sie damals gehabt, als zwei Polizisten an ihrer

Haustür aufgetaucht waren und mit grimmiger Mine gefragt hatten, ob Billy Washington ihr Sohn sei. Ob sie wohl eintreten könnten? Sie müssten ihr etwas mitteilen.

»Wie geht's dir?«, fragte Hatake mit ruhiger Stimme.

»Ganz gut, ja,« antwortete Ettie und ließ ihren Blick nervös von einer Frau zur anderen gleiten.

»Ich wette, es geht dir besser als dem Jungen, Mutter.«

»Welchem Jungen?«

»Der kleine Junge, den du ermordest hast. Juan Torres.«

»Das war ich nicht,« flüsterte Ettie. Sie wich zurück in Richtung Wand. »Nein, das war ich nicht.«

Wieder schaute sie zur Tür, die jedoch komplett verdeckt war von den Frauen.

»Ich weiß aber, dass du es warst, du Nutte. Du hast den kleinen Jungen ermordet.«

»Ich war es nicht!«

»Auge um Auge.« Die große Frau kam näher. In der Hand hielt sie ein Feuerzeug. Die Frau neben ihr, Danette, hatte auch eines. Wo hatten sie sie nur hergezaubert? Dann fiel der Groschen. Danette hatte sich absichtlich wieder verhaften lassen und die Feuerzeuge hereingeschmuggelt.

Hatake kam noch näher.

Ettie wich zurück, dann stieß sie plötzlich mit der Faust nach vorn und in Hatakes Gesicht. Krachend traf sie ihre Nase. Hatake kreischte und wich zurück. Den anderen stockte der Atem. Für einen Moment bewegte sich niemand.

Dann atmete Ettie tief durch und wollte gerade ansetzen, um nach Hilfe zu rufen, als sie den sauren Stoff schmeckte. Jemand stand hinter ihr und hatte ihr einen Knebel übergestülpt. Hatake stand am Fußende der Pritsche und wischte sich das Blut mit einem grausamen Grinsen von der Nase.

»Okay, Mutter. Okay.« Sie nickte zu Danette, die sich eine Zigarette anzündete und sie auf Etties Anstaltskleid warf. Ettie versuchte sie abzuschütteln, aber zwei andere Frauen hiel-

tcn sie fest. Sie konnte sich nicht bewegen. Langsam brannte sich die Glut durch das Kleid.

»Du solltest hier drin nicht rauchen«, sagte Hatake. »Ist gegen die Vorschriften, Mutter. Dabei können Unfälle passieren. Und Feuerzeuge laufen manchmal aus. Beim Nachfüllen kriegst du das ganze Zeug drüber, das Gas. Es verbrennt dein Haar, verbrennt dein Gesicht. Manchmal gehst du dabei drauf, manchmal nicht.«

Hatake kam noch näher, und Ettie spürte das kalte Butangas auf ihrer Kopfhaut und Wange. Sie schloss die Augen und versuchte, sich aus den Griffen der Frauen zu lösen.

»Lass mich das machen,« schnauzte Hatake und riss Darnette das Feuerzeug aus der Hand. Sie murmelte noch etwas, was Ettie jedoch wegen ihres eigenen Winselns und dem vom Knebel unterdrückten Flehen nicht verstand. Ein schnalzen des Geräusch, ein Zischen. Die große Frau, die das Feuerzeug wie ein Leuchtfeuer in der Hand hielt, kam immer näher.

... Vierzehn

Ein Star kann einem Film zu einem guten Start verhelfen.

Zu einem guten Start.

Das ist die klassische, heiß geliebte Umschreibung dafür, dass es genug Leute gibt, die ihre hart verdiente Kohle am Wochenende zum Kinostart eines Films rauswerfen, sodass sich die Verantwortlichen der Filmgesellschaften nicht den ganzen Montag Entschuldigungen für ihre Ehefrauen, Geliebten, Filmbosse und Reporter von *Daily Vanity* ausdenken müssen, warum sie viele Millionen Dollar anderer Leute für einen Flop aus dem Fenster geworfen haben.

Vermarktungsfähige Stars können einem Film zu einem guten Start verhelfen.

Auch eine prägnante Story kann das.

Heute können das sogar Spezialeffekte, besonders wenn etwas explodiert.

Es gibt jedoch nichts auf der Welt, das einem Dokumentarfilm zu einem guten Start verhilft. Dokumentarfilme können den Zuschauer informieren, berühren oder inspirieren. Sie können die höchste Kunst des Filmemachens darstellen. Aber sie bieten nicht das, wofür die Leute wirklich ins Kino gehen.

Um ihrem Leben zu entfliehen, sich für ein paar Stunden zu amüsieren.

Sinnierend ging Pellam durch Downtown Manhattan in Richtung des Wirwarrs aus von Ruß geschwärzten Gerichtsgebäuden und Gefängnissen. Er hatte bei vier unabhängigen Filmen Regie geführt. Alles waren Kultklassiker gewesen, zwei waren ausgezeichnet worden. Er hatte Abschlüsse an den Filmschulen der New York University und der University of California, Los Angeles gemacht. Er hatte Dutzende von Artikeln für *Cineaste* und *Independent Film Monthly* geschrieben, und von den meisten Hitchcock-Filmen konnte er die Dialoge auswendig. Seine Zeugnisse waren hervorragend.

Von allen achtzehn Studios und Produktionsgesellschaften, bei denen er mit seiner Idee für diesen Dokumentarfilm angeklopft hatte, war er abgewiesen worden.

Na klar, alle waren voll des Lobs und hellauf begeistert gewesen für *Westlich der Achten Avenue - Eine erzählte Geschichte von Hell's Kitchen*. Doch nicht einen einzigen Dollar wollten die großen Studios ausgeben, um den Film zu fördern.

Wenn er seine Idee angeboten hatte, hatte er erklärt, dass das Hell's Kitchen eine wunderbare Mischung aus Kriminalität, Heldentum, Korruption und Schönheit böte.

»Das sind alles ernste Worte, Pellam«, hatte ein Freund ge-

sagt, der stellvertretende Leiter der Entwicklungsabteilung hei Warner Brothers. »Mit ernsten Worten macht man keinen Film.«

Nur Alan Lefkowitz hatte Interesse gezeigt, obwohl er keinen blassen Schimmer hatte, wovon der Film handelte.

Dennoch hegte Pellam große Hoffnungen für seinen Streifen und hielt ihn sogar für oskarverdächtig. Sein Vertrauen beruhte vor allem auf einer Begegnung auf der Sechsunddreißigsten Straße West im vergangenen Juni.

»Entschuldigen Sie«, hatte er gefragt. »Wohnen Sie hier in diesem Haus?«

»Ja, hier wohne ich, junger Mann«, hatte die alte schwarze Frau mit sicherem, amüsiertem Blick geantwortet. Sie schien nicht argwöhnisch gewesen zu sein.

Er hatte die Straße auf und ab geblickt. »Das hier ist das letzte Wohnhaus im Block.«

»Hier gab es mal nur Wohnhäuser. Gleich da drüben habe ich vierzig Jahre lang gewohnt. Sehen Sie dort den leeren Bauplatz? Dort. Hier wohne ich, lassen Sie mich mal überlegen, seit fünf Jahren oder so. Wie hört sich das an? Fast ein halbes Jahrhundert im selben Straßenblock. Verdammt, der Gedanke macht mir ja Angst.«

»Hat Ihre Familie während Ihres ganzen Lebens hier in dem Viertel gewohnt?«

Sie hatte die dünne Plastiktüte mit zwei Konservendosen, zwei Orangen und einer großen Flasche Wein abgestellt.

»Aber sicher. Mein Großvater Ledbetter kam achtzehn-zwei-sechzig von Raleigh hierher. Sein Zug kam um zehn Uhr abends an, und als er aus dem Bahnhof herauskam, sah er die vielen Jungs, Dutzende von Jungs, in einer Gasse. Er hat sie gefragt: »Mein Gott, warum seid ihr nicht zu Hause?« Sie haben geantwortet: >Was schwätzt du da? Das hier *ist* unser Zuhause. Zieh weiter, Alter.< Er hatte Mitleid mit diesen Jungs. >Die Fahne hochhalten< sagte man dazu, wenn man auf

der Straße schließt. Das mussten Tausende von Kindern tun.
Sie hatten kein anderes Zuhause.«

Sie hatte ohne eine Spur von Akzent und mit einer tiefen, melodiösen Stimme gesprochen - der Stimme einer Sängerin, wie er später erfahren würde.

»War es ein hübsches Haus?«, hatte Pellam mit Blick auf den leeren, mit Unkraut übersäten Platz gefragt, auf dem offensichtlich das ehemalige Wohnhaus der alten Dame gestanden hatte.

»Wo ich gewohnt habe? Dieses alte Ding?« Sie hatte gelacht. »Es war pothäßlich! Aber wissen Sie, was interessant war? Zumindest dachte ich, dass es interessant war. Als das Gebäude abgerissen wurde, kamen ein Haufen Leute, um sich zu beschweren. Sie wissen schon, so Demonstranten. >Nehmt uns nicht unser Zuhause<, haben sie gerufen. >Nehmt uns nicht unser Zuhause.< Natürlich habe ich die meisten nicht gekannt, weil sie nicht hier gewohnt haben. Ich glaube, es waren Studenten aus Morningside Heights oder Village, und sie waren einfach nur scharf auf eine gute Demonstration. Verstehen Sie, was ich meine? Diese Art von Leuten eben.

Na, egal. Aber ich hatte eine Frau getroffen, die ich schon lange kannte. Seit vielen Jahren. Sie war damals schon fast neunzig. Sie war mit einem viel älteren Mann verheiratet gewesen, der einen Pferdestall betrieben und Pferde an die Armee verkauft hatte. Hell's Kitchen war einmal der Stall von New York. Es gibt immer noch die Ställe für die Hansoms hier, die zweirädrigen Kutschen. Na, egal, diese Frau war genau in dem Haus geboren worden, das gerade abgerissen wurde. Ineeda Jones. Nicht Anita, wie man vielleicht denken könnte. Das wird geschrieben wie *I need a*. Ein Südstaaten-Name. Aus Carolina. Sie hat jahrelang in Harlem gewohnt, dann kam sie nach Hell's Kitchen zurück und war so arm wie ich. Von der Wiege bis zur Bahre, von der Wiege bis zur

Bahre. Sagen Sie mal, Mister, nichts für ungut, aber warum
grinsen Sie so?«

»Dürfte ich Sie nach Ihrem Namen fragen?«

»Ich heiße Ettie Washington.«

»Also, Mrs. Washington, ich heiße John Pellam. Hätten
Sie Lust, in einem Film mitzuspielen?«

»In einem Film? Der helle Wahnsinn. Sagen Sie, warum
kommen Sie nicht mit rauf und trinken einen Wein mit mir?«

Eine Woche später hatten sie mit den Interviews begonnen,
Pellam war die fünf Stockwerke zu ihrer Wohnung hinaufge-
stiegen, hatte das Aufnahmegerät eingeschaltet und Ettie Wa-
shington reden lassen.

Und reden konnte sie. Über ihre Familie, ihre Kindheit, ihr
Leben.

Ettie als Sechsjährige: Ettie Washington sitzt auf einem Fet-
zen eines geklauten Sears-Roebuck-Teppichs neben einem
Fenster und hört zu, wie sich ihre Mutter und Großmutter
Geschichten über die Zeit der Jahrhundertwende in Hell's
Kitchen, über Owney Madden und die Gophers erzählen, der
bekanntesten Gang in der Stadt.

»...mein Großvater Ledbetter hat immer viel Slang gere-
det, den er als junger Mann auf der Straße gehört hatte. Ein
Polizist war ein *booly dog*. Ein *flat* war jemand, den man rein-
legen konnte, beim Kartenspiel, zum Beispiel. *Eine min* war
Gin. Und *chips* war Geld. Mein Bruder Ben hatte immer ge-
lacht und gesagt: >Opa, niemand benutzt diese Wörter heute
noch.< Aber er hatte Unrecht. Mein Großvater hat auch
immer >Krippe< für Zuhause gesagt, wissen Sie? Heute wird
der Ausdruck inzwischen wieder verwendet.«

Als Zehnjährige: Ihre erste Arbeitsstelle in einem Metzger-
laden, wo sie Sägemehl zusammenfegt und Fleisch einpackt.

Als Zwölfjährige: Im Rechnen gut, in Englisch schwach,
doch sie bekommt meistens Einsen. Aus den Müllheimern von
Restaurants klaut sie Speisereste fürs Mittagessen. Klassen-

kameraden verschwinden, als der Bedarf nach Geld den Bedarf nach Schulbildung übersteigt.

Als Vierzehnjährige: Ihre geliebte und gefürchtete Großmutter Ledbetter stirbt, während sie an einem heißen Sonntagnachmittag eine Woche vor ihrem neunundneunzigsten Geburtstag neben Ettie auf dem Sofa sitzt.

Als Fünfzehnjährige: Ettie verlässt schließlich die Schule, schleift in einer Pappkartonfabrik für zwanzig Cents die Stunde Messer und Meißel, indem sie die Klingen über die automatischen, vor sich hin surrenden Streichriemen zieht. Einige der Männer stecken ihr ein paar Extrapennies zu, weil sie fleißig ist. Einige rufen sie zu sich ins Lager, fassen ihr an die Brust und sagen, sie solle es nicht weitererzählen. Einer greift ihr zwischen die Beine, und bevor er sagen kann, »erzählt nicht weiter«, landet sein eigenes Messer in seinem Oberschenkel. Er wird verbunden und für den Rest des Tages nach Hause geschickt, bekommt aber seinen Lohn weiterbezahlten. Ettie wird gefeuert.

Als Siebzehnjährige: Sie schleicht sich heimlich in die Clubs auf der Zweiundfünfzigsten Straße, um Bessie Smith zu hören.

»...in Hell's Kitchen gab's nicht viel Unterhaltung. Aber wenn Mama und Papa einen oder zwei Dollar übrig hatten, gingen sie ins Bowery an der East Side, wo es das gab, was sie Museen nannten, die aber nicht so waren, wie man denkt. Es waren Salons - verrückte Shows, Varietekünstler und Tänzer. Vaudeville. Wenn Mama und Papa wirklich ihren Spaß haben wollten, gingen sie ins Marshalls auf der Dreiundfünfzigsten. Man hatte nie was davon gehört, aber es war ein Hotel und Nachtclub für Schwarze. Es war die große Zeit damals. Ada Oberton Walker hat dort gesungen. Und Will Dixon.«

Als Achtunddreißigjährige: Nach einem Jahrzehnt mit Auftritten auf Kleinkunstbühnen, in einer Zeit, in der die Engagements weniger werden. Sie verliebt sich in einen hübschen

Iren. Billy Doyle, ein Charmeur, ein Mann mit offensichtlich krimineller Vergangenheit - und Pellam wartete immer noch darauf, das Ende der Geschichte zu hören.

Als Zweiundvierzigjährige: Die Ehe funktioniert nicht. Ettie- ist rastlos, will immer noch singen. Billy ist ebenfalls rastlos, sucht nach seinem eigenen Platz in der Welt. Schließlich zieht er los, um sich bessere Arbeit zu suchen, und will Ettie nachkommen lassen. Natürlich kommt er nicht zurück - ihr bricht das Herz. Alles, was sie jemals wieder von ihm hört, ist ein kurzer Begleitbrief zum Scheidungsurteil aus Nevada.

Als Vierundvierzigjährige: Sie heiratet Harold Washington, der einige Jahre später betrunken im Hudson River umkommt. Er ist in vielerlei Hinsicht ein guter Mensch und harter Arbeiter, hinterlässt aber mehr Schulden, als für jemanden angemessen scheint, der nie bei Pferderennen gewettet hat.

Ein Band nach dem anderen voll von diesen Geschichten, Fünf, zehn, zwanzig Stunden.

»Sie können doch gar nicht an all dem Zeug interessiert sein, oder?«, hatte Ettie Pellam gefragt.

»Erzählen Sie weiter, Ettie. Sie sind gerade gut in Fahrt.« Pellam hatte sich vorgenommen, hinauszugehen und andere Bewohner des berüchtigten Viertels zu interviewen. Das hatte er auch getan. Doch Ettie Washington blieb das Kernstück von *Westlich der Achten Avenue*. Billy Doyle, die Ledbetters, die Wilkes, die Washingtons, Prohibition, Gewerkschaften, Bands und Epidemien, die Depression, der Zweite Weltkrieg, die Viehhöfe, Ozeandampfer, Apartments und Vermieter.

Ettie war wirklich gut in Fahrt. Und das sollte auch so bleiben.

Bis sie wegen Mord und Brandstiftung verhaftet wurde.

Eine uniformierte Aufseherin überreichte Pellam an diesem glühend heißen Nachmittag einen Besuchsausweis und winkte ihn durch die klammen Flure, wo sich der Geruch von Lysol aufs Innigste mit dem von Urin verbunden hatte. Er ging

durch den Metalldetektor und betrat den Besucherraum, um dort zu warten.

Im Gefängnis ging es heute chaotisch zu. Von irgendwoher drangen Schreie zu ihm. Jammern.

»*Me duele la garganta!*«

»Hey, du Nutte...«

»*Estoy enferma!*«

»Hey, Nutte, ich komm gleich rüber und stopf dir ein für allemal dein Maul.«

Fünf Minuten später wurde die grüne Metalltür mit einem doppeltönigen Quietschen geöffnet. Eine Aufseherin kam herein. »Sie wollen Washington besuchen? Sie ist nicht hier.«

Pellam wollte wissen, wo sie sei.

»Sie gehen besser in den ersten Stock.«

»Geht's ihr gut?«

»Erster Stock.«

»Sie haben mir keine Antwort gegeben.«

Doch die Aufseherin war schon weg.

Er marschierte durch die trostlosen Flure, bis er zu der dunklen Nische kam, zu der er geschickt worden war. Sie war nicht sauberer, aber kühler und ruhiger. Eine Aufseherin kontrollierte seinen Ausweis und schickte ihn durch eine weitere Tür. Überrascht sah er, wie Ettie mit gefalteten Händen an einem Tisch saß. Ihr Gesicht war verbunden.

»Ettie, was ist passiert? Warum sind Sie hier oben?«

»Isolationshaft«, flüsterte sie. »Sie wollten mich umbringen.«

»Wer?«

»Ein paar Mädchen. Unten in der Zelle. Sie haben gehört, dass der kleine Torres gestorben ist. Sie haben mich ziemlich gut reingelegt. Ich dachte, sie wären meine Freundinnen, aber sie hatten alles geplant, um mich umzubringen. Louis hat irgendeinen Gerichtsbeschluss erwirkt, damit ich verlegt werde. Die Aufseherinnen kamen gerade in dem Moment, als

mich diese Mädchen verbrennen wollten. Sie haben irgendwelches Zeug auf mich gesprüht und wollten mein Gesicht anzünden, John. Dieses Zeug hat auf meiner Haut ganz schön wehgetan.«

»Wie geht's Ihnen jetzt?«

Darauf antwortete sie nicht. »Oh, ich hätte nie gedacht, dass der Junge sterben würde«, sagte sie stattdessen. »Das hat mich schockiert. Oh, das arme, kleine Ding. Er war so süß. Wenn er, wie geplant, bei seiner Oma gewesen wäre, würde er noch leben... ich habe für ihn gebetet. Ja, tatsächlich! Und Sie kennen mich - ich habe meine Zeit nie für Religion verschwendet.«

Pellam legte seine Hand auf Etties gesunden Arm. Er überlegte, ob er »Er hatte keine Schmerzen« oder »Er ist schnell gestorben« sagen sollte, doch natürlich hatte er keine Ahnung, wie viel Schmerzen der Junge hatte aushaken müssen oder wie schnell er wirklich gestorben war.

Sie blickte in sein ernstes Gesicht. »Ich habe Sie im Gericht gesehen. Als Sie gehört haben, dass ich damals verhaftet worden bin. Ich wette, Sie wollen die Geschichte hören.«

»Was war passiert?«

»Erinnern Sie sich an die Zeit, als Priscilla Cabot und ich in der Fabrik gearbeitet haben? In der Klamottenfirma?«

»Sie wurden rausgeschmissen. Vor ein paar Jahren.«

»Es war eine trostlose Zeit für mich, John. Meine Schwester war krank, und ich war völlig pleite. Ich war verzweifelt. Na ja, dieser Mann, mit dem Priscilla und ich gearbeitet haben - wir wurden ja alle zusammen entlassen -, hatte die Idee, der Firma Angst einzujagen, sodass sie uns das Geld geben würden. Wir dachten, sie würden es uns schulden, wissen Sie. Verdammter, ich habe mich darauf eingelassen. Hätte ich nicht tun sollen. Wollte es eigentlich auch gar nicht. Kurzum, sie haben den Besitzer angerufen und gesagt, sie würden seine Fkws demolieren, wenn er uns nicht bezahlen würde. In

Wirklichkeit wollten wir gar nichts kaputt machen. Zumindest *ich* nicht. Und ich wusste nicht, dass sie gedroht haben, die Lkws anzuzünden. Ich hatte nicht angerufen, das hatten die anderen gemacht, Priscilla und dieser Typ.

Na ja, der Boss hat eingewilligt, aber er hat die Polizei angerufen. Wir wurden alle verhaftet, und die anderen beiden haben gesagt, es sei meine Idee gewesen. Die Polizei hat nicht geglaubt, dass ich der Anstifter gewesen bin, aber ich habe einige Zeit im Knast verbracht. Darauf bin ich kein bisschen stolz. Ich schäme mich dafür... Es tut mir Leid, John. Ich habe Ihnen nicht die Wahrheit erzählt. Das hätte ich tun sollen.«

»Es gibt keinen Grund, dass Sie mir alles über sich erzählen müssen.«

»Nein, John. Wir waren schließlich auch Freunde. Ich hätte nicht lügen sollen. Hätte es auch Louis erzählen sollen. Hat mir vor Gericht ja auch geschadet.«

In der Nähe lachte jemand hysterisch, wurde immer lauter, bis sich das Lachen in ein kraftloses Schreien verwandelte. Dann herrschte wieder Stille.

»Sie haben Ihre Geheimnisse. Genauso wie ich«, meinte Pellam. »Ich habe vor Ihnen auch was geheim gehalten.«

Sie blickte ihn scharf an. Durch das Leben in der Stadt bekommt man eine schnelle Auffassungsgabe.

»Und was ist es, John?«

Er überlegte.

»Etwas, was Sie mir bestimmt erzählen wollen, oder nicht?«

»Totschlag«, antwortete er schließlich.

»Was?«

»Ich habe wegen Totschlag gesessen.«

Sie bekam einen starren Blick. Er hatte keine Lust, diese Geschichte zu erzählen, sie wieder wach zu rufen. Aber er dachte, er sei wichtig, sie ihr anzuvertrauen. Und er erzählte sie - die Geschichte über den Star seines letzten Spielfilms,

den Film, den er nie zu Ende gedreht hatte. Die vier Filmrollen lagerten derzeit in Kalifornien auf seinem Dachboden. *Central Standard Time*. Tommy Bernstein, liebenswürdig, verrückt, durchgedreht. Nur noch sechs Einstellungen, vier Second-Unit-Stunts. Eine Woche. Nur noch eine Woche. »*Gib mir nur noch ein bisschen, lohn. Nur, damit ich die Sache noch durchziehen kann.*«

Doch Pellam hatte ihm nicht »ein bisschen« gegeben. Pellam hatte ihm ganz schön viel gegeben. Kokain. Und Tommy war zwei ganze Tage lang im Viereck gelaufen. Er hatte geflucht, gelacht, gesoffen, gekotzt. Und war am Set an einem Herzinfarkt gestorben. Die Staatsanwaltschaft der Stadt der Engel hatte Pellam als Schuldigen auserkoren, weil er das Kokain besorgt hatte, das bei Tommy zum Tod geführt hatte. Die Geschworenen hatten zugestimmt, sprachen Pellam für schuldig und schickten ihn nach San Quentin.

»Es tut mir Leid, John.« Ettie lachte. »Ist das nicht ein Witz? Sie, ich und Billy Doyle. Alle drei sind wir Zuchthäusler.« Sie blinzelte ihm zu. »Wissen Sie, an wen Sie mich erinnern? An meinen Sohn James.«

Pellam hatte Bilder des jungen Mannes gesehen, Etties ältester Sohn, ihrem einzigen Kind von Doyle. Fotografiert, als er Anfang zwanzig gewesen war, helle Haut - Doyle war ein sehr blasser Mensch gewesen -, hübsch. Schlank. Vor ein paar Jahren hatte James die Schule verlassen und war nach Westen gezogen, um Geld zu verdienen. Die letzte Nachricht von ihm war eine Karte gewesen, auf der stand, dass er vor habe, im »Umweltbereich« zu arbeiten.

Das war vor über einem Jahrzehnt gewesen.

Die Aufseherin blickte auf ihre Uhr. »Wir haben nicht viel Zeit«, flüsterte Pellam. »Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen. Also, auf dieser Versicherungspolice, die besagt, dass Sie diese Versicherung abgeschlossen haben, stehen Ihre Kontonummer und Ihre Unterschrift. Woher soll die jemand haben?«

»Meine Kontonummer? Na ja, ich weiß nicht. Niemand, den ich nicht kenne, hat je meine Kontonummer gekriegt.«

»Haben Sie in letzter Zeit Schecks verloren?«

»Nein.«

»An wen stellen Sie Schecks aus?«

»Ich weiß nicht... ich bezahle meine Rechnungen wie alle anderen auch. Mama hat mir das eingebläut. >Sorge dafür, dass sie nie was gegen dich in der Hand haben<, hat sie immer gesagt. >Bezahle immer rechtzeitig. Wenn du das Geld dazu hast.<«

»Haben Sie jemandem einen Scheck ausgestellt, für den Sie das normalerweise nicht tun?«

»Nein, da fällt mir nichts ein. Oh, Moment. Vor ein paar Monaten musste ich an die Behörden was zurückzahlen. Die Sozialversicherung hat mir aus Versehen zu viel überwiesen. Einmal habe ich etwa dreihundert Dollar oder so mehr bekommen. Ich wusste das, habe das Geld aber behalten. Sie haben's gemerkt und wollten das Geld zurückhaben. Deswegen hatte ich Louis beauftragt. Er hat die Sache für mich erledigt. Ich musste nur die Hälfte von dem bezahlen, was sie wollten. Ich habe ihm einen Scheck gegeben, und er hat ihn zusammen mit einem Formular weitergeschickt. Sehen Sie, die Behörden - vielleicht wollen sie mich dran kriegen, John. Vielleicht arbeiten die Sozialversicherung und die Polizei zusammen.«

Dieses manische Gerede von Verschwörungstheorien brachte Pellam ganz durcheinander. Doch er wollte gerne darüber hinwegsehen. Unter diesen Umständen durfte sie ruhig ein bisschen paranoid sein.

»Wie steht's mit Ihrer Unterschrift? Wie konnte jemand daran kommen?«

»Ich weiß nicht.«

»Haben Sie in letzter Zeit jemandem Briefe geschrieben, dem Sie normalerweise nicht schreiben?«

»Briefe? Fällt mir keiner ein. Ich schreibe an Elizabeth und

manchmal eine Karte an die Tochter meiner Schwester in Fresno. Schick ihnen mal ein paar Dollar zum Geburtstag. Das war's dann aber auch.«

»Ist in Ihrer Wohnung eingebrochen worden?«

»Nein. Ich halte Tür und Fenster immer geschlossen. Darin bin ich gut. In Hell's Kitchen muss man vorsichtig sein. Das ist das Erste, was man lernt.« Sie spielte an ihrem Gips und strich über Pellams Unterschrift. Die Antworten ergaben Sinn, waren aber nicht unbedingt überzeugend. Für Geschworene mochten sie wahr sein, sie konnten sie aber auch für faule Ausreden halten. Wie bei so vielem, was Hell's Kitchen betraf, war er sich auch jetzt nicht sicher, was er glauben sollte.

Pellam schob sein Notizbuch in die Tasche. »Würden Sie mir einen Gefallen tun?«, fragte er.

»Klar, John.«

»Erzählen Sie mir das Ende der Geschichte über Billy Doyle.«

»Welche Geschichte? Über seine Knastzeit?«

»Genau die, ja.«

»Gut. Mein armer Billy. Also, was war passiert? Ich hatte ja schon erzählt, dass sein Lebensziel war, ein Grundstück zu besitzen. Obwohl er ein wanderfreudiger Mensch war, konnte er an keinem Grundstück oder Haus mit einem Schild >zu verkaufen vorbeigehen, ohne es sich anzuschauen und den Eigentümer anzurufen und mit Fragen zu löchern.«

Etties Augen leuchteten. Das ist ihre Welt, dachte Pellam - ihre Erinnerungen durchgehen und daraus ihre Geschichten stricken. Auch er kannte die Verlockungen des Geschichtenerzählens; schließlich war er Regisseur. Allerdings waren ihre Geschichten wahr, und sie erwartete nichts dafür. Keinen Beifall der Kritiker. Keine prozentuale Beteiligung an den Einnahmen.

»Erinnern Sie sich, dass ich Ihnen von meinem Bruder Ben

erzählt habe? Er war ungefähr so alt wie Billy, ein oder zwei Jahre jünger. Ben kam zu Billy und meinte, er hätte da so eine Idee, wie er an Geld rankommen könnte als Anzahlung für ein Grundstück. Er brauchte nur einen Partner, der ihm dabei hilft. Na ja, eigentlich war es gar keine Idee - es war ein Schwindel. Ben kannte ein paar Leute in einem Gewerkschaftsbüro. Er schloss ein paar fingierte Verträge ab und ließ sie zu den anderen ablegen, als die Bosse gerade nicht da waren. Ben hatte zu sehr den Geschichten von Großvater Ledbetter über die Gophers und Gangs zugehört. Er wollte unbedingt zu einer möglichst verrufenen dazugehören - obwohl es keine schwarzen Gangs in Heils Kitchen gab, damals so wenig wie heute. Aber er war echt stolz auf seinen Schwindel.

Allerdings hatte Ben meinem Billy nichts von dem Teil mit dem Schwindel erzählt. Er dachte, es seien echte Verträge für Hilfskräfte, die irgendwelche Sachen schleppen sollten, und er und Ben würden die Vermittlungsgebühren einstreichen. Er spielte zwar gern mit dem Feuer, aber er war nicht dumm. Vielleicht gab es Leute, die er beschwindeln würde, aber die Gewerkschaft gehörte nicht dazu. Dann hat Lemmy Collins, der stellvertretende Chef der Hafenarbeiter, herausgefunden, dass Geld fehlte. Er dachte, Ben hätte es getan. Er wusste, dass Billy und Ben gut miteinander standen, aber er wusste auch, dass ein Ire Seinesgleichen nichtbeklauen würde, was ein Schwarzer bei einem Iren tun würde, ohne zweimal darüber nachzudenken. Also kam Lemmy mit zwei anderen Männern von der Gewerkschaft und einem Baseballschläger zu meinem Bruder.

Als sie gerade dabei waren, ihn zu Tode zu prügeln, bekamen sie einen Anruf aus dem Gewerkschaftsbüro. Die Polizei hätte angerufen. Offenbar hatte mein Billy die ganze Sache gestanden. Da jetzt die Polizei im Spiel war, konnte Lemmy den armen Ben nicht umbringen, auch wenn er es gerne getan hätte. Die Gewerkschaft hat das Geld zurückbekommen, und Billy landete für ein Jahr im Knast. Er wusste, dass er als Ire

und Weißer mit dem Leben davonkommen würde. Wenn es Ben erwischt hätte, wäre er dabei draufgegangen. Wenn nicht in Hell's Kitchen, dann in Sing-Sing.«

»Er hat die Suppe für jemand anderen ausgelöffelt«, meinte Pellam.

»Für meinen eigenen Bruder«, sagte Ettie.

Pellam nickte leicht. »Das hat er für Sie getan, das wissen Sie.«

»Ja, das weiß ich«, erwiderte sie wehmütig. »Aber ich denke, dieses Jahr im Knast hat ihn verändert. Mein Bruder wurde gerettet, aber ich glaube, ich habe deswegen meinen Mann verloren. Ein Jahr nach seiner Entlassung hatte ich eines Abends seine Nachricht zu Hause vorgefunden.«

»Entschulden Sie, Sir«, sagte die Aufseherin freundlich. »Leider ist die Zeit um.«

Pellam nickte ihr zu. »Nur noch eine Sache. He, Mrs. Washington, Kopf hoch.«

Ein Klick und das leise Surren eines Motors.

Sie blinzelte ins Blitzlicht, als Pellam auf den Auslöser der Polaroidkamera drückte.

»Was machen Sie da, John? Sie wollen mich doch nicht mit meinem jetzigen Aussehen in Erinnerung behalten? Lassen Sie mich doch wenigstens meine Frisur richten.«

»Das Bild ist nicht für mich, Ettie. Und keine Sorge - die Frisur sitzt prima.«

... Fünfzehn

Endlich hatte sich Lefty gemeldet.

Pellam war zu Hause in seiner *bitchen*, hatte die Schuhe ausgezogen und hörte seine Nachrichten ab. Er saß auf dem Stück Sperrholz, das die Badewanne zum Esstisch umwan-

delte. Zwei Anrufer hatten aufgelegt. Dann endlich erzählte Alan Lefkowitz mit seiner hektischen Stimme von einer Party, die Roger McKennah geplant habe und dass Pellam nur Leftys Namen zu nennen brauchte, um ins »Allerheiligste des New Yorker Geschäftslebens« eingelassen zu werden - einen Spruch, den der Produzent ohne erkennbare Ironie von sich gab. Pellam allerdings verdrehte beim Hören die Augen, und mit dem Fuß stieß er gegen die Wand, um eine freche Taube aufzuscheuchen, die sich auf der Fensterbank niedergelassen hatte.

Die langatmige Mitteilung ging noch weiter und instruierte ihn über alles Wichtige, unter anderem auch über die Kleiderordnung für dieses Ereignis.

Eine Stunde später schlenderte Pellam ordentlich »gekleidet« - neue schwarze Jeans und geputzte Nokona-Cowboy-stiefel - durch die drückende Hitze und nahm die erste U-Bahn zum Citicorp Building. Dann ging er zu Fuß zu einer ***** in der Fünften Avenue und verschwand durch die Drehtür. Als er erst einmal drin war, bemerkte keiner mehr, dass er nicht wie die meisten Gäste mit einem Bentley, Rolls Royce oder - wie die Verarmten - mit einem prächtigen Lincoln Continental gekommen war.

»Seht mal, da ist wieder eines!«

Die Frau sprach atemlos, und die Gäste in der obersten Etage der dreistöckigen Wohnung raunten, jedoch weniger vor Entsetzen als vor Bewunderung.

»O Mann! Schauen Sie sich das an! Man kann die Flammen sehen.«

»Wo?«

»Dort. Sehen Sie?«

»Ronnie, frag mal, ob jemand eine Kamera hat. Joan, schau doch mal!«

Pellam näherte sich der Fensterfront, knapp zweihundert

Meter über den Bürgersteigen, auf denen Cartier, Tiffany und Henri Bendel ihre Waren feilboten. Er schaute in Richtung Westen. Noch ein Brand, wie er angewidert feststellte. Ein Gebäude irgendwo in Hell's Kitchen, nördlich von Louis Baileys Block. Zwischendurch schoss immer wieder eine züngelnde Flamme aus der dichten Rauchwolke empor. Über dreihundert Meter ragte sie in den verschleierten Himmel und entfaltete sich wie der Pilz einer Atombombe.

»O Gott«, flüsterte eine Frau. »Das ist das Krankenhaus! Das Manhattan Hospital.«

Wo Ettie und er behandelt worden waren, fiel ihm ein. Und wo Juan Torres gestorben war.

»Glauben Sie, dass er es wieder war? Wo ist die Kamera? Ich will ein paar Aufnahmen machen. Sie wissen, wen ich meine? Den Verrückten, von dem ich heute morgen in der *Times* gelesen habe?«

»Ist dies das fünfte Feuer, das er gelegt hat? Oder schon das sechste?«

Die Flammen waren stärker geworden und nun deutlich zu sehen.

Es konnten keine Kameras aufgetrieben werden, und nach fünf Minuten war es so, als würde das Feuer schon zum Ausblick dazugehören. Die Gäste kehrten allein, zu zweit oder zu dritt zur Party zurück.

Pellam blieb noch ein paar Minuten am Fenster stehen und gab sich dem stillen Schauspiel der Flammen und der grauen, über Manhattan aufsteigenden Rauchwolken hin.

»Hallo, wie geht's?« Die männliche Stimme war ganz nah, war durchsetzt mit einem Long-Island-Tonfall. »Sie sind wie ein Künstler angezogen. Sind Sie einer?«

Als Pellam sich umdrehte, stand er vor einem betrunkenen, bulligen jungen Mann im Smoking.

»Nein.«

»Ach. Nicht schlecht hier, was meinen Sie?« Er deutete mit

wackelndem Kopf in das zweistöckige Wohnzimmer des dreistöckigen Penthouses auf der Fünften Avenue. »Rogers kleine Zuflucht in den Wolken.«

»Nicht übel.«

Einen Augenblick später sah er seine Beute am anderen Ende des Raumes - Roger McKennah. Gleich darauf wurde der Immobiliengigant wieder von der Menge verschluckt.

»Kennen Sie die Geschichte?« Pellams neuer Freund setzte zu einem betrunkenen Lachen an. Nippte erneut an seinem Martini Dry.

»Die Geschichte?«, fragte Pellam.

Der junge Mann nickte heftig, blieb jedoch stumm.

»Die mit dem Pfarrer, dem Rabbi und der Nonne?«, versuchte es Pellam.

Der Mann runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf und erklärte in seinem betrunkenen Zustand, dass die Wohnung aus einem Raster aus Karnickelställen bestand, die McKennah *Freizeiträume, Salons, Musikzimmer und Vergnügungsbereiche* nannte.

»Oh-ho«, meinte Pellam unsicher und überflog die Gäste, auf der Suche nach McKennah.

»Das sind aber tatsächlich alles nur Schlafzimmer, verstehen Sie?«, erzählte der junge Mann weiter und verschüttete Martini-Wodka auf seine Markeniederschuhe. »Fünfzehn Schlafzimmer, und das Komische ist, dass Roger McKennah nicht eine einzige Freundin hat - ich meine, geschweige denn fünfzehn -, die bereit wäre, es so lange bei ihm auszuhalten, dass sie über Nacht bleibt.«

Der junge Mann schüttelte sich vor Lachen und trank weiter von dem Alkohol des Mannes, der Zielscheibe seines schäbigen Witzes gewesen war. Eine Blondine mit tief ausgeschnittenem, rotem Kleid kurvte an ihnen vorbei. Sie wurde von beiden, Pellam und dem jungen Mann, mit Blicken ver-

folgt. Dann verschwand der junge Mann plötzlich, als wäre er der Schwanz und sie der Hund dazu.

Pellam blickte wieder aus dem Fenster zu dem riesigen Rauchpilz.

In der Stunde, die er nun schon hier war, hatte er ein paar Dinge über McKennah erfahren; vieles davon war hinterhältiges Geschwätz, wie er es gerade eben gehört hatte, und nichts war von wirklichem Nutzen. McKennah, der Bauunternehmer, war vierundvierzig. Stämmig, aber gut trainiert. Sein Gesicht war eine jüngere, aufgedunsenere Version von dem von Robert Redford. Sein Reinvermögen wurde auf zwei Milliarden geschätzt. Pellam hatte bemerkt, dass McKennah über eine ganze Bandbreite an Gesichtsausdrücken verfügte. Innerhalb von Bruchteilen einer Sekunde wechselte er von jungenhaft zu gierig, von dämonisch zu eiskalt.

Die verräterischste Information, die er erhalten hatte, bestand eigentlich darin, dass niemand viel über Roger McKennah wusste. Die einzige mögliche Schlussfolgerung für Pellam war, dass Roger eine nicht fassbare Eigenschaft besitzen musste, die Gäste wie diese hier - die Schönen oder Mächtigen oder vom Schönen und Mächtigen Besessenen - dazu brachte, um Einladungen auf seine Partys zu betteln, wo sie seine Cocktails tranken und jede Gelegenheit nutzten, um ihn hinter seinem Rücken zu beleidigen.

Er rückte näher an McKennah heran, der sich weiter bewegte und sich langsam durch den vollen Raum schob.

Ein junges Paar belagerte den Unternehmer im Doppelangriff beim Beluga-Tisch.

»Nett, Roger«, sagte der Mann, während er sich umschaute. »Wirklich sehr nett. Wissen Sie, woran mich der Raum erinnert? An dieses Hotel auf Cap d'Antibes. An der Spitze. L'Hermitage. Da wohnen Beth und ich immer.«

»Kennen Sie es?«, fragte die Frau - wahrscheinlich Beth - McKennah. »Es ist so wundervoll dort.«

Der Bauunternehmer zog ein Gesicht. »Kenn ich leider nicht«, gab er zu ihrer Freude zu. Dann fügte er hinzu: »Wenn ich dort unten bin, wohne ich meistens beim Prinzen von Monaco. Das ist weniger umständlich, wissen Sie.«

»Ich verstehe«, antwortete der Mann, verstand aber eigentlich gar nichts. Das Paar setzte ein eisiges Lächeln auf, ein Zeichen dafür, dass der rundliche Roger McKennah sie mit seinen Pfeilen genau ins Herz getroffen hatte.

Die Gäste machten sich über die Tische her, die überhäuft waren mit an schwarze Schneewehen erinnernden Kaviar und wie weiße Edelsteine aussehende Sushi. Ein Pianist im Smoking spielte dazu Fats Waller.

»Er war aber gar nicht in Choate,« Pellam belauschte ein leises Gespräch. »Lesen Sie das mal aufmerksam durch. Er hat ihnen Geld gegeben, er hat dort unterrichtet, ist dort aber nie selbst zur Schule gegangen. Er war in irgendeiner kirchlichen Schule an der West Side. Wo er früher gewohnt hat.«

»Hell's Kitchen?«, mischte sich Pellam in das Gespräch ein.

»Ja, genau«, antwortete die Frau, deren Facelifting ziemlich gelungen war.

McKennah war also selbst ein Hell's-Kitchen-Zögling. Es muss Jahre gedauert haben, bis er die rauen Kanten abgeschliffen hatte.

Dann wurde Pellam plötzlich selbst zur Beute. Die Menge hatte sich wie das Rote Meer geteilt, und McKennah, nur fünfzehn Meter entfernt, schaute ihn direkt an. Plötzlich erinnerte sich Pellam an die Limousine vor Etties Haus. Vielleicht war es die von McKennah gewesen.

Der Unternehmer grüßte ihn jedoch nicht. Und als die Menge wieder zurück schwachte, drehte sich McKennah um und ging zu einer Gruppe von Gästen, die er mit seiner Aufmerksamkeit bedachte, als wäre er eine Jupiterlampe am Filmset. Dann bewegte er sich weiter auf seiner Bühne, stellte Fragen, bohrte nach, sondierte die Lage.

Ehrgeiz macht käuflich, oder?

Pellam wollte ihm gerade folgen, als er hinter sich eine Frauenstimme mit einem starken Akzent aus dem Nord-Osten hörte. »Wie steht's, Cowboy?«

Als Pellam sich umdrehte, sah er eine attraktive Blondine in den Vierzigern, in der Hand eine Champagnerflöte. Ihre Augen waren fahl, jedoch nicht vom Trinken, vielmehr vor Er schöpfung. Mit ihrem Paillettenschuh tippte sie an Pellams Stiefel, als Erklärung für die Begrüßung.

»Hallo«, grüßte Pellam zurück.

Ihr Blick wanderte zu McKennah, Pellam folgte ihm. »Welche?«, fragte sie.

»Ich verstehe nicht«, wunderte sich Pellam.

»Wetten Sie gerne?«

»Um es mit Mark Twains Worten zu sagen, es gibt nur zwei Situationen, in denen ein Mann nicht spielen sollte. Erstens, wenn er es sich nicht leisten kann, Geld zu verlieren. Und zweitens, wenn er es sich leisten kann.«

»Das beantwortet nicht meine Frage.«

»Ja, ich bin ein Spieler«, gab Pellam zu.

»Sehen Sie die beiden Frauen dort? Die Brünette und die Rothaarige?«

Pellam machte sie schnell ausfindig. Sie standen bei der geschwungenen Treppe im Gespräch mit McKennah. Beide Ende zwanzig, gute Figur, attraktiv. Die Rothaarige strahlte bei weitem mehr Sexappeal aus und war üppiger. Die Brünette hatte einen kühleren Gesichtsausdruck, schien zerstreut, beinahe gelangweilt.

»In etwa fünf Minuten wird Roger nach oben verschwinden. Oben sind die Schlafzimmer. Weitere fünf Minuten später wird ihm eine der beiden folgen. Welche, glauben Sie, wird es sein?«

»Kennt er eine der beiden?«

»Wahrscheinlich nicht. Sind Sie dabei?«

Pellam betrachtete die Rothaarige mit ihrem übertriebenen V-Ausschnitt vom Hals bis zu den oberen Wölbungen der weißen Brust. Das Haar, das ihre Schultern umspielte. Verführerisches Lächeln. Und Sommersprossen. Pellam liebte Sommersprossen.

»Die Rothaarige«, antwortete er, während er dachte: acht Monate, acht Monate. Acht verdammte Monate.

Die Frau lachte. »Sie liegen falsch.«

»Um was wetten wir?«

»Um ein Glas Champagner unseres Gastgebers. Wie Mark Twain auch gesagt hat, ist es immer besser, mit dem Geld anderer Leute zu spielen statt mit dem eigenen.«

Sie stießen mit den Gläsern an.

Sie hieß Jolie und war offenbar ohne Begleitung hier. Er folgte ihr zum Fenster in der Ecke des Raums, wo es ruhiger war.

»Sie sind John Pellam.«

Er lächelte verblüfft.

»Ich habe gehört, wie jemand Ihren Namen erwähnt hat.«

Wer das wohl war, fragte er sich. Es schien unwahrscheinlich zu sein, dass die Gerüchte von den Straßen von Hell's Kitchen bis hier oben in diese Sphären vorgedrungen waren.

»Ich habe einen Ihrer Filme gesehen, den über einen Alchimisten«, sagte sie. »Ein sehr guter Film. Ich kann allerdings nicht sagen, dass ich ihn ganz verstanden hätte. Aber das ist eher ein Kompliment.«

»Tatsächlich?«, fragte er mit Blick in ihre grünen, ruhigen Augen.

»Denken Sie an *Odyssee im Weltraum* von Stanley Kubrick«, fuhr sie fort. »Das ist kein besonders guter Film. Warum hat er sich also durchgesetzt? Weil ein Raumschiff zu den Klängen von >Schöne Blaue Donau< durch das All fliegt? Das hätte jedem einfallen können. Die Affen, die sich gegenseitig verprügeln? Nein. Spezialeffekte? Natürlich nicht. Es war der

Schluss. Keiner hatte einen Schimmer, worum es ging. Wir vergessen das Offenkundige und erinnern uns an das Ungewisse.«

Er lachte. »Ich mag meine Vieldeutigkeit wirklich. Also gut, ich fasse es als Kompliment auf«, sagte er, seinen Blick auf McKennah gerichtet.

»Drehen Sie einen Film hier?«

»Ja«, antwortete Pellam.

Am anderen Ende des Raumes schaute sich McKennah um und versuchte, lässig zu wirken, bevor er die Treppe hinaufstieg.

Vielelleicht will er nur mal pinkeln gehen, dachte Pellam. Die Möglichkeit des Harndranges hatten sie nicht in Betracht gezogen. Es war Pellam auch egal; er genoss die Gesellschaft dieser Frau. Jolie trug einen V-Ausschnitt, dessen Anblick es locker mit dem der Rothaarigen aufnehmen konnte. Pellam glaubte sogar, ein paar Sommersprossen entdeckt zu haben, wo ihre weiße Haut unter den schwarzen Pailletten verschwand.

»Worum geht es in Ihrem neuen Film?«, wollte Jolie wissen.

»Es ist kein Spielfilm, sondern eine Dokumentation über Hell's Kitchen.«

»Dieses Feuer ist schon eine interessante Metapher, oder?« Mit einem leisen Lächeln nickte sie in Richtung des Fensters. »Es gäbe ein gutes Motiv für Ihren Film ab. Egal, worum es wirklich geht«, fügte sie geheimnisvoll hinzu.

»Woher kennen Sie McKennah?«, fragte er. Dann waren die Worte bei ihm angekommen: *Worum es wirklich geht...*

Am anderen Ende drückte die mürrische Brünette die Zigarette aus, hob ihr hautenges Kleid ein paar Zentimeter an und sah sich diskret um. Auf den Spuren des Bauunternehmers stieg sie die Treppe hinauf.

»Gut geraten«, bemerkte Pellam.

»Das war nicht geraten«, erwiderte Jolie. »Ich kenne mei-

nen Mann ziemlich gut. Nun holen Sie mir den Champagner, den Sie mir schulden. Nehmen Sie sich auch ein Glas. Dann gehen wir dort rein zum Trinken.« Sie wies mit dem Kopf in Richtung eines kleinen Zimmers, abgetrennt vom Hauptraum, und lächelte, als der Pianist begann, *Stormy Weather* zu spielen.

»Wissen Sie, eine unserer Putzfrauen verkauft Sachen, die sie in unseren Abfalleimern findet, an die Regierung. An die Bundessteuerbehörde oder die Börsenaufsicht. Auch an die Konkurrenz. Da bin ich mir sicher. Roger macht sich immer einen Spaß daraus, falsche Informationen zusammen mit Tamponschachteln und Kondomen im Müll zu verstecken.«

»Die Bundessteuerbehörde zahlt dafür?«, wollte Pellam wissen.

»Genau.«

»Das wird also mit meinen Steuer bezahlt?«, fragte Pellam.

»Sie zahlen doch nicht wirklich Steuern, oder?« Sie schien überrascht. »Und wenn doch, dann gebe ich Ihnen die Nummer meines Steuerberaters.«

Sie saßen in dem mit Teakholz getäfelten kleinen Zimmer, die Geräusche der Party und der Musik drangen nur gedämpft durch die Wände. Pellam griff zu einem Foto von McKennah, der eine riesige Mickey Maus umarmte.

»Vor ein paar Jahren war er tatsächlich ganz scharf auf Euro Disneyland«, erzählte Jolie, die sich vom Spiel der Luftperlen in ihrem Champagnerglas fesseln ließ. »Aber es war ein Reinfall. Ich hatte ihm gesagt, dass das keine gute Idee sei. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass Franzosen mit großen schwarzen Ohren rumlaufen.«

»Wie können Sie so ruhig bleiben bei dem, was Ihr Mann gerade treibt?«

»Sie sind aus Hollywood, ich glaube, da kennen Sie den Unterschied zwischen ruhig sein und ruhig wirken.«

»Gut gekontert. Warum haben Sie auf die Brünette gesetzt?«

»Sie war diejenige, die schwieriger zu haben war. Eine Herausforderung. Roger geht nie den einfachen Weg. Sein Büro liegt auf dem siebzigsten Stock hier im Gebäude. Er geht jeden Morgen jede einzelne Stufe zu Fuß hinauf.«

»Eine schöne Aussicht!«, bemerkte Pellam, als er in Richtung des Fensters ging, das vom Boden bis zur Decke reichte. Er schaute hinaus auf das dunstige Manhattan, Jolie zeigte auf verschiedene Gebäude, die McKennahs Namen trugen, und auf weitere, ältere, die - wie sie erklärte - im Besitz seines Unternehmens waren oder von ihm verwaltet wurden.

Pellam nahm die Arme hoch und drückte mit den Fingern gegen das kalte Glas. Das schwache Licht im Zimmer ließ sein Spiegelbild wie einen hereinschwebenden Engel erscheinen, der Pellams Fingerspitzen berührte.

»In Ihrem Film geht es um Roger, nicht wahr?«

»Nein, es geht um die alte West Side.«

»Warum spionieren Sie ihm dann hinterher?«

Er antwortete nicht.

»Wir lassen uns scheiden, Roger und ich«, fuhr Jolie fort.

Pellam schaute weiter aus dem Fenster auf die Lichter der Stadt. War das eine Falle? Spionierte sie jetzt *ihn* aus? In Hollywood wurde man wegen seines Jobs paranoid; in Hell's Kitchen wegen der Art zu leben.

Er hatte jedoch so ein Gefühl, dass er ihr trauen sollte. Er erinnerte sich an ihren Blick, als die Brünette ihr Kleid hochgezogen hatte und die Treppen hinaufgegangen war. Pellam hatte schon mit vielen Schauspielerinnen gearbeitet, einige waren wirklich brillant gewesen, die meisten jedoch hatten sich nicht so gut im Griff, um so viel Schmerz zu überspielen.

»Es wird über Sie geredet«, sagte Jolie McKennah.

In der Ferne war das Feuer in der West Side fast verschwunden. Zu sehen waren immer noch unzählige Blaulich-

ter der Krankenwagen, die wie Laser einer kitschigen Disco aufblitzten.

»Hat er was gesagt?« Pellam wusste nicht genau, ob ein Nicken zur Decke, wo McKennah mit der distanzierten Brünetten im Bett lag, angebracht war.

»Nein, aber er weiß über Sie Bescheid. Er hat Sie beobachtet.«

»Warum sind wir hier? Erzählen Sie es mir.«

Sie nippte an ihrem Glas und lächelte traurig. »Wir hatten nie Geheimnisse voreinander, Roger und ich. Nie. Das ging so weit, dass ich sogar die Körbchengröße seiner Freundinnen kannte. Aber dann passierte etwas.«

»Abnutzung?«

»Das ist gut gesagt, Pellam. Ja, genau. Alles nutzt sich mit der Zeit ab. Wir sind seit langem nicht mehr verliebt. Seit Jahren. Wir waren uns jedoch nah, und wir waren Freunde. Aber dann ging auch das vorbei. Die Freundschaft. Er fing an, mich zu belügen. Das war gegen die Regeln. Wir haben uns entschlossen, uns scheiden zu lassen.«

Er hat sich entschlossen, sich scheiden zu lassen, meinte sie.

»Und Sie fühlen sich betrogen.«

Sie wollte erst widersprechen. »Ja, ich habe mich betrogen gefühlt«, gestand sie schließlich.

Er schaute aus dem Fenster zu seinem Spiegelbild.

»Bei der Brandstiftung in der Sechsunddreißigsten Straße waren ein paar Männer, die für sein Unternehmen arbeiten, ganz in der Nähe des Gebäudes, kurz bevor das Feuer ausbrach.«

Das ließ sie aufmerken.

»Ah, dann sind Sie also ein Kreuzritter?«

»Wohl kaum. Ich will lediglich wissen, wer dahinter steckt.«

»Ich glaube nicht, dass Roger so etwas jemals tun würde.«

»Sie >glauben<?«

Er sah ihr an, dass sie nicht sicher war. Sie hielt ihr Champagnerglas unter die Nase und roch daran. »Finden Sie mich attraktiv?«

»Ja.« Das war die Wahrheit und hatte nichts mit den acht Monaten Entzug zu tun.

»Möchten Sie mit mir schlafen?«

»Zu einem anderen Zeitpunkt, an einem anderen Ort würde ich das tun..«

Das beruhigte sie. Wie zerbrechlich unsere Eitelkeit doch ist. und wie leichtsinnig offenbaren wir sie, sodass sie von jedermann zerquetscht werden kann.

»Erzählen Sie mir, woran Sie wirklich interessiert sind. Vielleicht kann ich Ihnen helfen..«

Und vielleicht zieht sie mir den Boden unter den Füßen weg.

»Oh, Sie zögern. Sie glauben, ich würde ihm Bericht erstatten, Sie ausspionieren?«, fuhr sie fort.

»Kann sein.«

»Ich dachte, Sie wären eine Spielnatur.«

»Der Einsatz ist hoch.«

»Wie hoch? Eine Milliarde? Zwei?«

»Zehn Jahre des Lebens einer alten Frau.«

Sie zögerte. »Ich habe keinen Einfluss mehr auf ihn. Nicht wie früher.« Sie zeigte mit dem Kopf in Richtung der Party, die Geste galt jedoch eher als Scharfschuss auf die Brünetten, Rothaarigen und Blondinen im Raum. »Und werde ihn nie wieder haben. Er hat auf diesem Terrain spielend gewonnen - dem Schlafzimmer, unserem Zuhause. Ich muss ihn also da verletzen, wo ich noch kann - auf der geschäftlichen Ebene.«

»Die Frau, die ich erwähnt habe, war Mieterin in dem Gebäude, das niedergebrannt wurde. Sie wurde wegen Brandstiftung festgenommen, hat es aber nicht getan«, sagte er.

»Sie heißt Washington. Ich habe darüber gelesen. Ein Versicherungsbetrug oder so was«, erwiderte Jolie.

Pellam nickte. »Hat Ihr Mann den Brand legen lassen?«

Jolie dachte lange nach, während sie wieder auf die feinen Champagnerperlen starzte. »Nicht der Roger, den ich kannte. Er hätte das nie getan. Der neue Roger... ich weiß nur, dass er mir fremd geworden ist. Er spricht nicht mehr mit mir. Ich kann Ihnen verraten, dass er ein paarmal pro Woche weggeht - nachts. Das hat er früher nie getan. Ich meine, ohne mir vorher Bescheid zu sagen. Und er hat mich deswegen auch nie angelogen. Er bekommt einen Anruf, dann verschwindet er.«

»Wissen Sie, wer ihn anruft?«

»Ich habe die Sternchen-6-9-Kombination gedrückt, um die Nummer des letzten Anrufers anzuwählen. Es hat sich eine Anwaltskanzlei gemeldet. Aber von dieser hatte ich noch nie etwas gehört.«

»Wie hieß die Kanzlei?«

»Pillsbury, Millbank & Hogue«, antwortete sie. Pellam bemerkte ein Stocken in ihrer ansonsten kontrollierten Stimme. Ein Zittern. Sie fuhr fort. »Der Chauffeur setzt ihn an der Ecke Neunte Avenue und Fünfzehnte Straße ab. Er trifft sich mit jemandem, einem Mann. Diese Treffen sind geheim.«

»Und der Chauffeur, würde er mehr verraten?«, fragte Pellam vorsichtig nach.

»Das würde er. Aber Rogerachtet darauf, dass er wegfährt, sobald er ihn abgesetzt hat«, sagte sie.

Pellam notierte sich den Namen und die Anschrift der Kanzlei.

»Wissen Sie, er hat auch gute Eigenschaften. Er spendet viel«, fügte sie hinzu.

Das tun Serienmörder wahrscheinlich auch. Zumindest diejenigen, die etwas für ihre Abschreibungen benötigen.

Jolie nahm sein Glas vom Tisch und nippte daran. Ihres war leer. »Was Sie mir da gerade erzählt haben, kann Ihrem Mann teuer zu stehen kommen. Und Ihnen auch«, sagte Pellam.

»Mir?«

»Wegen der Scheidung. Wird er Ihnen keine Abfindung, keinen Unterhalt zahlen?«

Ein Lachen. »Sie Armer, Sie zahlen wirklich Steuern. Lassen Sie es mich so ausdrücken: Ich habe ausgesorgt. Was Roger auch passieren mag, es trifft mich finanziell nicht.«

Pellam warf einen Blick auf ihre straffe, gebräunte Haut. Acht Monate. Eine verdammt lange Zeit.

»Auf einen anderen Ort und eine andere Zeit«, prostete sie ihm zu.

Einen Augenblick verharrte er am Fenster und schaute auf die erhelltten Gebäude in Manhattan. Dann ging er zur Tür, während sich draußen Pellams reflektierter Engel ebenfalls umdrehte, seine geisterhaften Arme senkte und in die Nacht über der Stadt verschwand.

Feuer zeigt nach oben, nicht nach unten.

Feuer steigt, es fällt nicht.

Sonny warf einen Blick auf die Karte.

Der Krankenhausbrand war ein gutes Feuer gewesen, wenn auch kein tolles. Zu viele aufmerksame Bürger hatten aufgepasst. Zu viele Polizisten, zu viele Fire Marshals, die beobachten und herumstöbern. Alle bereit, die Neun-ein-eins zu wählen. Alle bereit, mit dem Feuerlöscher Kohlendioxid zu versprühen.

Alle nahmen diese Sache so verdammt ernst.

Er war auch abgelenkt - musste immer an diesen Antichristen Pellam, diesen Cowboy denken. Sonny glaubte, ihn überall zu sehen. In Schatten, in Gassen. Er verfolgt mich...

Er ist der Grund für mein Schwitzen. *Er* ist der Grund für mein Händezittern.

Schweiß rann an Sonnys Stirn hinab und durch sein Haar. Normalerweise war es so hell wie ausgebleichte Zitronen, heute jedoch wirkte es durch die Feuchtigkeit viel dunkler.

Sein Atem ging schnell, ab und zu zuckte seine Zunge wie ein rosa Aal hervor, um die ausgedörrten Lippen zu befeuchten.

Als nächster Punkt auf seiner Liste stand ein Kino. Er hunderte mit sich, ob er ein schwules Pornokino oder ein normales Filmtheater abfackeln sollte. Er entschied sich für das normale.

Aber zuerst brauchte er weitere Hilfsmittel. Brandstifter haben es gut, denn anders als Bombenleger und Killer können sie ihr Handwerkszeug ganz legal erwerben. Trotzdem muss man vorsichtig sein. Sonny kaufte seine Zutaten nie kurz hintereinander an den gleichen Orten, tauchte an keiner Tankstelle öfter als einmal im Monat auf. Aber in Manhattan gab es überraschend wenig Tankstellen, die meisten waren in Jersey oder auf Long Island; und da er kein Auto besaß, konnte er nur zu solchen gehen, die er von seiner Wohnung aus zu Fuß erreichen konnte.

Er war gerade auf dem Weg nach East Village zu einer Tankstelle, an der er seit über einem Jahr nicht mehr gewesen war. Es war ein weiter Weg, und der Rückweg mit zwanzig Litern Benzin würde mühsam werden. Doch er hatte Angst, er könnte das Schicksal herausfordern, wenn er bei einer der näher gelegenen Tankstellen sein Benzin kaufen würde.

Er dachte darüber nach, wie viele Gläser von seinem Gemisch er wohl für ein Kino brauchen würde.

Wahrscheinlich nur eins.

Manchmal hockte Sonny Stunden vor einem Gebäude und dachte darüber nach, wie er es am besten abfackeln könnte. Er war ziemlich dünn, schauderhaft dünn, und wenn er draußen an der Grand Central Station herumhockte und in seine Wie-viel-Gläser-nehm-ich-Überlegung vertieft war, warfen ihm die Leute Münzen hin, weil sie dachten, er wäre obdachlos und hätte Aids. Oder sie dachten bloß: *O Gott, ist der Mann dünn*. Doch er hatte jedes Mal tausend Dollar bei sich, war kerngesund und setzte sich nur auf den Bordstein, um

sich genussvoll seiner Fantasie hinzugeben, wie er den barocken Bahnhof mit möglichst wenig Zündsätzen dem Erdbo- den gleichmachen könnte.

Sieben würde er für Grand Central benötigen, hatte er überlegt. Sechzehn für das Rockefeller-Zentrum. Vier für das Empire State Building.

Lässig ging Sonny an der Tankstelle vorbei und hielt vorsichtig Ausschau nach Polizei und Fire Marshals. In den letzten Tagen hatte er mehr Streifenwagen als üblich gesehen, die die Straßen um Tankstellen beobachteten, letzt sah er jedoch keine und ging zur Tankstelle zurück an die am weitesten von der Kasse entfernte Zapfsäule. Er schraubte den Verschluss vom Kanister ab und begann zu tanken.

Der süße Duft weckte viele angenehme Erinnerungen in ihm.

Sonny hatte bereits im ersten Augenblick seines Besuches in der Stadt vor acht Jahren gewusst, dass er hier leben und sterben würde. New York! Wie hätte er woanders leben können? Die Asphaltstraßen waren heiß, Dampf stieg aus Tausenden von Schächten wie Rauch auf, täglich brannten Häuser, und niemanden schien das sonderlich zu berühren. New York war die einzige Stadt, in der man Mülltonnen, Autos und verlassene Häuser anzünden konnte, an denen die Passanten nach einem kurzen Blick auf die Flammen weitergingen, als ob sie einfach zum normalen Bild der Stadt gehörten.

Nach seiner Entlassung aus dem Jugendgefängnis war Sonny in die Stadt gekommen. Eine Zeitlang hatte er in Büros gearbeitet - als Bote, Postzusteller, in Kopierläden. Doch für jede Stunde im Büro oder bei seinem Bewährungshelfer verbrachte er zwei Stunden damit, sein Handwerk weiter zu verfeinern, indem er für Grundbesitzer, Immobilienhaie und sogar ab und zu für die Mafia arbeitete. Benzin, Erdgas, Nitrate, Diesel, Azeton. Dann sein kostbarer Saft, von ihm höchstpersönlich kreiert, eigentlich ein Patentrezept. Er liebte ihn so sehr wie Bach seine Tasteninstrumente.

Sein Saft. Feuer, das die menschliche Haut liebkost und nicht mehr herunterzubekommen ist.

In den ersten Jahren, nachdem er in die Stadt gezogen war, auf die West Side, war er noch nicht so ein Einzelgänger gewesen wie heute. Er hatte Leute bei der Arbeit getroffen, sich manchmal sogar mit Frauen verabredet. Aber bald schon langweilten ihn Menschen. Die Treffen fanden für seinen Geschmack immer viel zu früh am Abend statt, und nach ein paar Stunden war das Einzige, was sie noch gemeinsam hatten, der beharrliche Wunsch gewesen, den anderen loszuwerden. Im Restaurant starre er oft nur auf die Kerzen anstatt seiner Verabredung in die Augen.

Schließlich stellte sich heraus, dass Sonny selbst sein bester Freund war. Er lebte allein in einer kleinen, ordentlichen Wohnung. Er bügelte seine Kleidung perfekt, sein Konto war stets ausgeglichen, er besuchte künstlerisch anspruchsvolle Filme und Vorträge über Kunst des neunzehnten Jahrhunderts in New York. Im Fernsehen schaute er sich Einrichtungs- und Bildungssendungen und Sitcoms an.

Er lebte dafür, zusehen zu können, wie Dinge zu hervorragender, schweigsamer Asche verbrannten.

Während sich der Kanister mit der empfindlichen, rosafarbenen Flüssigkeit füllte, musste er wieder an Pellam denken. An den hünenhaften, schwarz gekleideten Todesengel. An den Antichristen. Die Motte, die im Licht verglüht, von dem sie angezogen wird.

Ach, Pellam... ist es nicht erstaunlich, wie sich unser bei der Leben miteinander verquickt hat. Wie die Fasern eines Dochts. Ist es nicht komisch, wie das Schicksal dabei hilft? Du suchst mich, und ich suche dich. Wirst du mein ewiges Schicksal sein? Wir werden zusammen in einem Bett aus Feuer liegen, uns in reines Licht verwandeln, unsterblich sein...

Zwölf Liter. Als er seinen Kopf zur Zapfsäule drehte, sah

er dahinter zufällig den Tankwart, der rasch im Kassenhäuschen verschwand.

Vierzehn Liter...

Sonny ließ den Zapfhahn im Kanister und ging zum Kassenhäuschen hinüber, sah, wie der Tankwart telefonierte. Er ging wieder zur Zapfsäule. *Hm.* Jetzt haben wir aber ein Problem. Ein Problem.

Was machen wir jetzt?

Als drei Streifenwagen lautlos auf die Tankstelle fuhren, blickte Sonny regungslos und unsicher, den Zapfhahn noch in der Hand, in Richtung des Kassenhäuschens.

Ein Problem...

»Entschuldigen Sie, könnten Sie vielleicht den Zapfhahn einhängen und herüberkommen?«, rief ihm ein Polizist zu.

Er und seine Kollegen stiegen aus ihren Autos.

Fünf der sechs Polizisten hatten ihre Hand an den Pistolengriffen.

»Was gibt es denn, Officer?«

»Hängen Sie das Ding einfach ein, den Zapfhahn. In Ordnung? Los.«

»Natürlich, Officer. Selbstverständlich.«

Er hängte den Hahn für Superbenzin an die Zapfsäule.

»Können Sie sich irgendwie ausweisen?«

»Ich habe nichts verbrochen. Ich habe noch nicht einmal ein Auto. Also wofür wollen Sie mir einen Strafzettel geben?« Er suchte in seiner Tasche.

»Kommen Sie einfach hier herüber und zeigen Sie uns Ihren Ausweis.«

»In Ordnung. Habe ich was falsch gemacht?« Sonny bewegte sich nicht.

»Kommen Sie jetzt. Hier herüber.«

»Ja, klar. Das mache ich doch gerne.«

»O Gott, nein!«, schrie hinter ihm eine Stimme mit starkem Akzent. Sonny war überrascht, dass der Tankwart so lange ge-

braucht hatte, um es zu bemerken. »Das Benzin! Die andere Säule ist noch offen.«

Sonny lachte. Als er in der Zapfsäule das Spiegelbild der Streifenwagen gesehen hatte, hatte er den Schlauch fallen lassen und sich den für Superbenzin geschnappt, den er anschließend auf Befehl und pflichtbewusst wieder eingehängt hatte. Mindestens fünfundsiebzig Liter Benzin waren um die Säule herum ausgelaufen und flössen unsichtbar auf dem schwarzen Asphalt in Richtung der Beamten und ihrer Wagen.

Im Bruchteil einer Sekunde, noch bevor einer der Polizisten seine Waffe ziehen konnte, hatte Sonny sein Feuerzeug in der Hand. Er zündete es an und ging in die Hocke.

»Okay, Mister. Legen Sie das weg«, sagte einer der Polizisten, während er die Hände hob. »Es wird Ihnen keiner etwas tun.«

Für einen Augenblick rührte sich niemand. Doch dann wussten alle, was passieren würde. Vielleicht war es Sonnys Blick, sein Lachen... vielleicht verriet ihn etwas anderes. Die sechs Polizisten drehten sich um und flüchteten vor der tödlichen Pfütze.

Sonny stand auf einem trockenen Stück Asphalt. Doch als er die Flamme auf den Strom aus Benzin hielt, rannte er zurück wie eine Kakerlake. Es gab einen riesigen Feuerball. Er schnappte sich den Kanister und floh.

Mit einem lauten *Wusch* fegten die Flammen unter die Streifenwagen und setzten sie in Brand. Der feurige Fluss breitete sich weiter über die Houston Street aus, ließ schwarze Wolken brausend in den Himmel aufsteigen. Schreie, Hupen, Zusammenstöße, als Autos anhielten und versuchten, rückwärts den Flammen zu entkommen.

Sonny war einen halben Block entfernt, als er sich nicht mehr zurückhalten konnte. Er musste stehen bleiben und sich umdrehen, um sich das Chaos anzusehen. Zuerst war er ein

wenig enttäuscht, dass der Haupttank nicht in die Luft geflogen war, dann nahm er es philosophisch und genoss das Feuer, so wie es war.

Er dachte, Feuer ist nicht nur Energie, sondern ein Lebewesen, das atmet, wächst und sich vermehrt. Es wird geboren und stirbt. Es ist jedem überlegen.

Feuer ist der Bote für Veränderung.

Die Sonne besteht aus Feuer, dabei ist sie nicht einmal besonders heiß.

Feuer verschlingt den Schmutz der Menschen. Nur Feuer übt blinde Gerechtigkeit.

Feuer verweist auf Gott.

... Sechzehn

»He, Mister, Sie lassen aber einen berühmten Anwalt für sich arbeiten. Er hat die Hafenbehörde verklagt und gewonnen. Haben Sie schon mal gehört, dass jemand die Stadt verklagt und gewonnen hat?«

Der Mann, der an Louis Baileys Schreibtisch saß, erhob sich im gleichen Moment, in dem Pellam eintrat. Es war der Wettkönig in der grünen Jacke vom Tag zuvor. Der Mann mit der »bombensicheren Sache«.

»Cleg, bitte.« Bailey spielte den Zurückhaltenden.

»Und erzähl ihm von damals, als du Rockefeller verklagt hast.«

»Cleg.«

Der schlanke Kerl schien Pellam verziehen zu haben, dass er seinen Tipp zum Pferderennen nicht angenommen hatte. »Rockefeller hat diesem Typen die Erfindung geklaut, und Louis hat ihn vor Gericht gezerrt«, erklärte er. »Er hat den Schwanz eingezogen. Louis hat ihm eine Heidenangst einge-

jagt. **He**, Sie sehen aus wie ein Cowboy. Hat Ihnen das schon mal jemand gesagt? Sind Sie schon mal auf einem Bronco geritten? Was genau ist eigentlich ein Bronco? Ich kenne nur den von O. J. Seinen weißen Ford Bronco, meine ich.«

»Das ist ein ungezähmtes Pferd«, antwortete Pellam.

»Oh, wer hätte das gedacht,« sagte Cleg erstaunt - ein Wettkönig, der gerade eine neue Pferderasse entdeckt hatte. Er schnappte sich die nächsten Umschläge, mit denen die Mühlen am Laufen gehalten werden sollten, und verschwand.

»Das ist mir ein Typ«, war alles, was Pellam sagen konnte.

»Sie kennen nicht einmal die Hälfte von ihm«, meinte Bailey zweideutig. Er breitete die Morgenzeitung aus und schlug mit der Hand darauf. »Schauen Sie sich das an.« Die erste Seite berichtete von einem Brand an einer Tankstelle im Vilage. »Das ist unser Junge.«

»Der Pyromane?«, fragte Pellam.

»Sie sind sich ziemlich sicher. Sie hatten ihn fast, aber er ist entwischt. Zwei Polizisten und drei Fußgänger wurden schwer verletzt. Fast eine Million Dollar Schaden.«

Pellam betrachtete sich das Bild der Verwüstung.

Bailey trank einen Schluck von seinem Wein, bevor er weitersprach. »Die Sache wird zum Albtraum. Die Öffentlichkeit ist in Aufruhr. Polizei und Staatsanwaltschaft stehen unter dem immensen Druck, diesen Kerl schnappen zu müssen. Sie glauben, dass er durchgeknallt ist. Als ob ihn Ettie eingeschaltet hätte und er sich nicht mehr abschalten lässt. Es wird ein ganz New York umfassender Feldzug, um ihn aufzuhalten.«

Pellam beugte sich ermüdet über die Zeitung. In einem Informationskasten war unter anderem ein Plan von Hell's Kitchen abgedruckt. Kleine Flammensymbole kennzeichneten die Stellen, an denen ein Brand gelegt worden war. Sie schienen ein Muster zu ergeben - ein Halbkreis nördlich um Etties ehemaliges Wohnhaus.

Bailey reichte Pellam einen Zettel. »Das ist die Agentur, bei Irr Ettie die Versicherung abgeschlossen hat. Die Frau, die ihr den Vertrag angedreht hat, heißt Florence Epstein.«

»Und was hat sie gesagt?«

Bailey warf Pellam einen bedeutungsvollen Blick zu, den Pellam aber nicht verstand. »Äh, ja bitte?«, hakte Pellam nach.

»Ich kann nicht mit ihr reden. Ich bin Etties Prozessbevollmächtigter.«

»Oh, ich versteh. Aber ich kann es.«

Bailey seufzte, »Ja gut, stimmt, aber...«

»Aber was?«

»Wissen Sie, manchmal... also, mit diesen schwarzen Klamotten wirken Sie ein bisschen einschüchternd. Und Sie lächeln nicht gerade viel.«

»Ich werde der Charme in Person sein«, meinte Pellam. Solange sie nicht lügt.«

»Wenn es irgendeinen Hinweis auf Einschüchterung gibt...«

»Sehe ich so aus wie jemand, der andere einschüchtert?«

Bailey wurde es plötzlich ungemütlich, sodass er rasch das Thema wechselte. »Hier. Ich war in der Bibliothek.« Er legte einige Zeitungsausschnitte vor Pellam auf den Schreibtisch.

»Sie sind selbst hingegangen? Sie haben keine Bibliothekarin bestochen, damit sie sie Ihnen bringt?«

»Ha.« Bailey kämpfte mit einer neuen Weinflasche, um die Plastikkappe abzubekommen. »Etwas Hintergrundmaterial zu Roger McKennah.«

Pellam blätterte durch die Ausschnitte.

Die *Business Week* schrieb:

Die beste Zeit des letzten Jahrzehnts für McKennah waren die Jahre Ende der Achtziger - als der Markt in Schutt und Asche lag, die Wirtschaft in den Keller gerutscht war und

sich die Karrieren in der Wall Street »chappaquidicked« hatten - ein bekannter McKennahismus dafür, wenn sich etwas in Luft aufgelöst hat. Für McKennah jedoch war es die persönliche Bestzeit.

New York Magazine:

... Roger McKennah, der selbst erklärte Megalomane, marschierte in die Dritte-Welt-Viertel der Stadt, in die er erschwingliche (und profitable) Wohnprojekte streute. Ihm wird auch zugute gehalten, dass er Immobilienanlagegesellschaften wiederbelebt, einen guten Teil von Midtown den ausländischen Händen entreißt und ortsansässigen Baufirmen zurückgibt. Bekannt für seinen Verstand ebenso wie für seinen Lebensstil und Geschäftssinn, war es McKennah, der dem Begriff »geiern« eine andere Bedeutung gab - Geschäfte ausfindig machen, die den Bach runtergehen, und sie den Klauen von Zwangsverwaltern und Treuhändern entreißen.

Aus der bizar्र bildhaften *People*:

Jeder - ob ein Tramp, ein Zeckendorf oder ein Helmsley - könnte auf dem Wellenkamm des Reichtums reiten. Doch nur ein Genie wie Roger McKennah wagte sich genau dorthin, wenn es die einzige Möglichkeit zum Surfen im Tunnel einer Welle gab.

Pellam legte die Artikel beiseite.

»Das macht ihn zu einem gierigen und gerissenen Burischen, aber wohl kaum zu einem Brandstifter«, war Baileys Kommentar.

»Dann erzähle ich Ihnen besser von meiner Verabredung am gestrigen Abend.«

»Die Party bei ihm zu Hause?«

»Der Kaviar war ein bisschen zu warm. Aber ich habe mit seiner Frau Champagner getrunken.«

Bailey war entzückt. Verbrüderung mit dem Feind war möglicherweise eine wichtige Technik, um die Mühlräder ins Stocken zu bringen.

»Sie will ihn versenken wie die Titanic.«

Pellam erzählte dem Anwalt von McKennahs heimlichen Treffen und den Telefonaten mit der Anwaltskanzlei.

»Pillsbury, Millbank?«, fragte Bailey nach.

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie diese Namen genannt hat.«

Bailey zog den dicken Band des Anwaltsverzeichnisses vom Regal. Die Kanzlei war eingetragen. Er las aufmerksam und nickte. »Ich glaube, ich kann mich da an jemanden ranmachen.«

Er *kann*.

Pellam griff nach seiner Brieftasche.

»Diesmal nicht. Ich habe eine andere Idee. Ach ja, und ich habe noch weitere gute Nachrichten. Hatte ich ganz vergessen, Ihnen zu erzählen. Ein Freund von mir hat einen Freund, der mit dem leitenden Fire Marshal Karten spielt. Heute Abend treffen sie sich zum Poker, und mein Kumpel wird seinen Kumpel überreden, haushoch zu verlieren und eine Flasche Macallan springen zu lassen. Wir werden einige Interna über den Fall erfahren.«

»Wie alt?«

»Wie alt was?«

»Der Macallan.«

»Ich weiß nicht. Vielleicht zwölf Jahre. Vielleicht älter.«

»Ich bin am Nachdenken, Louis«, sagte Pellam. »Vielleicht werde ich einen Dokumentarfilm über Sie drehen. Mit dem Titel *Die Mühlen am Laufen halten*. Sagen Sie, haben Sie wirklich Rockefeller verklagt?«

»O ja, das habe ich tatsächlich.« Bailey blickte bescheiden auf seinen Schreibtisch und zuckte die Schultern. »Aber es war nicht einer von *den* Rockefeller.«

Die Schritte hinter ihm kamen immer näher.

Pellam wirbelte herum, seine Hand schnellte hinter seinen Rücken, wo der Colt heiß und schwer gegen seine Wirbelsäule drückte.

Er blickte nach unten.

»Hey, Kumpel, wo warst du?« Ismail grinste, die Hände in die dürren Hüften gestemmt. Er war nass geschwitzt, steckte aber immer noch in seiner heiß geliebten African-National-Congress-Windjacke.

»Hier in der Gegend. Und du?«

»Hey, du hast eine Waffe. Im Gürtel.«

»Nein, habe ich nicht.«

»Hey, hast du doch! Du hast nach dem Teil gegriffen. Lass mich mal sehen, Pellam. Was hast du für eine? Eine Glock oder eine Browning? Eine .357 Magnum? Mann, ich will eine Desert Eagle. Damit blas ich dir in den Arsch. Das Teil is'n Kaliber fünfzig.«

»Ich habe nach meiner Brieftasche gegriffen. Ich dachte, du wärst ein Taschendieb.«

»Hey, Kumpel, ich würde dich nicht beklauen.« Ismails letzter Gesichtsausdruck schien echt zu sein.

»Wo hast du gesteckt?«, fragte Pellam.

»Überall und nirgends. Rumgehängt. Du weißt schon.«

Pellam lachte. »Wenigstens hängen deine Jeans nicht auf Halbmast. Und ich gebe dir zehn Mäuse, wenn du mir ein paar echte Bandenzeichen zeigst.«

Doch der Junge kannte sie alle und gestikulierte wild in der Gegend herum. Pellam hatte keine Ahnung, was die Zeichen bedeuteten, aber sie wirkten echt. In einer Gang in L. A. würde Ismail als perfekter *K.G.* durchgehen, als kleiner Gangs-

TER. Er steckte ihm die zehn Dollar in der Hoffnung zu, dass er sich davon was zu essen kaufen würde.

»Danke, Kumpel.«

»Wie geht's deiner Mutter?«

»Weiß nicht. Sie ist weg. Meine Schwester auch.«

»Weg? Was meinst du damit?«

Er zuckte die Schultern. »Weg. Nicht mehr in der Unterkunft.«

»Wo bist du jetzt untergebracht?«

»Hab keinen festen Platz. He, was schaust du so, Pellam. Wieso schielst du mich so an?«

»Also, ich hätte gerne, dass du jemanden kennen lernst.«

»Ja? Wen?«

»Eine Frau.«

»Ist sie 'ne geile Schnitte?«

»Ich glaube, ja. Ich weiß nicht, was du von ihr halten wirst.«

»Hey, Pellam, warum willst du mich deiner Nutte vorstellen?«

»Pass auf, was du sagst.«

»Nix da.«

»Ismail.«

»Nix da, verdammt«, brummte er.

Pellam packte Ismails Arm und zog ihn in das Youth Outreach Center.

»Ismail, hör auf zu fluchen.«

»Hey, Kumpel, ich weiß, was die Nutte will. Mann, die will mich total umkrempeln...«

»Wie heißt er?«, fragte Carol Wyandotte, die sich von dem kleinen wütenden Energiebündel nicht aus der Ruhe bringen ließ.

»Ismail.«

»Hallo, Ismail. Ich bin Carol. Ich leite das Heim hier.«

»Yeah, du bist 'ne blöde Nutte, und ich bleib sowieso nicht hier.«

»Das reicht, junger Mann«, schnauzte Pellam.

»Halt diese weiße Nutte von mir weg«, gab der Junge bissig zurück.

Pellam überlegte, ob er es auf die sanfte Tour probieren sollte. »Ismail, sieh mal«, begann er mit ruhiger Stimme, »manche Leute denken, das Wort sollte man lieber nicht benutzen.«

»Okay, okay.« Der Junge wirkte reumüdig. »Ich werde nicht mehr >weiß< sagen.«

»Sehr lustig.«

»Oh, er meint mit >Nette< nicht das, was es normalerweise bedeutet«, erklärte Carol nüchtern. »Es ist nur verbaler Fensterschmuck.«

»Erzähl mir nicht, was ich meine, Nutte.«

»Willst du mein Freund sein oder nicht?«, schnauzte Pellam ihn an. »Dann pass gefälligst auf, was du sagst.«

Der Junge verschränkte die Arme und ließ sich mürrisch auf die Fensterbank fallen.

»Seine Mutter und Schwester sind verschwunden«, erzählte Pellam.

»Verschwunden?«

»Aus der Unterkunft«, erklärte er weiter.

»Ismail, was ist passiert?«

»Weiß nicht. Ich komme zurück, und sie sind weg. Weiß nicht, wohin.«

Der Junge hatte in der Ecke einen Stapel Comic-Bücher entdeckt und begann eine alte Ausgabe von *X-Men* durchzublättern.

»Können Sie was für ihn tun?«, fragte Pellam.

Carol zuckte die Schultern. »Wir würden den Notdienst für Kinder anrufen. Sie würden ihn innerhalb von vierundzwanzig Stunden in einem Heim unterbringen. In fünfundzwanzig Stunden wäre er schon abgehauen. Ich glaube, wir sollten ihn ein paar Tage lang hier behalten und abwarten, ob seine Mutter wieder auftaucht... Ismail?«

Der Junge blickte auf.

»Hast du eine Großmutter?«

»Hey, was redest du für 'nen Scheißdreck. Jeder hat eine Großmutter.«

»Ich meine, eine, die du kennst.«

Er zuckte die Schultern.

»Wo wohnt denn deine?«

»Weiß nicht.«

»Eine von beiden? Wie sieht's mit Tanten aus? Oder jemandem anderen?«

»Weiß nicht.«

Es traf Pellam schwer, dass der Junge seine Verwandten nicht kannte.

»Gefallen dir diese Bücher?«, fragte Carol sanft. »Wir haben ganz viele davon.«

»Scheiße«, stieß Ismail verächtlich hervor. »Ich könnte tausend von diesen blöden Comics klauen, wenn ich wollte.«

Pellam ging vor dem Jungen in die Hocke. »Du und ich, wir sind doch Freunde, oder?«

»Ich denke. Ich weiß nicht.«

»Wirst du eine Weile hier bleiben? Und kein Chaos anstellen?«

»Wir werden dir helfen, deine Mutter zu suchen.«

»Ich will sie gar nicht suchen. Die ist doch voll drauf. Nimmt die ganze Zeit Crack. Sie hat den Typen den Kopf verdreht, sich Geld verdient. *Motherfuckers*, wenn du weißt, was ich meine.«

»Bleib doch einfach eine Weile hier«, bat Pellam. »Tu es für mich.«

Ismail legte das Buch zur Seite. »Okay, für dich mach ich das, Pellam.« Er schielte zu Carol hinüber. »Aber hör gut zu, Nutte...«

»Ismail!«, rief Pellam. »Noch einmal, dann siehst du mich nie wieder.«

Der Junge blinzelte überrascht angesichts dieses Wutausbruchs und nickte unsicher.

»Wir hätten gerne, dass du bleibst«, nahm Carol den Faden wieder auf. »Es gibt ein paar Kinder hier, mit denen könntest du dich gut verstehen. Geh da hinten rein. Frag nach Miss Sanchez. Sie besorgt dir ein Bett im Schlafsaal der Jungs.«

Er sah zu Pellam. »Darf ich dich besuchen?«

»Das hier ist kein Gefängnis«, sagte Carol. »Du kommst und gehst, wann du willst.«

Ohne auf Carol zu achten, sagte er zu Pellam: »Wir ziehen hier zusammen durch die Gegend, okay, Kumpel?«

»Ja, würde ich gerne.«

Mit seinen finsternen dunklen Augen taxierte Ismail das düstere Büro. »Gut«, brummte er. »Aber niemand wird mit mir rummotzen, ist das klar?«

»Niemand hier wird mit dir rummotzen«, erwiderte Carol.

Mit unheimlich erwachsenen Augen blickte er zu Pellam. »Bis später, Kumpel.«

»Bis später.«

Wie ein Wildwest-Cowboy schob er sich nach hinten durch die Tür.

Carol lachte. »Was treiben Sie eigentlich hier auf den schäbigen Straßen? Abgesehen davon, dass Sie den Sozialarbeiter mimmen.« Sie senkte den Blick zu ihrem Harvard-Sweatshirt und wischte mit ihren leicht dicken Fingern etwas Staub ab, eine Geste, die sie gleichzeitig stark und verletzlich wirken ließ.

»Ich lauf nur so in der Gegend herum. Suche nach Kameraeinstellungen. Nach Leuten, mit denen ich reden kann. Was von Alex gehört?«

»Nichts, tut mir Leid. Er ist nicht zurückgekommen, niemand hat ihn gesehen. Ich habe mich umgehört.«

Sie schwiegen eine ganze Minute lang. Ein hochschwangeres Mädchen ging durch die Eingangshalle; in ihren Armen hielt sie Barney, einen ausgestopften Dinosaurier.

Carol schob wieder ihre Brille die Nase hinauf und wechselte ein paar Worte mit dem Mädchen. Als sie fort war, fragte Pellam: »Hätten Sie noch einmal Lust auf eine Tasse politisch unkorrekten Kaffee?«

Kurzes Zögern. Pellam dachte, sie wäre angenehm überrascht. Aber es könnte auch etwas anderes sein.

»Klar, gerne.«

»Wenn Sie zu tun haben...«

»Nein. Ich will mich nur schnell umziehen. Geben Sie mir zwei Minuten? Ich habe den ganzen Tag Kisten geschleppt«, entschuldigte sie sich und wischte wieder Staub von ihrem Armel.

»Kein Problem.«

Sie verschwand nach hinten. Eine junge Latino-Frau kam herein, nickte Pellam zu und übernahm die Schicht am Schreibtisch.

Kurz darauf war Carol wieder zurück. Ihr Sweatshirt hatte sie durch eine weite grüne Bluse ersetzt, die Jeans durch eine schwarze Stretch-Hose. Und statt der Nikes trug sie kurze schwarze Stiefel. Die Frau am Schreibtisch blickte wegen des Aufzugs überrascht auf und murmelte etwas Unverständliches, als Carol sagte, sie würde später wiederkommen.

»Macht es Ihnen was aus, wenn wir kurz bei mir zu Hause vorbeigehen?«, fragte Carol, als sie draußen waren. »Ich wohne nur vier Blocks weiter. Ich habe heute Morgen vergessen, Homer zu füttern.«

»Katze, Boa constrictor oder Freund?«

»Siam-Katze. Ich habe sie Homer Simpson getauft. Nein, nicht nach dem, an den Sie denken.«

»Ich dachte an *Der Tag der Heuschrecke*«, entgegnete Pellam.

»Oh.« Carol war überrascht. »Sie kennen ihn?«

Pellam nickte.

»Ich hatte meine Katze schon vorher. Dann erst haben sie

mit der Comic-Serie im Fernsehen angefangen. Am liebsten hätte ich meinen Kater umgetauft.«

Pellam spürte dieses kleine Zwicken in seinen Eingeweiden, das er manchmal hatte, wenn jemand von denselben verborgenen Dingen in der Kunst beseelt war wie er. Er hatte den Film *Der Tag der Heuschrecke* zwölftmal gesehen und könnte ihn sich genauso oft noch einmal anschauen. Dann war Carol also eine Seelenverwandte. »Mit Donald Sutherland als Homer. Ein großartiger Film. Waldo Salt hat das Drehbuch geschrieben.«

»Oh«, meinte Carol. »Es war ein Film? Ich habe nur das Buch gelesen.«

Pellam hatte das Buch nie in die Hand genommen. Nun, dann waren sie eben entfernte Seelenverwandte. Das war auch in Ordnung.

Sie bogen Richtung Süden ab. Es war Rushhour, und der Verkehr verstopfte die Straßen, die gelben Taxis zwängten sich zwischen den verbeulten Lastern und Autos hindurch. Ununterbrochen wurde gehupt. Die Hitze erzeugte Spannungen, die sich wie Geysire in einer Dampfwolke entluden, und hin und wieder drehte sich ein Fahrer mit einer unanständigen Geste zu einem anderen um. Doch niemand schien die Energie zu haben, konkret Schaden anzurichten.

Trotz der stechenden Hitze war der Himmel klar, und scharfe Schatten erstreckten sich vor ihnen auf dem Asphalt. Zwei Blocks weiter fing der McKennah-Turm die letzten Sonnenstrahlen ein und glühte wie eingeköltetes Ebenholz. Die Funken der Schweißgeräte sahen aus, als würde das Sonnenlicht von den schwarzen Glasscheiben abgeraspelt werden.

»Haben Sie Corcoran getroffen?«, fragte Carol.

»Wir haben ein Pläuschchen gehalten, wie meine Mutter immer sagte.«

»Und Sie haben überlebt, sodass Sie darüber erzählen können.«

»Tief in seinem Innern ist er ein sensibler Mensch. Er wird nur missverstanden.«

Carol lachte.

»Ich glaube nicht, dass er es getan hat«, fuhr Pellam fort. Den Brand gelegt, meine ich.«

»Glauben Sie wirklich, dass die alte Frau unschuldig ist?«

»Ja, das tue ich.«

»Ich habe leider lernen müssen, dass Unschuld nicht immer zur Verteidigung reicht. Nicht in Hell's Kitchen.«

»Das lerne ich auch allmählich.«

Langsam gingen sie die geschäftige Neunte Avenue entlang, wichen den Horden von Arbeitern aus dem Hauptpostamt, Supermärkten, Modehäusern und Schmuddel-Restaurants aus. In L.A. waren zu Stoßzeiten die Straßen unpassierbar, hier waren es die Bürgersteige.

»Ismail scheint was auf dem Kasten zu haben«, sagte Carol nach einer Pause. »Er hat Feuer im Hintern. Eine Schande dass es zu spät für ihn ist.«

»Zu spät?« Pellam lachte. »Er ist erst zehn.«

»Viel, viel, *viel* zu spät.«

»Gibt es ein Programm oder so was, in das Sie ihn stecken können?«

Carol fasste seine Worte als Witz auf und brach in Lachen aus. »Ein Programm? Nein, Pellam. Es gibt kein Programm, nichts in der Art.« Vor einem Laden, in dem exotische Zigenerkleider verkauft wurden, blieben sie stehen. Carol in ihrer alle überflüssigen Rundungen verbergenden Garderobe blickte sehnüchtig auf die Kleider an den magersüchtigen Schaufensterpuppen. Schließlich gingen sie weiter. »Sein Vater ist tot oder abgehauen, stimmt's?«

»Tot.«

»Seine Mutter? Er hat sie *duckhead* genannt.
Das heißt, sie ist cracksüchtig. Keine weiteren
Verwandten. Sie haben Interesse gezeigt.
Deswegen hat er sich an Sie gehängt. Aber Sie

können ihm nicht geben, was er braucht. Niemand kann das. Jetzt nicht. Unmöglich. Er knüpft jetzt Kontakte zu Gangs. In drei Jahren übernimmt er kleine Botendienste, in fünf Jahren ist er ein Straßendealer. In zehn sitzt er in Attica.«

Pellam ärgerte sich über ihren Zynismus. »Ich glaube nicht, dass seine Aussichten so trübe sind.«

»Ich weiß, was Sie fühlen. Sie würden ihn gerne bei sich behalten, stimmt's?«

Pellam nickte.

»Ich war auch mal Optimistin. Aber man kann sie nicht alle mit nach Hause nehmen. Nicht einmal versuchen kann man das. Das macht einen nur wahnsinnig. Und man sollte diejenigen retten, die man noch retten kann - die Drei-, Vierjährigen. Den Rest muss man abschreiben. Es ist traurig, aber nicht zu ändern. Diese Kräfte haben wir nicht unter Kontrolle, und dieser Wettlauf bedeutet den Tod für unsere Stadt.«

»Ich weiß nicht«, widersprach Pellam. »Jetzt, während ich diesen Film drehe, sehe ich viel Wut. Aber nicht wütende Schwarze oder Weiße. Wütende *Menschen*. Menschen, die ihre Rechnungen nicht bezahlen können oder keine gute Arbeit finden. Deswegen werden sie wild.«

Carol schüttelte entschieden den Kopf. »Nein, da liegen Sie ganz falsch. Iren, Italiener, Polen, Westinder, Latinos... auch sie waren einmal verachtete Minderheiten. Aber es gab eine unüberwindliche Schwierigkeit - mag sein, dass ihre Vorfahren sich nur Tickets für das Zwischendeck leisten konnten, aber sie hatten ihre Reise in die Neue Welt vorher gebucht. Sie kamen nicht auf Sklavenschiffen nach Amerika.«

Pellam war nicht überzeugt, ließ es aber dabei bewenden. Dies war Carols Welt, nicht seine.

Ich werde sein Freund sein...

Er war überrascht, welche Gefühle er für den Jungen hegte.

»Überall höre ich nur Phrasendreschereien«, fuhr Carol wütend fort. »>Gettozentrismus<, >zerbrochene Familienein-

heizten<. Einen unheimlichen Quatsch kriegt man da zu hören. Wir brauchen keine wohlklingenden Modewörter. Wir brauchen jemanden, der, verdammt noch mal, in diese Viertel rein-

geht und sich um die Kinder kümmert. Und das heißtt, bereits im Kindergartenalter. Wenn sie schon so alt wie Ismail sind, ist ihr weiterer Weg vorprogrammiert, wie in Beton gemeißelt.«

Als sie sich zu Pellam umdrehte, wurde ihr eisiger Blick wieder sanfter. »Oh, tut mir Leid... Sie Ärmster. Noch ein Vortrag. Die Sache ist nur die, dass Sie ein Außenseiter sind. Sie haben sozusagen das Recht, einen gewissen Optimismus mitzubringen.«

»Aber ich wette, Sie haben auch noch ein bisschen davon. Genug, um hier zu bleiben, meine ich, und Ihre Arbeit zu tun.«

»Ich glaube echt nicht, dass ich sehr viel tue.«

»Oh, die Leute sagen aber ganz was anderes.«

»Was?« Carol lachte.

Pellam kramte in seiner Erinnerung. Ihm fiel der Name ein.
»Jose Garcia-Alvarez?«

Carol schüttelte den Kopf.

»Ich habe ihn für meinen Film aufgenommen. Erst letzte Woche. Er sitzt jeden Abend im Clinton Park und teilt sein Weißbrot mit den Tauben. Er hat Sie erwähnt.«

»Wahrscheinlich, dass ich eine primitive, blöde Nutte bin.«

»Dass er Ihnen ewig dankbar ist. Sie haben seinen Sohn gerettet.«

»Ich?«

Er erzählte die Geschichte. Carol hatte den sechzehnjährigen Jungen völlig fertig und bewusstlos in einem Wohnhaus gefunden, das kurz vor dem Abriss stand, um dem McKenna-Turm zu weichen. Hätte sie nicht die Polizei und einen Arzt gerufen, wäre er vielleicht unter dem Schutt begraben worden.

»Ach, er war das? Klar, ich erinnere mich. Das würde ich

nicht unbedingt eine Heldentat nennen.« Sie wirkte verlegen, auch wenn sie sich geschmeichelte fühlte. Plötzlich packte sie ihn am Arm und brachte ihn vor einem Schuhgeschäft zum Stehen. Es war ein teures Geschäft, in dem kein Umsatz gemacht wurde. *Joan and David Shoes, Kenneth Cole*. Ein einziges Paar Schuhe kostete wahrscheinlich so viel wie der Wochenlohn der meisten Passanten, die hier vorbeikamen. Der Besitzer betete darum, dass zahlungskräftigere Bewohner ins Viertel zogen, denn viel länger konnte er die Verluste nicht mehr tragen.

»In meinem nächsten Leben«, sagte Carol, wobei Pellam nicht wusste, was sie meinte - ob sie sich dann die grazilen, mit Strass besetzten schwarzen Schuhe mit Absatz leisten könnte oder in ein dazu passendes Kleid passen würde.

»Sind Sie verheiratet?«, fragte sie auf halbem Weg die Straße hinunter.

»Geschieden.«

»Kinder?«

»Nein.«

»Mit jemandem zusammen?«

»Schon eine Weile nicht mehr.«

Acht Monate, um genau zu sein.

Wenn man zu einer vergnügten Nacht in einem von Schnee eingeschlossenen Wohnwagen »mit jemandem zusammen« sagen kann.

»Und Sie?« Er wusste nicht, ob er fragen sollte. Wusste schon gar nicht, ob er es wollte.

»Auch geschieden.«

Vor einem Drogerieladen machten sie einen Bogen um einen Straßenhändler. »He, schöne Frau, wir machen Sie noch hübscher, als Sie eh schon sind.«

Carol lachte, errötete und ging rasch weiter.

Einen Block weiter nickte sie in Richtung eines hässlichen Wohnhauses, das dem ähnelte, in dem Pellam wohnte.

»Trautes Heim, Glück allein«, sagte sie.

Carol gab einem Schnorrer, den sie mit Ernie begrüßte, einen Vierteldollar. Im Feinkostladen wechselte sie ein paar Worte mit dem Mann am Tresen und ging nach hinten, wo sie eine Dose Kaffee und ein Sechserpack Bier hoch hielt. »Rechts oder links?«, formte sie mit den Lippen.

Er zeigte aufs Bier und merkte, dass auch sie sich dafür entschieden hätte.

So wenig seelenverwandt waren sie nun doch nicht...

Ihre Wohnung lag gleich nebenan. In dem verfallenen Treppenhaus überdeckten Beige und Braun die Generationen alter Farbschichten. Sie gingen nach oben. Der Geruch nach altem Holz, alten Tapeten, heißem Fett und Knoblauch. Eine Feuerfalle, dachte Pellam.

Auf dem Treppenabsatz blieb sie plötzlich stehen, er eine Stufe unter ihr. Pause. Sie zögerte. Drehte sich um. Ihre Gesichter auf gleicher Höhe. Sie küsste ihn heftig. Seine Hände glitten über ihre Schultern auf ihren Rücken. Er spürte, wie die Zündung bei ihm eingeschaltet wurde, und zog sie fest an sich.

»*Turiam pog*«, flüsterte sie, bevor sie weiterküsst.

Lachend hob er eine Augenbraue.

»Gälisch. Rate mal, was es heißt.«

»Lieber nicht.«

»»Küss mich.««

»Gut.« Und er tat es. »Also, was heißt es?«

»Nein, nein«, lachte sie. »Genau das heißt es.« Sie kicherte wie ein Mädchen und trat an die Tür gleich neben der Treppe. Wieder küssten sie sich, dann kramte sie nach dem Schlüssel.

Pellam betrachtete sie von hinten. Als sie sich ohne Brille und mit zusammengekniffenen Augen vorbeugte, um das Schlüsselloch zu suchen, hatte er ein ganz anderes Bild vor sich als von der kühlen, abgehetzten, Times-Square-Sozialarbeiterin Carol Wyandotte. Er sah die jämmerliche Perlen-

kette, die Sweatshirts, einen ausgeleierten Baumwoll-BH, das Fett an ihrem Hals, das sie wohl mit keinem Diätpulver wegbekommen würde. Er sah eine Frau, die ihre Nächte in einem mit Kulturzeitschriften und leeren Diätcola-Dosen gepflasterten Zimmer vor dem Fernseher verbrachte und deren Schubladen im Schlafzimmer von Baumwollsocken statt schwarzen Nylon-Strumpfhosen überquollen. Und er sah Keksschachteln, die sie, dem Instinkt aller dicken Menschen folgend, automatisch aus dem Blickfeld räumte, wenn Gäste die Küche betraten.

Tu es nicht aus Mitleid, dachte Pellam.

Was er nicht tat. Ganz und gar nicht.

Acht Monate sind schließlich acht Monate.

Wieder ein heftiger Kuss, und als sich das letzte Schloss mit einem Klick öffnete, schob er mit seinem Stiefel gierig die Tür auf.

... Siebzehn

Im Westen von Manhattan gab es in der Nähe des Hudson River sieben oder acht alte Gebäude, die zu einem winzigen, verloren wirkenden Straßenblock in Dreiecksform gehörten.

Im Westen, dort, wo gerade die Sonne unterging, lagen verlassene, mit Unkraut überwucherte Grundstücke, der Highway und dahinter der braune Hudson. Im Osten, hinter einer Straße mit Kopfsteinpflaster, gab es eine niedrige Reihe von Appartementhäusern, eine Schwulenbar und einen kleinen Laden, in dessen Schaufenstern schäbiger Kuchen, Schweinebraten in Scheiben und Tüten mit Puddingpulver auslagen. Das alles war Chelsea, das sanfte, unschuldige Geschwisterchen von Hell's Kitchen, das nördlich angrenzte.

Das Gebäude im äußersten Norden des Blocks, das an eine

Kreuzung mit drei Einmündungen grenzte, verjüngte sich an einem Ende zu einem spitzen Bug. Es war ein schäbiger Ort für ein Zuhause, die Bewohner hatten jedoch wenig Anlass, sich über ihre Wohnungen zu beklagen, und sie wussten auch nicht, dass es ein großes Problem hier gab - die Verletzung von Nutzungsbedingungen für Wohngebäude: Im Keller lagen Kanister mit Benzin, Heizöl, Diesel und Azeton. Die Explosionskraft dieser Flüssigkeiten würde ausreichen, das Gebäude dem Erdboden gleich zu machen, und das auf sehr unfreundliche Weise. Eine dieser Wohnungen war besonders spartanisch eingerichtet: Die einzigen Möbel waren ein Stuhl, ein Feldbett, zwei Tische und ein zerbeulter Schreibtisch mit Werkzeug und Lumpen. Es gab weder eine Klimaanlage noch einen Ventilator. Der Achtzigzentimeter-Fernseher jedoch hatte eine Trinitron-Bildröhre und eine fünfundzwanzig Zentimeter lange Fernbedienung. Es lief gerade ein Musikvideo auf MTV, der Ton war abgeschaltet.

Sonny saß dicht vor dem flimmernden Bildschirm, dem er kaum Beachtung schenkte, und flocht sein langes blondes Haar. Ohne einen Spiegel dauerte es länger, als ihm lieb war. Kein blöder Spiegel da, dachte er verärgert. Das wahre Problem waren jedoch seine zitternden Hände. Die verdammten, verschwitzten, zitternden Hände.

Irgendwann schaute er auf in Richtung des Fernsehers, aber nicht auf das Bild. Er machte eine Pause. Er lehnte an einer Zwanzig-Liter-Tonne mit Azeton und klopfte mehrmals dagegen, um das Echo zu hören. Es beruhigte ihn.

Aber es reichte nicht.

Keiner half ihm!

Der Unfall an der Tankstelle hatte ihn verängstigt, und Angst war ein Gefühl, das er nicht gewöhnt war. Brandstiftung ist das sicherste Verbrechen, das es für einen Verrückten gibt. Es ist anonym und geheim, und die meisten Beweisstücke beseitigen sich durch Gottes Komplizenschaft - den Ge-

setzen der Physik - wie von allein. Aber jetzt wusste man, wie er aussah. Und der Gipfel war: Er hatte gehört, dass ihn Alex, diese feige Tunte aus dem Haus, gesehen hatte und nun versuchte, ihn bei der Polizei zu verpfeifen.

Und bis zum großen Feuer musste er noch drei andere legen. Er zog die bereits zerfledderte Karte aus seiner Gesäßtasche und starre abwesend darauf.

Das mit der Tankstelle war nicht gut gewesen. Aber noch mehr Sorgen bereitete ihm das Feuer im Krankenhaus. Denn es hatte ihm überhaupt keinen Spaß gemacht. Feuer hatte ihn bisher immer beruhigt. Aber dieses nicht, kein bisschen. Als er den Schreien gelauscht, seinen Kopf schief gelegt hatte, um zu hören, wie sich diese Schreie mit dem Zischen und Dröhnen des Feuers vermischt hatten, hatten seine Hände immer noch gezittert, und der Schweiß war weiterhin über seine hohe Stirn gelaufen. Er fragte sich, warum? Warum nur? Vielleicht weil es nur ein kleines Feuer war. Vielleicht weil ihm nur ein Feuer wirklich am Herzen lag - das, in dem er und die Schwuchtel Joe Pellam die Hauptrollen spielen würden. Vielleicht weil alle hinter ihm her waren.

Er hatte jedoch so ein Gefühl, dass hinter seinem Schwitzen und seiner Nervosität mehr steckte.

Sein Herzschlag geriet ein wenig ins Stocken, als er daran dachte, dass er nun noch mehr Zeit damit verbringen musste, um seine Verfolger aufzuhalten, anstatt das große Feuer zu planen - für seinen Rock'n'Roll mit dem Antichristen.

Klang, ding, klong, ding. Wie das Sonargerät in einem Unterwasserfilm.

Sonnys Kopf mit dem halbfertig geflochtenen Haar lehnte an der Tonne. Er schlug wieder mit dem Fingerknöchel dagegen. *Klong, ding.*

War er schon etwas ruhiger geworden? Er dachte, ja. Vielleicht. Ja, doch.

Sonny flocht seine Haare fertig und verbrachte eine halbe Stunde damit, Seife, Benzin und Öl zu vermischen. Die Dämpfe waren sehr intensiv und genauso gefährlich wie das Feuer, das sein Saft erzeugte. Er konnte immer nur mit kleinen Mengen arbeiten, sonst würde er ohnmächtig werden. Als er fertig war, legte er mehrere Glühbirnen auf den Tisch. Mit einer Diamantblattsäge durchtrennte er vorsichtig die Metallfassung am Übergang zwischen Glas und Gewinde. Mit einem leisen Zischen entwich das Schutzgas aus der Birne. Er sägte eine Ecke heraus, gerade groß genug, um seinen magischen Saft einzufüllen. Aber nicht zu voll. Diesen Fehler begingen viele stümperhafte Brandstifter. Es muss noch ein wenig Luft im Kolben bleiben. Feuer atmet; wie Tiere braucht das Feuer Sauerstoff zum Leben. Er verschloss den v-förmigen Ausschnitt mit Superkleber und bastelte noch zwei weitere seiner Spezialbirnen.

Liebevoll strich er über das Glas, das so glatt war wie der Hintern eines jungen Mannes...

Wieder fingen seine Hände an zu zittern, und der Schweiß rann an seinem Gesicht herunter wie Wasser aus einem Duschkopf.

Sonny stand auf und lief hektisch umher.

Warum konnte er sich nicht beruhigen? Warum, warum, warum? Seine Gedanken überschlugen sich. Sie suchten ihn. Sie wollten ihn töten, aufhalten, festsetzen, ihm das Feuer wegnehmen. Alex, der Fire Marshall, die alte Schwuchtel von einem Anwalt, bei dem Pellam ständig herumhing. Und Pellam selbst, der Antichrist.

Warum war das Leben immer so kompliziert?

Er musste sich auf das Bett legen und sich zwingen, an das große Feuer zu denken; sich vorstellen, wie es sein würde. Das schien das Einzige, was ihn jetzt beruhigte, ihm ein wenig Spaß brachte.

Er hatte es vor Augen: ein riesiges Gebäude mit zehn-, zwan-

zigtausend Menschen. Es würde als das schlimmste Feuer in die stolze Stadtgeschichte eingehen. Schlimmer als der Fabrikbrand in der Triangle Shirtwaist Company am Washington Square, wo die Arbeiterinnen an ihrem Arbeitsplatz eingesperrt waren, weil die Besitzer nicht wollten, dass sie während der Arbeitszeit zur Toilette gingen. Der Brand war schlimmer als der des Crystal Palace gewesen. Schlimmer als das Feuer auf dem Dampfer *The General Slocum*, wo auf dem East River mehr als tausend Frauen und Kinder von Einwanderungsfamilien bei einem Ausflug starben. Im Anschluss daran war die gesamte deutsche Bevölkerung der Stadt nach Yorkville auf der Upper East Side umgezogen, da die alte Umgebung allzu schmerzvolle Erinnerungen barg.

Das alles würde er übertreffen.

Sonny stellte sich die Flammen vor, wie sie an ihm vorbeirollten wie eine glühende Brandung, die Menschenmenge einschließen und ihre Zehenspitzen streichelten.

Dann weiter zu ihren Fersen vordrangen, hinaufstiegen bis zu den Knöcheln.

Ah, kannst du die herrlichen Flammen sehen, sie *spüren*?

Doch auch mit diesen Fragen konnte er sich nicht beruhigen. Ihm wurde klar, dass er nie wieder Ruhe finden würde.

Das Ende war näher, als er dachte.

Er schleppte sich ins Wohnzimmer und drückte seinen Kopf gegen eine der Tonnen.

Klang, ding, clang, dong.

Er war die ganze Nacht geblieben.

Pellam hatte nach anerkannter Vorgehensweise operiert: Nachdem sie abends um zehn Uhr hungrig und durstig aufgewacht waren, waren sie in das Empire Diner an der Zehnten Avenue gegangen, um ein paar Omelettes zu essen. Danach hatte er sie zurück in ihre Wohnung begleitet, sie hatten sich erneut geliebt, waren im Bett geblieben und hatten den

New Yorker Nachtgeräuschen gelauscht: Sirenen, Schreie, knallende Auspuffe oder Schüsse, die mit fortschreitender Nacht immer drängender zu werden schienen.

Nicht im Entferntesten hatte er daran gedacht, zu gehen, ohne sich zu verabschieden.

Es war Carol gewesen, die diese Regel gebrochen hatte.

Als er durch Homer Simpsons lautes siamesisches Miauen aufwachte, war sie verschwunden. Einen Augenblick später klingelte das Telefon, und er hörte durch den kleinen Lautsprecher des Anrufbeantworters ihre Stimme, die fragte, ob er noch da wäre, und erklärte, sie habe früh auf der Arbeit sein müssen. Sie rufe ihn später bei ihm zu Hause noch einmal an. Als er endlich das Telefon gefunden und abgehoben hatte, hatte sie bereits wieder aufgelegt.

Barfuß und in Jeans, darauf bedacht, keinen Splitter abzubekommen, ging Pellam über den schäbigen Dielenboden in Richtung Badezimmer. Er dachte, dass sie sich am Telefon ziemlich schroff angehört hatte. Aber wer wusste schon, warum? Wie es nach einer solchen Nacht weitergeht, kann man nie vorhersagen. Vielleicht hatte sie sich bereits eingeredet, dass Pellam sich nie wieder bei ihr melden würde. Vielleicht wurde sie von katholischen Moralvorstellungen geplagt. Aber vielleicht hatte während des Anrufes ihr gegenüber am Schreibtisch auch nur ein hünenhafter, achtzehnjähriger Mörder gesessen.

Pellam prüfte die Dusche, das Wasser war jedoch eiskalt. Also fiel das Duschen aus. Er zog sich an und verließ die Wohnung. Der Morgen war klar, aber stickig und brütendheiß. Er nahm ein Taxi nach Hause in die Zwölfte Straße, stieg die Treppe zu seinem Appartement hoch, sah zwei tatenlustigen lugendlichen mit ausrasierten Namen im Haar hinterher, die auf Skateboards an ihm vorbeiflitzten.

Er entschied sich für ein Bad und eine sehr heiße Tasse schwarzen Kaffee. Nur in der Wanne sitzen und Brandstif-

tung, Pyromananen, Latino-Schläger, irische Gangster und Geliebte mit rätselhaftem Verhalten vergessen.

Langsam stieg er die schlecht beleuchteten Stufen hinauf. Dachte an die Badewanne, an den Schaum. Das Mantra funktionierte. Er stellte fest, dass er alles vergessen, alles in Verbindung mit Hell's Kitchen aus seinem Kopf verbannen konnte. Nun, fast alles. Alles bis auf Ettie Washington.

Er dachte daran, wie viele Stufen und Stockwerke Ettie im Lauf der Jahre schon hinaufgestiegen war. Sie hatte niemals in einem Haus mit Fahrstuhl gewohnt, nur mit Treppenaufgängen. Sieben Jahrzehnte lang war sie schon Treppen gestiegen. Hatte ihre Schwester Elizabeth als Baby getragen. Großmutter Ledbetter die düsteren Treppenhäuser rauf und runter geholfen. Lebensmittel für ihre Männer hinaufgeschleppt, bis der eine sie verlassen hatte und der andere betrunken in den schwarzen Fluten des Hudson umgekommen war, und dann für ihre Kinder, bis sie ihr weggenommen worden oder sie aus der Stadt geflohen waren, und zum Schluss für sich selbst.

»...Es gibt ein Wort für uns hier in Hell's Kitchen: >Anonym<. Mein Gott! >Vergessen< ist vielleicht zutreffender. Wir werden einfach nicht mehr beachtet. Es gibt doch diesen Typen Al Sharpton. Jetzt geht er nach Bensonhurst, dann zu den Crown Heights, er wird eine Menge Wirbel veranstalten, und die Leute werden aufmerksam. Keiner wird jedoch jemals nach Hell's Kitchen kommen. Sogar die vielen Iren, die hier leben, sehen niemals die Parade zum >St. Paddys Day< hier vorbeikommen. Für mich ist das gut. Ich mag es hübsch und abgeschieden. Fernab vom Rest der Welt. Was hat die Welt denn auch jemals für mich getan? Können Sie mir das sagen?«

Ettie Washington hatte dem glänzenden Objektiv von Pel-lams Kamera erzählt, dass sie von fremden Städten träumte. Sie träumte davon, elegante Hüte, goldene Ketten und seidene Kleider zu besitzen. Sie träumte davon, als Nachtclub-

sängerin aufzutreten. Als reiche Ehefrau von Billy Doyle, eines mächtigen Grundbesitzers.

Ettie wusste jedoch, dass diese Träume nur Illusionen waren, die man von Zeit zu Zeit mit Vergnügen, Verdruss oder Verachtung hervorkramte, um sie dann wieder wegzustecken. Sie erwartete nicht, dass sich ihr Leben ändern würde. Sie war zufrieden hier in Hell's Kitchen, wo die meisten Leute ihre Träume dem Leben anpassten. Es war einfach ungerecht, dass sie nun auch noch das kleine Stück Heimat verlieren sollte, in das sie sich zurückgezogen hatte.

Völlig außer Atem kam er vor seinem Apartment im dritten Stock an.

Jetzt ein Bad. O ja. Wenn man die meiste Zeit im Wohnwagen gelebt hat, wird ein Bad zu einem zentralen Punkt. Besonders Schaumbäder, aber das war ein Geheimnis, das er für sich behielt.

Ein Bad und ein Kaffee.

Der Himmel auf Erden.

Pellam kramte die Schlüssel aus der Tasche seiner schwarzen Jeans und trat vor die Tür. Mit zusammengekniffenen Augen begutachtete er das Türschloss. Es war seitlich verdreht.

Er drückte gegen die Tür. Sie war offen.

Ein Einbruch. Er dachte sofort, dass er auf dem Absatz umdrehen und vom Nachbarn unten die Neun-eins-eins anrufen sollte. Dann packte ihn jedoch die Wut. Er trat die Tür auf. Vor ihm lagen die leeren Räume. Seine Hand suchte den Schalter für die der Tür am nächsten stehenden Lampe.

O Scheiße, bloß nicht, dachte er noch! Kein Licht anmachen! Aber er hatte es bereits eingeschaltet.

... Achtzehn

Ganz schön dumm, dachte er.

Pellam zog den Colt aus seinem Hosenbund und ging in die Hocke.

Das Licht einzuschalten hätte dem Einbrecher nur zu erkennen gegeben, dass Pellam zurückgekehrt war. Er hätte das nicht tun sollen.

Starr blieb er an der Tür stehen und lauschte auf Schritte, auf das Klicken einer Pistole. Aber er hörte nichts.

Während er langsam durch die durchwühlte Wohnung schllich, öffnete er Schranktüren, schaute unters Bett und an jeden denkbaren Platz, an dem sich jemand verstecken könnte. Der Einbrecher war fort.

Er besah sich den Schaden, ging von einem Raum in den nächsten. Der billige Videorekorder und der Fernseher waren noch da. Ebenso die Betacam und das Kassettendeck - beide jedoch waren offen. Selbst der dümmste Dieb hätte gemerkt, dass die Kamera eine ganze Stange Geld wert war.

Und als er die Kamera sah, wusste er, was passiert war. Schock und Entsetzen trafen ihn wie die Hitzewelle des Feuers, das Etties Wohnhaus zerstört hatte. Er fiel auf die Knie, riss die Leinentasche auf, in der er die Originalbänder von *Westlich der Achten Avenue* verwahrte.

Nein!

Er kramte in der Tasche herum, drückte die Auswurftaste des Kassettendecks, das mit der Kamera verbunden war. Und kapierte, welcher Schaden angerichtet worden war. Zwei Bänder waren verschwunden. Die beiden letzten - eines aus der Kamera und das andere mit dem Material der letzten und vorletzten Woche.

Die Bänder... wer hatte von ihnen gewusst? Nun, praktisch jeder, mit dem er über Etties Verschwinden geredet hatte, oder

jeder, der ihn mit der Kamera gesehen hatte. Ramirez. Der Versteck spielende Alex. McKennah. Corcoran. Mist, selbst Ismail und seine Mutter, Carol und Bailey wussten davon. Aber auch Lomax und die gesamte Abteilung der Feuerpolizei. Vielleicht sogar die ganze West Side.

Die Nachrichten auf der Straße. Schneller als das Internet.

Wer? Das war die eine Frage. Aber das Warum war genauso interessant. Hatte Pellam unabsichtlich den Pyromanan gefilmt? Oder vielleicht denjenigen, der ihn bezahlt hatte? Oder hatte er Beweise gefilmt, die Lomax und seinen Ermittlern entgangen waren?

Er hatte keine Antworten auf diese Fragen, und so bedeutsam sie auch in Etties Fall waren, hatte das Fehlen der Videos noch ganz andere Auswirkungen. Das bereits aufgenommene Filmmaterial von Kinoproduktionen war versichert - nicht nach dem Materialwert der Bänder, sondern entsprechend der Kosten für Aufnahme und Schnitt, die sich auf Tausende von Dollar pro Meter Film belaufen konnten. Wenn bei einer Kinoproduktion die Arbeit eines Tages durch einen Brand vernichtet wird, mögen die Musen vielleicht Tränen vergießen, doch zumindest die Produzenten werden finanziell entschädigt. Pellam jedoch hatte sich die entsprechende Versicherung für *Westlich der Achten Avenue* nicht leisten können. Er konnte sich nicht erinnern, was auf diesen etwa zwanzig Stunden Filmmaterial drauf war, doch möglicherweise waren diese Interviews das Kernstück seines Films.

Einen Moment lang setzte er sich auf einen quietschenden Stuhl und starre aus dem Fenster. Dann tippte er träge die Neun-eins-eins ins Telefon und sprach mit einer Einsatzleiterin. Doch an der Stimme der Frau erkannte er, dass ein derartiges Verbrechen in diesem Polizeibezirk keine hohe Priorität genoss. Sie fragte, ob sie ein paar Detectives vorbeischicken sollte.

Sollten sie das nicht freiwillig tun, fragte sich Pellam. »Ist schon okay. Ich will keine Unannehmlichkeiten bereiten.«

Sie bemerkte die Ironie in seinen Worten nicht.

»Also, ich kann wirklich welche vorbeischicken.«

»Ich sage Ihnen was«, meinte Pellam. »Wenn er zurückkommt, gebe ich Ihnen Bescheid.«

»Dann sehen Sie zu, dass Sie das tun. Einen schönen Tag noch.«

»Ich versuch's.«

Es war ein staubiges kleines Büro an der West Side im Stil der Fünfziger, nicht weit von dem Ort entfernt, an dem er neben dem hundertdreijährigen Otis Balm gesessen und seinen Erzählungen über das einstige Hell's Kitchen gelauscht hatte.

Prohibition war das Verrückteste, was Hell's Kitchen je erlebt hat. Ich habe Owney Madden, den Gangster, mehrmals gesehen. Er kam aus England. Die Leute wissen das nicht. Wir waren ihm durch die Straßen gefolgt. Wissen Sie, warum? Nicht wegen der Gangster-Sache. Wir haben nur gehofft, dass er etwas sagen würde, um zu hören, wie Engländer sprechen. Das war dumm von uns, weil er auch Owney, der Killer, genannt wurde und eine Menge Leute in seiner Nähe erschossen wurden. Aber wir waren damals jung, und, wissen Sie, man muss erst einmal zwanzig, dreißig Jahre in der Welt zubringen, bis der Tod anfängt, Bedeutung für einen zu bekommen.

Pellam versuchte, sich ein Bild des Büros zu machen, ging in Gedanken sein geistiges Drehbuch noch einmal durch und trat ein. Der bittere Geruch von Papier schlug ihm entgegen. Ein fette Fliege stieß summend gegen das schmutzige Fenster bei dem Versuch, der Hitze zu entkommen; die Klimaanlage war eine Zwillingsschwester derjenigen von Bailey.

»Ich suche nach Flo Epstein«, sagte Pellam.

Eine Frau mit dicken Falten auf den Wangen und zu einem strengen Dutt gebundenen Haaren trat an den Empfangstresen. »Das bin ich.« Es war unmöglich, ihr Alter zu schätzen.

»Ah, hallo, guten Tag«, grüßte Pellam.

»Hallo.«

John Pellam in seinem einzigen Anzug, einem zehn Jahre alten Armani, einem Relikt aus seinem früheren Leben, hielt ihr eine abgenutzte Brieftasche mit der goldfarbenen Marke eines Special Inspector entgegen, die er auf der Zweiundvierzigsten Straße als Gag gekauft hatte. Er ließ die Frau so lange draufschauen, wie sie wollte. Was nicht sehr lange war. An ihrem eifrigen Blick merkte er, dass sie gerne die Rolle einer Zeugin spielte. Berühmtheit, wusste er, ist die übelste aller Drogen.

»Ein gewisser Detective Lomax war erst neulich hier. War mir sehr sympathisch. Er war irgendwie nüchtern. Warten Sie, ich glaube, ich meine eher ernüchternd.«

»Fire Marshal«, korrigierte Pellam. »Sie gehören nicht zur Polizei.«

Obwohl sie die Macht haben, jemanden zu verhaften und größere Waffen tragen und ihr Gegenüber mit einer Rolle US-Münzen zu Brei schlagen.

»Ja, ja, ja, richtig.« Mrs. Epsteins Stirn bekam Falten wegen ihres Fehlers.

»Wenn wir Leute gemeinsam vernehmen, spiele ich den guten Polizisten, er den bösen«, erklärte Pellam. »Ach, nein, er spielt den bösen Marshal. Also, ich muss nur noch einmal nachfragen. Sie haben die Verdächtige erkannt, oder?«

»Man muss mit seinen Worten schon etwas sparsamer umgehen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich habe in meinem Leben so viel gelernt, dass ich schon selbst Staatsanwältin sein könnte«, begann Mrs. Epstein ihren

Vortrag. »Ich habe *Marshal Lomax* erzählt, dass eine ungefähr siebzig Jahre alte Schwarze hier ins Büro kam und eine Hausratsversicherung abschließen wollte. Ich habe bestätigt, dass sie diejenige auf dem Verbrecherbild war, das sie mir gezeigt haben. Das war alles. Ich habe nicht behauptet, dass ich irgendwelche Verdächtigen identifiziert hätte. Das habe ich schon ein paarmal mitgemacht.«

»Das glaube ich gerne.« Pellam nickte. »Intelligente Zeugen wissen wir sehr wohl zu schätzen. Wie lange war denn die Dame hier?«

»Drei Minuten.«

»Länger nicht?«

Sie zuckte die Schultern. »Es waren drei Minuten. Wenn man Sex mit jemandem hat, ist das nichts, hat man einen Balg am Hals, kommt es einem wie eine Ewigkeit vor.«

»Das hängt vom Partner und dem Kind ab, denke ich.« Pellam kritzelt bedeutungsloses Zeug auf seinen Notizblock. »Sie hat eine Anzahlung geleistet?«

»Richtig. Wir haben alles zur Hauptstelle geschickt, und die haben die Police ausgestellt.«

»Hat sie noch etwas anderes gesagt?«

»Nein.«

Pellam klappte seinen Notizblock zu. »Das ist sehr hilfreich. Vielen Dank, dass Sie sich Zeit genommen haben.« Rasch zog er das Polaroid-Bild heraus. »Ich würde noch gerne bestätigen lassen, ob dies die Frau ist, die hier hereinkam.«

»Das ist nicht das Verbrecherbild.«

»Nein. Das hier wurde im Frauengefängnis aufgenommen.«

Mrs. Epstein sah sich das Bild an und wollte schon anfangen zu reden.

Pellam hielt eine Hand hoch. »Nehmen Sie sich Zeit. Um sicher zu sein.«

Sie betrachtete sich sorgfältig das glatte schwarze Gesicht,

die Anstaltskleidung, die gefalteten Hände. Die steife schwarze, mit grau durchsetzte Frisur. »Sie ist es.«

»Sie sind sich sicher?«

»Absolut.« Sie zögerte, dann lachte sie. »Ich wollte sagen, dass ich das vor Gericht beschwören würde. Aber das wird wohl genau das sein, was ich tun muss, oder?«

»Ich denke, ja«, bestätigte Pellam, sein Gesicht zu einer ausdruckslosen Maske erstarrt, wie es alle guten Ermittler lernen.

Am Abend stand Pellam in der heißen, nebligen Dämmerung in einer Gasse gegenüber eines Gebäudes aus braunem Sandstein, in der Hand eine *New York Post*.

Doch seiner Zeitung schenkte er nur wenig Aufmerksamkeit. Er dachte: Geranien?

Das undefinierbare, lederfarbene Gebäude sah aus wie tausend andere in der Stadt. Auch die Blumen davor waren in einem heftigen Orangerot und hätten gut vor jedes andere Haus gepasst.

Aber hier?

Eine Stunde stand er schon in der Gasse, als sich eine Tür öffnete und ein Mann heraustrat, die Straße auf und ab blickte und die Stufen herunterging. Er trug einen großen Schuhkarton. Pellam warf die Zeitung fort und ging dem jungen Mann so leise wie möglich hinterher, bis er ihn schließlich eingeholt hatte.

»Du bist fünfzig Minuten da draußen gestanden«, sagte Ramirez, ohne sich umzudrehen. »Und im Moment sind zwei Pistolen auf deinen Rücken gerichtet. Also sieh dich vor, du Dummkopf.«

»Danke für den Tipp, Hector.«

»Was, zum Teufel, treibst du hier? Bist du wahnsinnig?«

»Was ist in der Schachtel?«

»Ist es eine Schuhsschachtel? Was, glaubst du, ist da drin? Schuhe.«

Pellam ging jetzt auf gleicher Höhe wie Ramirez, hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten.

»Also, was willst du?«, fragte Ramirez.

»Ich will wissen, warum du mich angelogen hast.«

»Ich lüge nicht, Mann. Ich bin nicht wie die Weißen. Nicht wie ihr Reporter. Die nur die Lügen der Weißen erzählen.«

Pellam lachte. »Was ist das? Das Glaubensbekenntnis der Cubano Lords? Müsst ihr das aufsagen, damit ihr in eurer crew als Bote aufgenommen werdet?«

»Erzähl keinen Scheiß. War ein harter Tag.«

Sie erreichten die von Norden nach Süden führende Avenue. Ramirez sah nach rechts und links und ging Richtung Norden weiter. »Ich glaube dir nicht«, sagte er nach einer Minute. »Du bist echt zu hart.«

»Was?«

»Dich vor unserem *kickback* rumzutreiben, Mann. Niemand macht das. Nicht mal die Polizei.«

»Habt ihr die Geranien selbst gepflanzt?«

»Arschloch. Hast du eine dabei?«

»Eine Waffe?«, fragte Pellam. »Nein.«

»O Mann, du bist echt total wahnsinnig. Kommst in mein *kickback* ohne Waffe. So passiert's, dass Leute umgepustet werden. Was meinst du damit, dass ich dich angelogen habe?«

»Erzähl mir von deiner Tante, Hector. Diejenige aus dem abgebrannten Haus in der Sechsunddreißigsten Straße. Sie hat eine neue Wohnung, wie ich gehört habe.«

Ramirez grinste. »Ich habe gesagt, dass ich für meine Familie sorge.«

»Wann ist sie umgezogen?«

»Weiß nicht.«

»Vor dem Brand?«

»Um diese Zeit herum. Weiß nicht genau.«

»Vergessen?«

»Ja, verdammt, vergessen. Hey, Mann, ich bin beschäftigt,

warum gehst du nicht zu Corcoran und hältst mit ihm ein Schwätzchen?«

»Hab ich schon gemacht.«

Ramirez hob eine Augenbraue, versuchte aber, nicht allzu beeindruckt zu wirken.

»Du hast auch vergessen, mir zu erzählen, dass sie eine der - wie viele waren es? - achthundert Augenzeugen war, die gesehen haben, wie Joe der Schläger diesen Typen aus Corcorans Gang kalt gemacht hat«, fuhr Pellam fort.

»Spear Driscoe und Bobby Frank.«

»Dann sind wir uns also einig, dass Corcoran nicht das Haus wegen deiner Tante niedergebrannt hat? Das ist nicht die Lüge eines Weißen, oder?«

»Hey, verschwinde. Ich habe zu tun.«

»Wie gut kommst du mit einem Mann aus, der O'Neil heißt?«

»Ich kenne keinen O'Neil.«

»Nein? Aber er kennt dich.«

»Weswegen redest du mit ihm, du Arsch?«, platzte Ramirez heraus. Vor einem Moment war er nur leicht sauer gewesen. Jetzt kochte er vor Wut.

»Wer hat gesagt, dass ich mit ihm geredet habe?« Pellam fasste sich ans Ohr. »Auch ich höre Dinge. Ich habe vielleicht gehört, dass er ein paar Waffen hatte. Vielleicht hat er ein paar Waffen verkauft.«

Ramirez blieb stehen und packte Pellam am Arm. »Was hast du gehört?«

Pellam zog seinen Arm weg. »Dass du ihn letzte Woche zum Teufel gejagt hast. Weil er sein Zeug an Corcoran verkauft.«

Ramirez blinzelte, bevor er in Lachen ausbrach. »O Mann.«

»Wahr oder nicht wahr?«

»Beides, Mann.«

»Was meinst du damit?«

»Wahr und nicht wahr.« Er ging weiter. »Sieh mal, ich werde es dir erklären, aber du musst es für dich behalten. Andernfalls muss ich dich töten.«

»Leg los.«

»O'Neil und ich machen Geschäfte«, begann er. »Er beliefert mich. Besorgt mir gutes Zeug. Glocks, MAC-Zehn, Steyr.«

»Du hast deinen eigenen Lieferanten öffentlich zusammengeschlagen?«

»Verdammmt, ja. War seine Idee. Er ist Ire, und ich bin Latino. Du weißt, wie lange es gedauert hätte, bis Jimmy herausgefunden hätte, dass er an mich verkauft? Ein paar von Corcorans Jungs hatten schon Verdacht geschöpft, sodass wir in der Öffentlichkeit ein bisschen rumgeboxt haben. O'Neil hat dran glauben müssen.« Ramirez blickte Pellam scharf an. Er brüllte vor Lachen.

»Was ist so witzig daran?«

»Ich seh's in deinem Gesicht, Mann. Du glaubst mir fast. Ich kann es beweisen. Ja, das waren Waffen in dem Haus. Ich habe dafür bezahlt, und O'Neil hat sie dort für mich hinterlegt. Ich habe aber erst jemanden hingeschickt, als das Haus gebrannt hat. Es gab Glocks, Brownings und ein paar süße kleine Taurus, in die ich ganz verknallt war. Zwölf oder dreizehn waren es. Rede mit einem deiner Reporterfreunde. Frag nach, was die Ermittler dort gefunden haben. Wenn es stimmt, weißt du, dass ich nichts angezündet habe.«

Pellam zog ein Blatt Papier hinten aus seiner Hosentasche.
»Drei Glocks, vier Taurus und sechs Brownings.«

»Mann, du bist gut.«

Sie überquerten die Zweiundvierzigste Straße, einst die Verbrechermeile von New York, heute aber so gefährlich - und interessant - wie die Haupteinkaufsstraße eines Vorortes.
»Wohin gehen wir?«, fragte Pellam.

»Ich muss ein paar Geschäfte erledigen. Und ich will nicht, dass du dabei bist.«

»Deine *crew* macht Geschäfte?«

»Es ist keine *crew*, Mann. Es ist ein Club.«

»Was für Geschäfte?«

Ramirez hob den Deckel der Schachtel und ließ ein Paar neuer Basketball-Schuhe sehen. »Ich habe einen ganzen Lasier voll davon.«

»Du kaufst und verkaufst sie, oder?«, fragte Pellam skeptisch.

»Ja, ich kaufe Sachen und verkaufe sie wieder. Das ist mein Geschäft.«

»Was ist mit der >Kaufen<-Seite? Du hast Geld bezahlt und eine Lieferung dafür in Empfang genommen? Mit Rechnung, Frachtabrechnung und dem ganzen Zeug?«

»Ja, ich habe sie *gekauft*«, schnauzte Ramirez zurück. »Auf die gleiche Weise, wie ihr dämlichen Reporter Leute für eure Geschichten bezahlt. Tust du das auch? Du bezahlst jemanden, damit er dir was erzählt?«

»Nein, aber...«

»>Nein, aber.< Scheiße. Du nimmst das Leben von Menschen, schreibst darüber und bezahlst sie nicht einmal dafür.« Mit spöttischer Stimme fuhr er fort: »O Mann, wer würde denn so was Schreckliches tun?«

Einen Block weiter wichen sie einem koreanischen Gemüsestand aus. »Ich brauche Hilfe«, sagte Pellam.

»Ja?«

»Jemand ist heute Nacht in meine Wohnung eingebrochen. Kannst du herausfinden, wer das war?«

»Warum fragst du mich? Glaubst du etwa, ich war es?«

»Wenn ich glauben würde, du warst es, würde ich dich nicht fragen.«

Ramirez überlegte. »Im Village habe ich keine wirklich guten Kontakte, weißt du.«

»Woher weißt du, dass ich im Village lebe?«

»Ich habe gesagt, dass ich keine wirklich guten Kontakte habe. Ich habe nicht gesagt, dass ich gar keine habe.«

»Hör dich um.«

»Okay.«

»*Gracias.*«

»*Nada.*«

Sie gingen auf der Neunten Avenue weiter fast bis zur Nordgrenze von Hell's Kitchen. Pellam lehnte sich gegen einen Laternenpfahl, während Ramirez in einer kleinen *Bodega* verschwand. Als er herauskam, schob er gerade einen dicken Umschlag in seine enge Jeans.

In der Gasse in der Nähe bewegte sich was.

»Scheiße.« Ramirez wirbelte herum und griff in seine Tasche.

Pellam ging in die Hocke und kroch zu einem Wagen, um Deckung zu suchen.

»Wer bist du?«, fragte Ramirez.

Pellam blinzelte in die düstere Gasse. Der Störenfried war Ismail.

»He, Kumpel«, grüßte der Kleine. Unsicher schielte er zu dem Latino und kam langsam näher.

Ramirez blickte ihn an, als wäre er eine Kakerlake. »Mann, wieso fällst du die Leute so an? Ich sollte dir den Arsch ver-sohlen.«

Ismails wachsame Augen überflogen den Bürgersteig.

»Du kennst ihn?«, fragte Ramirez an Pellam gewandt.

»Ja, er ist ein Freund von mir.«

In Ismails Gesicht schien sich ein schwaches Lächeln zu zeigen.

»Ein Freund von dir?«, fauchte Ramirez. »Warum willst du einen kleinen *moyeto* wie den als Freund?«

»Er ist okay.«

»Er ist okay?«, murmelte Ramirez. »Wenn er mir noch ein-

mal nachspioniert, wird dein Freund nicht nur okay, sondern auch tot sein.«

»He, Ismail, wie kommt's, dass du nicht im Outreach Center bist?«

»Weiß nicht. Lauf nur so rum.«

»Was von deiner Mutter und Schwester gehört?«

Kopfschüttelnd ließ Ismail seinen Blick von Ramirez' finsterer Miene zu Pellams Gesicht gleiten. Einen Moment lang wirkte er wie jedes andere Kind - schüchtern, unsicher, hin und her gerissen zwischen Angst und Sehnsucht. Es tat Pellam weh, zu sehen, wie verletzlich der Junge war. Die raue Schale, die er sich auf der Straße zugelegt hatte, konnte er leichter hinnehmen. Er dachte an Carol Wyandottes Einschätzung. Sie hatte Unrecht. Es war nicht zu spät für Ismail. Es gab noch Hoffnung.

Pellam ging in die Hocke. »Tu mir einen Gefallen. Geh zurück ins Outreach Center. Schlaf ein bisschen. Hast du was gegessen?«

Er zuckte die Schultern.

Pellam ließ nicht locker. »Hast du?«

»Hab Bier geklaut«, sagte Ismail stolz. »Ich und ein Kumpel. Wir haben's getrunken.«

Der junge roch aber nicht nach Alkohol. Das provozierende Verhalten eines Kindes. Pellam gab ihm fünf Dollar. »Geh zu McDonald's.«

»Geil! Hey, kommst du mich besuchen, Pellam? Ich zeig dir ein paar geile Sachen. Wir spielen Basketball, ich kenne alle Tricks!«

»Klar komm ich dich besuchen.«

Der Junge drehte sich um und wollte gehen.

»Hey, du Penner!«, rief Ramirez schroff.

Ismail blieb stehen und blickte vorsichtig zurück.

»Hast du große Füße?«

Das runde, dunkle Gesicht blickte zu Ramirez hinauf.

»Ich hab dich was gefragt. Hast du große Füße?«

»Weiß nicht.« Er sah hinunter auf seine zerfetzten Turnschuhe.

»Hier.« Ramirez warf dem Jungen die Schachtel mit den Basketball-Schuhen zu. Dieser fing sie unbeholfen auf und sah hinein.

Er bekam große Augen. »O Mann. Das sind ja Air Jordan Pumps. Geil.«

»Sie passen jetzt noch nicht. Nicht gut jedenfalls«, meinte Ramirez. »Aber wenn du nicht dauernd irgendwelchen Leuten nachspionierst, wirst du lange genug leben, um da reinzuwachsen, fetzt tu, was er dir gesagt hat.« Er nickte zu Pellam. »Sorg dafür, dass sich der kleine Scheißer verpisst.«

Als er fort war, sagte Ramirez zu Pellam: »Los, feiern wir meinen Erfolg.« Er tippte auf die Tasche, in die er den dicken weißen Umschlag gesteckt hatte. »Trinkst du Tequila?«

»Ich trinke Mescal. Und Sauza. Margaritas finde ich zum Kotzen.«

Ramirez lachte spöttisch, wie er es immer zu tun schien, wenn jemand etwas behauptete, was ohnehin klar war, und marschierte, Pellam ungeduldig hinter sich herwinkend, die Straße entlang. Offenbar war der Abend schon verplant.

Sie teilten den Wurm.

Ramirez hackte das arme Ding mit einem echten *West-Side-Story*-Klappmesser entzwei. Sie saßen in einem verrauchten kleinen kubanisch-chinesischen Restaurant in der Nähe des Columbus Circle.

Pellam erzählte ihm von seiner Reise nach Mexiko, als er dort auf Drehortsuche gewesen war und sich stundenlang mit gerade nicht arbeitenden Typen, Kulissenschiebern und Stunt-Leuten unterhalten hatte, die mit ihren psychedelischen Erfahrungen nach dem Verspeisen fetter weißer Mescal-Wür-

mer geprahlt hatten. »Ich habe aber nie was gespürt«, meinte Pellam.

»Nein, Mann«, bestätigte Ramirez. »Die Typen haben dich total verarscht.« Er steckte sich seinen Teil des Wurms in den Mund.

Nachdem sie je zwei Teller Tamales gegessen hatten, verließen sie das Lokal. An einem Wein- und Spirituosenladen legte Ramirez einen Zwischenstopp ein und kaufte die nächste Flasche Mescal.

»O Mann, es ist Samstagabend, und ich habe keine Frau gefunden«, sagte Ramirez, während sie sich durch die Straßen arbeiteten. »Das ist beschissen.«

»Diese Kellnerin in der Bar hat mit dir geflirtet.«

»Welche?«

»Diese Hispano-Tussi.«

»Die?«, höhnte er, verzog dann aber sein Gesicht. »He, Pellam, ich geb dir einen Rat. Sag nicht >Hispano<.«

»Nein?«

»Das ist heute nicht mehr gut.«

»Sag mir, was politisch korrekt ist. Das würde ich gerne von jemandem hören, der zu Iren >mick< und zu Schwarzen >Nigger< sagt.«

»Das ist was anderes, Mann.«

»Tatsächlich?«

»Tatsächlich.«

»Wie das?«

»Ist einfach so«, verkündete Ramirez. »Aus dem Land, aus dem jemand kommt - so nennst du ihn. Dominikaner. Puerto Ricaner. Ich bin Kubaner. Wenn du ein Wort für alle verwenden willst, dann sag >Latino<.« Ramirez trank einen Schluck aus der Flasche und begann zu rezitieren: >»Apostel de la independencia de Cuba guia de los pueblos... Americanos y paladin de la dignidad humana.< Kannst du Spanisch?«

»Ein bisschen. Nicht so viel, um zu kapieren, was für einen Käse du da gerade gesagt hast.«

»Diese Worte sind auf der Statue von Jose Marti auf der Sechsten Avenue eingraviert. Central Park. Hast du die schon mal gesehen?«

»Nein.«

»Ah«, feixte er. »Wie kann man die übersehen? Sie ist zehn Meter hoch. Sein Pferd steht auf den Hinterbeinen, und Marti schaut die Sechste Avenue hinunter. Er sieht irgendwie lustig aus, als ob er niemandem traut.«

»Wer ist das? Marti?«

»Das weißt du nicht?«

Von Kunstfilmen einmal abgesehen, ist das Thema Geschichte in Hollywood auf Western und Kriegsfilme beschränkt, die mit der Realität wenig zu tun haben.

»Er hat gegen die Spanier gekämpft, um sie aus Kuba zu verjagen. Er war Dichter. Er wurde verbannt, als er fünfzehn oder sechzehn war, und ist durch die ganze Welt gereist, um für die Unabhängigkeit von Kuba zu kämpfen. Er hat lange hier in New York gelebt. Er war ein großer Mann.«

»Bist du mal wieder nach Kuba zurückgegangen?«

»Zurück? Ich war noch nie dort.«

»Nie? Du machst Witze.«

»Nein, Mann. Warum sollte ich dorthin? In Havanna gibt's Verkehrsstaus und Slums und Staub, es gibt *muchachas* und *las cerveza*. Wahrscheinlich auch Crack. Es ist wie in New York. Wenn ich Urlaub brauche, gehe ich mit einem hübschen Mädchen nach Nassau zum Spielen. Club Med.«

»Es ist deine Heimat.«

»Nicht meine Heimat«, erwiderte er streng. »Es war die Heimat meines Großvaters. Nicht meine... Es gibt da einen Typen in einem Kaufhaus, in das ich manchmal gehe, *Senor*« - Ramírez sprach das Wort gedehnt aus, um verächtlicher zu klingen - »Bunello. *Loco*, dieser *viejo*. Den musst du mal sehen. Er

will von jedem *>Senor<* genannt werden. *>Ich muss jetzt zwar in los Estados Unidos leben. Aber ich bin Cubano<*, sagt er. *>Ich wurde verbannt.<* O Mann, ich werde ihn umhauen, wenn er Jas noch mal sagt. Er sagt: *>Eines Tages gehen wir alle zurück. Wer werden alle auf Zuckerplantagen sitzen und wieder reich sein und los moyitos haben, du weißt schon, Schwarze, die die ganze Arbeit für uns machen.<* *Puto.* Mann, mein Vater konnte es nicht abwarten, endlich da rauszukommen.«

»War dein Vater ein Revolutionär?«

»*Mi padre?* Nein. Er kam Vierundfünfzig hierher. Du weißt, wie sie uns damals nannten? Die Latinos, die nach Amerika kamen? Sie nannten uns *>Sommermenschen in Winterkleidung<*. Er war ein Kind, als er aus Kuba weggegangen ist. Seine Familie wohnte in der Bronx. Er war auch in einer Gang.«

»Du meinst in einem Club.«

»Damals waren die *crews* anders. Wenn du in ein neues Viertel gezogen bist, hast du allein gegen den Anführer gekämpft. Die Sache war ziemlich direkt - nur mit den Fäusten. Während also die *fidelistas* Plantagen niederbrannten und *batistianos* erschossen, war mein Vater in seinem Kreis von Typen und hat irgendwo Richtung Hundertachtundsechzigster Straße gegen diesen *puto* gekämpft. Hat ordentlich einstecken müssen. Nachher sind sie *cervezas* und Rum trinken gegangen, und er wurde aufgenommen. Sie haben ihm diesen Namen gegeben - *>Manomuerto<*. Es war der Tag, an dem er sein Herz bewiesen hat. Das ist das, was man sagt - *>sein Herz beweisen<*. *Su corazon.*«

»Wo ist dein Vater jetzt?«

»Vor sechs oder sieben Jahren abgehauen. Ist eines Morgens zur Arbeit gegangen, hat meinen Bruder Piri mit der halben Lohntüte nach Hause geschickt und gesagt, er würde irgendwann anrufen. Hat er aber nie gemacht.« Hector Ramirez lachte laut. »Wer weiß? Vielleicht ist er in Havanna.«

Ein Knäuel winziger Würmer in Pellams Hirn nahm gerade knallbunte LSD-Tripps. Eigentlich hatte er gar nicht viel getrunken; vielleicht vier oder fünf Gläschen.

Ja gut, vielleicht auch mehr.

Und vielleicht hatten die kleinen Dinger doch was Psychedelisches.

Während die beiden Männer immer tiefer ins dunkle Herz von Hell's Kitchen vordrangen, merkte Pellam, dass Ramirez mit ihm redete.

»Was?«

»He, ich hab gefragt, was du hier wirklich machst.«

»Was ich hier mache? Ich trinke Tequila mit einem Verbrecher.«

»He, du denkst, ich bin ein Verbrecher? Bin ich schon mal verurteilt worden?«

»Das habe ich gehört.«

Ramirez dachte einen Augenblick nach. »Und wer hat das erzählt?«

»Gerüchte auf der Straße«, murmelte Pellam mit Unheil verheißender Stimme.

»Du hast meine Frage nicht beantwortet. Was machst du hier?«

»Mein Vater«, gab Pellam zur Antwort, selbst überrascht über seine Offenheit.

»Dein Vater. Wo ist dein Vater. Wohnt er hier?«

»Nicht mehr.« Pellam drehte seinen Kopf Richtung Norden, wo gut eine Million Lichter unterschiedlich hell funkelten. Er nahm die Flasche wieder an sich. »Vor ein paar Jahren habe ich an einem Film gearbeitet. *To Sleep in a Shallow Grave*.«

»Nie davon gehört.«

»Er handelte von einer Frau, die nach Hause kommt und rausfindet, dass ihr Vater nicht ihr Vater sein konnte, ich habe zwar nur die Drehorte gesucht, aber auch einen Teil des Drehbuchs umgeschrieben.«

»War ihre Mutter eine *puta*?«

»Nein. Es war nur eine Affäre. Sie war einsam.«

Ramirez griff zur Flasche und trank einen Schluck, während er Pellam mit einem Nicken aufforderte weiterzuerzählen.

»Meine Mutter lebt im Norden. In einer kleinen Stadt, die Simmons heißt. Nein, du hast nie davon gehört. Ich war bei ihr zu Besuch, vor zwei Jahren an Weihnachten.«

»Hast du ihr ein Geschenk gekauft?«

»Natürlich. Lass mich meine Geschichte fertig erzählen.«

»Gut, dass du an sie gedacht hast. Das musst du immer tun.«

»Lass mich fertig erzählen. Wir sind zum Grab meines Vaters gefahren, wie immer, wenn ich dort bin.« Noch ein Schluck. Und noch einer. »Als wir am Grab waren, fing sie an zu weinen.«

Sie waren jetzt mitten in Hell's Kitchen und bogen in die stinkende Gasse mit Kopfsteinpflaster ein, in der sich Ramirez' *kickback* befand.

»Sie müsste mir ein Geständnis machen, hat sie gesagt. Sie hat geglaubt, ihr Mann sei nicht mein Vater.«

»Mann, das muss aber eine Überraschung gewesen sein!«

»Benjamin - ihr Mann, also der Mann, von dem ich dachte, er sei mein Vater - war viel unterwegs gewesen. Immer auf Reisen. Sie hatten sich deswegen gestritten, als er mal wieder wegfuhr. Und sie hat sich einen Geliebten genommen. Nach einer Weile geht er wieder und Ben kommt nach Hause. Sie versöhnen sich. Sie ist schwanger, kann aber nicht sagen, an welchem Tag es passiert ist, weißt du. Aber sie ist ziemlich sicher, dass Ben nichts damit zu tun hat. Sie hatte lange rumgegrübelt, seit er gestorben war. Ob sie es mir sagen soll oder nicht, meine ich. Schließlich hat sie es nicht mehr ausgehalten und es mir erzählt.«

»Muss beschissen sein, so was zu hören. Also, warum bist du hier?«

»Ich wollte was über ihn herausfinden. Über meinen echten Vater. Wollte ihn nicht treffen, nur wissen, wer er war, womit er sich seinen Lebensunterhalt verdient hat, vielleicht ein Bild von ihm aufstreben.«

»Ist er immer noch hier?«

»Nein. Schon lange nicht mehr.« Pellam erklärte, wie er auf die letzte bekannte ***** seines leiblichen Vaters gestoßen war, aber dass er schon vor Jahren dort ausgezogen war und es keine weiteren Spuren von ihm gab. Pellam hatte in den Personenstandsregistern aller fünf Stadtbezirke von New York City und den benachbarten Verwaltungsbezirken von New York, New Jersey und Connecticut nachgeforscht. Nichts.

»Verschwunden, was? Wie mein *padre*.«

Pellam nickte.

»Warum bist du dann immer noch hier?«

»Ich wollte einen Film über Hell's Kitchen drehen. Von seinem Viertel. Er hat hier eine Weile gewohnt.« Pellam hielt die Flasche hoch. »Also, auf deinen *padre*, dem Hurensohn.« Er trank einen Schluck.

»Auf unsere beiden Väter. Egal, wohin sie sich verkrochen haben.«

Pellam hatte die Flasche gerade zurückgenommen, als er zum zweiten Mal innerhalb weniger Tage kaltes Metall an seinem Nacken spürte. Auch diesmal war es eine Pistolenmündung.

Ramirez hatte drei Gangster am Hals, Pellam nur einen.

»Scheiße«, zischte er, als er von zweien an den Schultern gepackt und von dem Dritten vorsichtig gefilzt wurde. Seine Automatikpistole und sein Messer wurden ihm abgenommen. Ein weiterer schnappte sich die Mescal-Flasche und schleuderte sie in die Gasse.

»Nur spic-Tunten trinken diesen Mist.«

Pellam hörte, wie die Flasche zerschellte.

Grinsend nickte Ramirez in Richtung des Mannes, der so eben gesprochen hatte. »Das ist Scan McCray«, sagte er zu Pellam. »Ich weiß nicht, warum er hier ist. Samstagabend ist er meistens verabredet - zu Hause mit seinem Schwanz.«

Womit sich Ramirez einen Faustthieb an den Unterkiefer einhandelte, der ihn ins Schwanken brachte.

Pellam erkannte McGray als einen der Männer in Corcorans Bar. Er hatte neben Jacko Drugh gesessen.

»Ich erinnere mich an ihn.«

Womit sich Pellam aus für ihn unerfindlichen Gründen ebenfalls einen Faustthieb einhandelte, allerdings in den Bauch. Keuchend knickte er vornüber. Sein Aufpasser, ein großer Kerl mit schwarzem Ledermantel wie der von Drugh, zerrte ihn in die Mitte der Gasse, ließ ihn auf einen Müllhaufen fallen und kehrte zu Ramirez zurück.

Dieser wehrte sich, versuchte, einen der Gegner mit dem Fuß zu treffen, musste aber immer wieder Schläge einstecken. Als sie eine Pause einlegten, keuchte er: »Ihr verdammten, dämlichen *micks*.« Er schien vor allem wütend über ihr Verhalten zu sein.

»Halt's Maul.«

McCray beugte sich zu ihm. »Ich hatte einen kleinen Schwatz mit O'Neil. Er hat mir erzählt, ihr beide hattet was Geschäftliches miteinander. Was mich nicht überrascht.«

»Sag ihm, was passiert ist«, schaltete sich ein anderer ein.
»Mit O'Neil.«

»Dass er schwimmen gegangen ist?«, fragte Pellams Aufpasser nach.

»Also, O'Neil ist im Hudson schwimmen gegangen, gleich neben der *Queen Elizabeth II*. Und ist bis jetzt nicht wieder aufgetaucht.«

Ramirez schüttelte den Kopf. »Oh, das ist brillant. Ihr macht den einzigen Waffenhändler in Hell's Kitchen alle... Jimmy kauft auch von ihm, falls es euch interessiert. Dann

müssen wir eben den Scheiß in Harlem und East New York kaufen, und die Nigger werden euch das letzte Hemd klauen. Ihr seid ja soooo verdammt schlau. Ich wette, Jimmy weiß nicht, dass ihr das gewesen seid. O Mann, die Sache habt ihr richtig gut versaut.« Er spuckte Blut.

Einen Moment herrschte Schweigen. Einer der Gauner schielte unsicher zu McCray.

»Scheiße«, zischte Ramirez. »Ihr wisst, was passiert, wenn ihr mich umbringt? Sanchez übernimmt die Sache und fegt euch alle von der Bildfläche. Wir haben MAC-Zehn und Uzis. Und Desert Eagles.«

»Oh, jetzt haben wir aber mächtig Angst.«

»Und wenn Corcoran rausbekommt, dass ihr einen Krieg angezettelt habt, wird er euch den Arsch aufreißen, wenn es Sanchez noch nicht getan hat. Verschwindet bloß von hier.«

»O Mann, du hast ein vorlautes Maul, Ramirez.«

»Ihr Ärsche...«

McCray holte weit aus und streifte Ramirez' Unterkiefer. Pellam versuchte aufzustehen, bekam aber einen Tritt mit dem Stiefel in den Bauch. Stöhnend, die Hand auf den Magen gepresst, ging er wieder zu Boden.

Die Iren lachten.

»Deiner Freundin hier geht's nicht so gut, Hector.«

Pellams Aufpasser packte ihn fest am Kragen, und die drei anderen zerrten Ramirez in eine Nische.

»Warum pisst du nicht auf ihn?«, fragte einer von ihnen.

»Halt's Maul«, schnauzte McCray. »Das ist kein Spiel.«

Pellam musste würgen und hob sich auf die Knie.

»Eh, der kotzt gleich«, rief sein Aufpasser lachend.

Doch sie hatten ihr Interesse an Pellam verloren und konzentrierten sich darauf, Ramirez zusammenzuschlagen. Dieser setzte sich mit allen Kräften zur Wehr, doch die stämmigen Iren waren ihm haushoch überlegen, sodass er ziemlich bald in die Knie ging. McCray spähte die Gasse auf und ab

und nickte seinem Adjutanten zu, der seine Pistole auf Ramirez richtete und den Hahn zurückzog. Die anderen beiden traten zur Seite, einer kniff die Augen zusammen.

Ohne sich noch weiter zu wehren, stieß Ramirez einen Seufzer aus. Mit ruhigem Blick auf seinen Mörder schüttelte er den Kopf. »*Cristos...* gut, dann mach schon und drück ab.« Er lächelte McCray an.

Ich habe keine andere Wahl, dachte Pellam, der sich selbst Mut zusprach. Absolut keine andere Wahl. Er hörte auf, so zu tun, als müsste er sich übergeben, ging in die Hocke und schlug die Hand seines Aufpassers zur Seite. Im gleichen Augenblick zog er seinen Colt Peacemaker aus dem Hosenbund und spannte mit dem Daumen den Hahn. Er schoss demjenigen, der Ramirez mit der Waffe bedrohte, ins Bein, das unter dem Aufprall zur Seite schnellte. Der Getroffene ließ die Waffe fallen und drehte sich schreiend um die eigene Achse, bis er aufs Kopfsteinpflaster fiel.

Pellams Aufpasser griff nach seiner eigenen Waffe, doch der Lauf von Pellams Peacemaker traf ihn mit einem lauten Krachen an der Nase. Pellam riss dem schreienden Mann die Glock aus der Hand. »Nein, Mann, nicht, bitte tu's nicht!«, bettelte er, während er zurückwich.

McCray war hinter einem Müllcontainer in Deckung gegangen. Der andere Ire neben Ramirez wollte sich gerade umdrehen, doch Ramirez rammte ihm seine Faust in die Brust. Noch drei weitere schnelle Schläge. Er schrie auf und fiel, nach Luft schnappend und kotzend, auf den Rücken.

Pellam huschte um die Ecke und gab einen Schuss ab - in Richtung McCray, aber nicht auf ihn. Er zielte auf den Boden neben seinen Füßen, hatte aber Angst, dass Passanten getroffen wurden. Der Schuss trieb McCray noch weiter hinter den Container.

»O Gott, o Scheiße. Mein Bein, mein Bein!«, schrie der Ire mit der Waffe.

Niemand achtete auf ihn. Pellams Aufpasser verschwand in einer Quergasse. McCray und die beiden anderen Iren schossen blind auf Ramirez, der flach auf dem Boden lag und, so gut es ging, hinter einem Berg aus Müllsäcken Deckung suchte.

»Hey«, rief Pellam, der sich duckte, als eine Kugel aus McCrays Pistole an ihm vorbeisauste. Er warf seine schwarze Automatik zu Ramirez, der sie mit einer Hand auffing, den Schlitten zurückzog und mehrere Schüsse abgab, um die anderen in Deckung zu treiben. Der Ire, den Pellam angeschossen hatte, schluchzte immer noch und kroch, die Händen über dem Gesicht, zentimeterweise in Richtung seiner Kameraden.

Ramirez jauchzte und lachte laut auf. Er war ein hervorragender Schütze, und der Ire konnte nur für eine oder zwei Sekunden aus seiner Deckung auftauchen und ungezielt einen Schuss abgeben, bevor er sich wieder ducken musste.

Das Gefecht dauerte nicht länger als dreißig Sekunden. Pellam hatte keinen Schuss mehr abgegeben. Er war sich sicher, dass er Polizeisirenen gehört und Blaulichter gesehen hatte. Hunderte von Polizisten waren auf der Straße. Doch keiner von ihnen ließ sich blicken.

Schließlich befanden sie sich in Hell's Kitchen. Was bedeutete da schon ein kleiner Schusswechsel?

Ein Arm streckte sich nach dem Verwundeten aus und zog ihn hinter die Mauer. Er war verschwunden. Kurz darauf flohen die Iren aus der Gasse. Ein Auto wurde angelassen und fuhr quietschend los.

Pellam erhob sich, war immer noch außer Atem. Ramirez ebenfalls, lachte jedoch. Er überprüfte das Magazin, schob die Pistole in seine Tasche und suchte seine eigene Waffe.

»Du Hurensohn«, sagte Ramirez nur.

»Komm, wir...«

Der Schuss war Ohren betäubend. Pellam spürte einen scharfen, brennenden Schmerz an seiner Wange.

Ramirez wirbelte herum und schoss aus der Hüfte. Drei mal, viermal, traf den Mann - Pellams Aufpasser -, der zurückgekommen war und aus dem Schatten der Gasse auf sie geschossen hatte. Und jetzt rückwärts flog.

Mit zitternden Händen sah Pellam zu, wie sich der Ire krümmte und starb.

»Verdammst, Mann, bist du okay?«, fragte Ramirez besorgt.

Pellam fasste sich an seine Wange, berührte nacktes Fleisch und besah sich das Blut an seinen Fingern.

Es brannte höllisch. Aber das war gut. Aus seinen Stuntman-Zeiten wusste er, dass Taubheit schlecht und Schmerz gut war. Wenn eine Nummer schief ging und ein Stuntman über ein taubes Gefühl klagte, wurde der Stunt-Koordinator mehr als nervös.

In der Ferne die erste Sirene.

»Hör mal, man darf mich hier nicht finden«, meinte Pellam verzweifelt.

»Hey, das war Selbstverteidigung.«

»Nein, das meine ich nicht. Man darf mich nicht mit einer Waffe finden.«

Ramirez runzelte die Stirn, nickte dann aber verständnisvoll und blickte die Neunte Avenue entlang. »Also, ich sag dir, was du tun musst. Geh raus auf die Straße, aber langsam. Als würdest du einkaufen gehen. Deck das zu.« Er zeigte auf die verwundete Wange. »Besorg dir einen Verband oder so was. Bleib auf der Achten oder Neunten Avenue, geh Richtung Norden. Denk dran: Geh langsam. Du bist unsichtbar, wenn du langsam gehst. Gib mir deine Waffe. Wir finden einen Platz, um sie zu verstecken.«

Pellam gab ihm seinen Colt.

»Hast du nicht gesagt, du hättest keine?«, fragte Ramirez.

»Die Lüge eines Weißen«, flüsterte Pellam und machte sich aus dem Staub.

... Neunzehn

Pellam stürzte ins Büro. »Louis, ich habe hier etwas, das Sie vielleicht interessieren könnte.«

Es war spät am Morgen, so gegen zehn Uhr, und Bailey, der noch ziemlich nüchterne Anwalt, war noch nicht zu dem ziemlich angetrunkenen Stubenhocker mutiert, der er sonst war. Im Bürobereich war das Licht ausgeschaltet, und er schlurfte im Bademantel aus dem Schlafzimmer herein, an den Füßen zwei ungleiche Schläppen.

Trotz der qualvollen Geräusche, die sie von sich gab, wirbelte die Klimaanlage immer noch nur heißen Staub auf.

»Was ist mit Ihrem Gesicht passiert?«

»Beim Rasieren geschnitten«, erwiderte Pellam.

»Versuchen Sie's mit einer Klinge. Die sind sicherer als Macheten. Ich habe gehört, dass es gestern Nacht eine Schießerei gegeben hat. Einer aus Jimmy Corcorans Gang ist getötet worden.«

»Echt?«

»Pellam...«

»Ich weiß nichts davon, Louis.«

»Man vermutet, dass zwei Männer darin verwickelt waren, ein Weißer und ein Hispano-Typ.«

»Ein Latino«, korrigierte Pellam. »Hispano sagt man nicht.« Er ließ das Polaroidfoto auf den Schreibtisch fallen.

»Schauen Sie mal.«

Doch der Anwalt behielt Pellam noch für einen Moment fest im Blick.

»Ich habe das Foto gestern Flo Epstein gezeigt. Der Frau von der Versicherungsagentur.« Er hob unschuldig die Hände.
»Keine Einschüchterungen. Nur Schnapschüsse.«

Bailey betrachtete das Foto genauer. »Auch einen Wein?
Nein? Ganz sicher?«

»Ich habe ein Foto von Ettie im Gefängnis gemacht, es dieser Epstein gezeigt und sie gefragt, ob das Ettie sei«, erzählte er weiter.

»Und?«

»Sie hat sie erkannt.«

»Nun gut.« Bailey sah sich das Foto genauer an. Er blinzelte, nahm es in die Hand und fing an zu lachen. »Das ist wirklich gut. Wie haben Sie das hinbekommen?«

»Retouchiert. Auf meinem Laptop. Mit einem Grafikprogramm für die Nachbearbeitung der Filme.«

Es war das Foto, das Pellam im Frauengefängnis von Ettie aufgenommen hatte - von ihrem Körper, ihrem Haar, ihren Händen und ihrer Kleidung. Nur nicht von ihrem Gesicht - das gehörte nämlich Ella Fitzgerald. Pellam hatte die beiden Bilder auf seinem Computer zusammengeführt und ein Polaroidbild von dem Ergebnis gemacht.

»Sehr ermutigend«, meinte der Anwalt. Doch Pellam dachte, dass er nicht so hoffnungsvoll aussah, wie er sein müsste.

Pellam öffnete die Tür des kleinen Kühlschranks. Nur große Flaschen mit Wein, kein Wasser, keine Limonade, kein Saft. Er blickte wieder hoch. »Wovon sind Sie so mitgenommen, Louis?«

»Vom Pokerspiel mit dem Fire Marshall, von dem ich Ihnen erzählt habe.«

»Ist es geplatzt?«

»O nein.«

Pellam nahm das Stück Papier entgegen, das Bailey ihm mit zittriger Hand entgegenhielt.

Lieber Louis,

ich habe nun das getan, worüber wir geredet hatten, und mich auf ein Spiel eingelassen mit Stan, Sobie, Fred und der Maus - erinnerst du dich an ihn? Es muss Jahre her sein. Ich habe sechzig von deinen Piepen verloren, aber von

Stan habe ich eine fast volle Flasche Dewars bekommen, die ich vorbeibringe, wenn sie nicht mehr so schön voll ist.

fetzt zu dem, was ich herausgefunden habe und dir wahrscheinlich nicht gefallen wird. Lomax hat ein Sparbuch gefunden, von dem Ettie niemandem etwas erzählt hatte. Mit über Zehntausend darauf. Und zwei Riesen hat sie am Tag vor dem Feuer abgehoben. Sie sagen auch, dass du ein Halunke wärst, weil du den Betrag bei der Offenlegung der Finanzen für den Kautionsantrag nicht aufgeführt hast. Es kommt ihnen jedoch zum größten Teil gelegen, da es ihren Fall vorantreibt.

Joey

Zehntausend?

Pellam war verblüfft. Wo, um Himmels willen, hatte Ettie so viel Geld her? Ihm gegenüber hatte sie niemals irgendwelche Ersparnisse erwähnt. Als Bailey sie gefragt hatte, wie viel sie dem Kautionsbürgen zuschießen könnte, hatte sie geantwortet, vielleicht acht-, neuhundert, das wäre das Höchste. Auch erinnerte er sich an den darauf folgenden Tag, als sie ihm erzählt hatte, dass sie sich die Versicherungspolice von Flo Epstein gar nicht hätte leisten können.

Er blickte aus dem Fenster und sah den Bulldozern zu, wie sie das niederwalzten, was von Etties Haus noch übrig war. Ein Arbeiter rammte mit einem Vorschlaghammer einen Meißel in eine mit Ruß überzogene Bulldogge aus Stein, um sie auseinander zu brechen.

Er hatte Etties Stimme im Ohr:

... Ich versuche, mich daran zu erinnern, wie viele Häuser es in diesem Block gegeben hat. Ich bin mir nicht sicher. Die meisten waren Mietshäuser wie dieses. Inzwischen sind die meisten aber verschwunden. Dieses wurde von einem Immigranten 1876 erbaut. Heinrich Deuter. Ein

Deutscher. Haben Sie die Bulldoggen draußen vor der Tür gesehen, die rechts und links von der Treppe? Er hatte einen Steinmetz beauftragt, um sie anfertigen zu lassen, weil er als kleiner junge in Deutschland einen solchen Hund gehabt hatte. Ich habe seinen Urenkel vor einigen Jahren kennen gelernt. Die Leute jammern, dass es eine Schande wäre, diese alten Häuser abzureißen und neue zu bauen. Was soll ich dazu sagen? Vor hundert Jahren haben sie andere Gebäude abgerissen und diese hier gebaut, oder? Die Dinge verändern sich. Wie auch die Menschen kommen und gehen. So ist das Leben nun einmal.

Pellam sagte eine ganze Weile lang nichts. Er nahm einen langen Generalschlüssel von Baileys Schreibtisch, betrachtete den Bart und legte ihn wieder zurück. »Wie hat die Polizei von dem Sparbuch erfahren?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Hat der Kassierer Ettie als diejenige identifiziert, die das Geld abgehoben hat?«

»Ich habe bei jemandem in der Abteilung nachgefragt, der das herausfinden soll. Das Konto wurde gesperrt.«

»Die Sache sieht nicht gut aus, oder?«

»Nein, überhaupt nicht.«

Das Telefon klingelte und Bailey nahm ab.

Pellam sah, wie ein Auto langsam vorbeikurvte. Dann hörte er wieder den Beat und die Bässe dieses Hip-Hop-Liedes. Es war wahrscheinlich die Nummer eins in den Rap-Charts. ... *the Man got a message just for you, gonna smoke your brothers and sisters too.*

Das Lied verhallte in der Ferne. Als sich Pellam umdrehte, hielt Bailey geistesabwesend den Hörer in der Hand. Er versuchte ihn aufzulegen, benötigte jedoch zwei Anläufe, bis der Hörer wieder auf der Gabel lag. »Mein Gott«, hauchte er. »Mein Gott.«

»Was ist los, Louis? Ist was mit Ettie?«

»An der Upper West Side hat es vor einer halben Stunde gebrannt.« Er atmete tief ein. »Es war die Versicherungsagentur. Zwei Angestellte wurden getötet. Eine von ihnen ist Flo Epstein. Er war es, Pellam. Jemand hat ihn erkannt, den jungen Mann von der Tankstelle. Er hat wieder seine Napalm-Mischung verwendet. Er hat die beiden bei lebendigem Leibe verbrannt, Jesus Maria...«

Pellam atmete heftig aus, war wie gelähmt von den Neuigkeiten. Ihm kam der Gedanke, dass der Pyromane ihm zur Agentur gefolgt sein musste. Vorher war er in Pellams Apartment eingebrochen und hatte die beiden Bänder gestohlen, dann ist er ihm Richtung Uptown gefolgt. Deswegen hat er wahrscheinlich Pellam nicht in seiner Wohnung getötet - er sollte ihn zu den Zeugen führen.

»Es waren drei Minuten. Wenn man Sex mit jemandem hat, ist das nichts. Hat man einen Balg am Hals, kommt es einem wie eine Ewigkeit vor.«

Und wenn man verbrennt?

»Sie hat eine eidesstattliche Erklärung unterzeichnet, dass sie Ettie erkannt hat. Das wird vor Gericht zugelassen. Nicht aber das, was sie Ihnen über das getürkte Foto gesagt hat. Das ist nur die Wiedergabe von Behauptungen Dritter«, stellte Bailey fest.

Pellam sah aus Baileys Fenster auf ein quadratisches Stückchen Erde in der Nähe der Stelle, auf der Etties Haus einmal gestanden hatte. Dieses Stückchen Erde wurde von der rötllichen Sonne angestrahlt, die vom klaren Himmel herabschien. Jetzt, da es das Gebäude nicht mehr gab, kam es Pellam vor, als würde das Sonnenlicht in Regionen vordringen, die seit mehr als hundert Jahren nicht mehr den Sonnenstrahlen ausgesetzt waren. Die zurückgewonnene Helligkeit

schien sowohl die Gegenwart als auch die Vergangenheit zu verändern. So kam es Pellam vor, als ob die Geister der vielen Bewohner aus Hell's Kitchen, die vor langer Zeit durch Kugeln, Krankheiten und die Last des Lebens dahingerafft worden waren, sieh plötzlich wieder in Gefahr befanden.

»Sie wollen, dass sie sich auf ein teilweises Schuldeingeständnis einlässt, stimmt's?«, wollte Pellam von dem Anwalt wissen.

Dieser nickte.

»Das wollten Sie von Anfang an, richtig?«, fragte Pellam weiter.

Baileys blasse Handgelenke ragten aus schmuddeligen Manschetten heraus, während er die Fingerspitzen aneinander legte. »Wenn man für ein teilweises Schuldeingeständnis etwas rausholen kann, bedeutet das hier in Hell's Kitchen bereits einen Sieg.«

»Und was ist mit denen, die unschuldig sind?«

»Das hat, verdammt noch mal, nichts mit Schuld und Unschuld zu tun. Das ist wie eine Sozialversicherung oder als ob man sein Blut verkauft, um sich von dem Geld Fusel oder Essen zu kaufen. Ein teilweises Schuldeingeständnis im Austausch für die Reduzierung des Strafmaßes - eine Sache, die das Leben in Hell's Kitchen ein wenig leichter macht.«

»Wenn ich mich nicht eingemischt hätte, dann hätten Sie das durchgezogen, nicht wahr? Sie hätten sie zu einem Schuldeingeständnis überredet?«, wollte Pellam wissen.

»Eine halbe Stunde nach ihrer Verhaftung«, gestand Bailey.

Pellam nickte. Schweigend ging er nach draußen und stapfte den Bürgersteig entlang. Der Schaufelbagger hob gerade eine Ladung Schutt vom Trümmerplatz von Etties Haus und ließ ihn unsanft in einen Container fallen.

Die Dinge verändern sich. So ist das Leben nun einmal.

Ihm blieb nichts anderes übrig, als sie gerade heraus zu fragen.

Pellam beobachtete Ettie, die steif den Besucherraum des Frauengefängnisses betrat. Ihr verhaltenes Lächeln verschwand. »Was ist los, John?« Ihre Augen verengten sich, als sie die Wunde auf seiner Wange bemerkte. »Was ist passiert...« Doch sie verstummte, als sie seinen Gesichtsausdruck bemerkte.

»Die Polizei hat das Sparbuch gefunden.«

»Das...?«

»Das in Harlem. Das Bankkonto mit den zehntausend Dollar drauf.«

Die alte Dame schüttelte vehement den Kopf und drückte die Hand ihres gesunden Armes gegen die Schläfe. Ihr Ringfinger war vor vielen Jahren einmal gebrochen gewesen und schief wieder zusammengewachsen. Für einen Augenblick huschte Reue über ihr Gesicht, dann spie sie hervor: »Ich habe *niemanden* von meinen Ersparnissen erzählt. Wie, zum Teufel, haben sie die gefunden?« Sie wirkte abgespannt und distanziert.

»Sie haben niemandem davon erzählt. Weder dem Gericht noch dem Kautionsbürgen. Und auch Louis nicht. Das sieht nicht gut aus.«

»Es gibt keinen Grund, dass jedermann alles über eine alte Frau erfahren sollte!«, konterte sie. »Der Ehemann nimmt ihr ihre Sachen weg, ihre Kinder nehmen ihr ihre Sachen, alle nehmen, nehmen, nehmen! Wie haben sie es herausgefunden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Nun gut, ich habe also ein wenig Geld, was soll's?«, fuhr sie verbittert fort.

»Ettie...«

»Das sind doch allein meine Angelegenheiten, nicht deren.«

»Man behauptet, dass Sie - oder jemand anderes - genau einen Tag vor dem Feuer Geld abgehoben haben.«

»Was? Ich habe nichts davon abgehoben.« Ihre Augen waren vor Wut und Beunruhigung weit aufgerissen.

»Zweitausend.«

Sie stand auf und humpelte wie wild im Kreis herum, als ob sie auf die Straße stürmen wollte, um das gestohlene Geld zu suchen. »Jemand hat mich beklaut? Mein Geld! Jemand hat ihnen von meinem Geld erzählt! Irgendein Verräter hat das getan.«

Ihre Stimme wirkte einstudiert, als ob sie eine Ausrede geprägt hatte, falls man das Geld finden würde. Immer mehr Verschwörungstheorien, dachte Pellam. Als ihn Ettie mit gerunzelter Stirn anblickte, drehte er sich zum Fenster. Er fragte sich, ob sie wohl ihn verdächtigte. Ob sie dachte, dass *er* der Verräter war. Hielt sie *ihn* für einen Judas? »Wo war das Sparbuch aufbewahrt?«, wollte er schließlich wissen.

»In meiner Wohnung. Es ist verbrannt, nehme ich an. Wie kann jemand einfach Geld abheben? Was kann ich denn jetzt tun?«

»Die Polizei hat das Konto gesperrt.«

»Wie bitte?«, schrie sie.

»Niemand kommt jetzt mehr an das Geld ran.«

»Ich komme nicht mehr an mein Geld ran?«, flüsterte sie.

»Ich brauche es. Jeden einzelnen Cent davon.«

Pellam fragte sich, warum? Wofür?

»Sie haben das Geld nicht für die Kautionsgenutzt. Schauen Sie mich nicht so an, Ettie. Ich sage nur, was die Staatsanwaltschaft gesagt hat. Dass das verdächtig ist.«

»Die denken, ich hätte den Brandstifter damit bezahlt?« Sie lachte bitter.

»Ich schätze, ja«, erwiderte Pellam nach einer kurzen Pause.

»Denken Sie das auch?«

»Nein.«

Ettie ging zum Fenster hinüber. »Jemand hat mich reingelegt. Und zwar sehr gekonnt.« Die Worte klangen traurig, und sie konnte ihm dabei nicht ins Gesicht sehen. Wieder war Ettie wie versteinert. Schließlich hob sie den Kopf ganz langsam gerade so weit, dass sie auf das trüb beleuchtete Fensterbrett schauen konnte. »Lassen Sie mich jetzt bitte allein. Ich möchte so schnell niemanden mehr sehen. Nein, sagen Sie jetzt nichts, John. Gehen Sie einfach.«

Als sie ihn sich diesmal schnappten, filzten sie ihn gründlich.

O Mann, nicht jetzt. Das kann ich wirklich nicht gebrauchen.

Pellam hatte die Eingangshalle seines Mietshauses im East Village betreten und sinnierte voller Zweifel über Ettie und ihren Geheimgroschen nach, als ihn sechs Hände von hinten packten und gegen die Wand schleuderten.

Das letzte Mal, als er mit Ramirez zusammen auf die Iren gestoßen war, hatten sie sich damit begnügt, Pellam mit einem einzigen Schlag auszuschalten, dann aber vergessen, ihn nach Wildwest-Pistolen abzusuchen. Dieses Mal krempelten sie alle Taschen um, und erst als sie sicher waren, dass er unbewaffnet war, wirbelten sie ihn herum.

Der kleine Jacko Drugh war in Begleitung eines großen Mannes, der Jimmy Corcoran ähnlich sah, und eines dritten, rothaarigen Kerls. Die Eingangshalle war zwar nicht riesig, jedoch groß genug für drei Typen, die Pellam die Eingeweide herausprügeln wollten.

Drughs Blick verriet Pellam, dass dies nicht seine Idee gewesen war, und er hegte eine gewisse Sympathie für den jungen Mann.

Dann schauen wir mal. Welche Szene könnte das sein? Ende der zweiten Szene des Standard-Hollywood-Action/Abenteuerfilms. Der gute Revolverheld wird von den Jungs des Vieh-

barons hinterrücks angegriffen. Der heldenhafte Reporter wird vom Sicherheitsdienst des Ölkonzerns dingfest gemacht. Die Kommandotruppe tappt in eine Falle und wird vom Feind entführt.

Der erste Punkt geht an die Bösen, aber der Held steht schon in den Startlöchern, um triumphierend zurückzukehren. Die Zuschauer lieben es, wenn ihre Hauptfigur hart auf die Schnauze fällt.

»Ich würde euch ja nach oben bitten«, sagte Pellam, als er unter den Schraubstockgriffen an seinen Armen zusammenzuckte. »Aber eigentlich will ich das nicht.«

Der größere der Schläger, wahrscheinlich Corcorans Bruder, holte schon mit der Faust aus, aber Drugh schüttelte den Kopf, »Jimmy hat das von gestern Nacht gehört«, sagte er zu Pellam. »Dass Sean McCray höchstpersönlich Ramirez aufgemöbelt hat. Hab gehört, du hast für den Latino-Arsch den Sekundanten gespielt... na, egal, wie du vielleicht schon gehört hast, will Jimmy zurzeit nicht, dass irgendjemand auf Hell's Kitchen aufmerksam wird. Er wird dich und Ramirez also nicht töten, was er eigentlich tun sollte. Aber ihr habt einen von unseren Jungs kalt gemacht, und das werden wir nicht auf sich beruhen lassen. Dafür wirst du bezahlen müssen.«

»Warte mal, warum ich?«, wollte Pellam wissen. »Was ist mit Ramirez?«

»Nun, Jimmy will nicht, dass irgendwelche Kämpfe zwischen den Gangs ausbrechen, und dachte sich, dass es für alle besser wäre, wenn wir Mike Tyson mit dir spielen.«

»Nicht unbedingt für alle. *Ich* bin von der Idee nicht besonders angetan«, murkte Pellam.

»Tja, so funktioniert das eben, oder? Jacko macht die Regeln nicht.«

Und dem Typen habe ich gerade noch fünf Hunderter bezahlt. Scheiße.

»Wenn ihr wollt, dass ich mich entschuldige, dann tue ich's.
Es tut mir Leid.«

»Entschuldigungen sind einen Scheißdreck wert«, erwiderte der Rothaarige und kam auf Pellam zu. Pellam drehte sich ihm zu, um den Angriff abzuwehren, doch Drugh hielt seinen Arm zwischen sie, um seinen Gangsterkollegen aufzuhalten.

»Warte mal. Er gehört Jacko. Nicht wahr?« Der ein Meter fünfundfünzig große Drugh drehte sich Pellam zu.

Bei Pellam ließ die Anspannung erheblich nach. Jetzt verstand er - deshalb also hatte Jacko sich freiwillig gemeldet. So wie bei O'Neil und Ramirez. Ein kleiner Schwindel. Drugh würde ein paar Schläge austeilten, Pellam würde zu Boden gehen, und in drei Minuten wäre alles vorüber. Aus seinen Zeiten als Stuntman wusste er, wie man einen Kampf vortäuscht. Er schüttelte die anderen beiden Iren ab und trat nach vorne. »In Ordnung, du hast es nicht anders gewollt.« Er hob die Arme und ballte die Fäuste.

Druchs erster Schlag hätte fast sein Aus bedeutet. Die knochige Faust traf ihn volle Breitseite auf dem Unterkiefer. Ein verdutzter Blick, dann flog er nach hinten und knallte mit dem Kopf gegen die Blechbriefkästen. Drugh verpasste ihm noch eine Linke in die Eingeweide. Pellam sank in die Knie und würgte.

»Verdammte Scheiße...«

»Halt die Schnauze«, grummelte Drugh. Mit gefalteten Händen versetzte er Pellams Nacken einen kräftigen Hieb. Zwei Sekunden später lag Pellam flach auf den dreckigen Fliesen.

Zum Abschluss versetzte ihm Drugh noch ein paar Tritte mit seinen Arbeitsschuhen in die Nieren- und Magengegend. Großer Gott...

»Jetzt hast du keine Waffe, du kleines Arschloch«, sagte Drugh, als hätte er den ganzen Tag mühevoll an der Zeile ge-

arbeitet. Er war ein viel schlechterer Schauspieler, als Pellam vermutet hatte. »Du hast dich mit den falschen Leuten angelegt.«

Pellam kam wieder auf die Knie und schlug in Drughs Richtung. Er verfehlte seinen Gegner und kassierte drei weitere heftige Magenschwinger.

»Na, wie bin ich?«, flüsterte der kleine Mann in Pellams Ohr.

Pellam konnte nicht sprechen. Er war kurz davor, sich zu übergeben.

»Schlag zurück. Das sieht sonst zu getürkt aus«, flüsterte Drugh ihm zu.

Pellam kroch von ihm weg und stand mühsam auf. Weit ausholend, wirbelte er herum, streifte Drugh aber nur leicht an der Wange.

Drugh spielte den Verdutzten. »Du verdammter Arsch!«, schrie er. Der Rothaarige und der andere hielten Pellam fest, während Drugh Schläge in Pellams Magen und auf sein Gesicht niederprasseln ließ. Pellam gab auf, er hielt nur noch seine Hände vors Gesicht und ging zu Boden.

»Bist wohl doch nicht so toll, was?«, lachte der Rothaarige.

»Lass uns verschwinden, Jacko.«

Plötzlich zog Drugh seine Waffe heraus und drückte die Mündung gegen Pellams Gesicht. Pellam dachte daran, dass er dem Abzug einer Waffe nie richtig getraut hatte. Sie konnten, wie man wusste, leicht losgehen. Der Knirps beugte sich über Pellam. »Sieh zu, dass ich eine Rolle in einem Film bekomme«, flüsterte er. »Ich kann die Kampfszenen selber spielen. Ich brauche keinen Double. Ich habe auch meine eigene Waffe.«

Pellam stöhnte.

»Schieß ihm in den Fuß oder ins Knie oder sonst wohin, Jacko.«

»Ja, zerfetz ihm die Hand. Peng, peng.«

Drugh schien noch zu überlegen. »Nein, der hat genug.
Diese blöden Schwuchteln aus Hollywood vertragen nichts.«

Noch einmal beugte sich Drugh über ihn und flüsterte ihm zu: »Du wolltest doch noch was über diesen Jungen, Alex, wissen. Er wohnt im Eagleton Hotel auf der Neunten Avenue, Zimmer vier-drei-vier.«

Pellam brabbelte etwas, das Drugh als »Danke dir« auffasste, obwohl der Satz nur ein einziges Wort der Dankbarkeit enthielt.

Zum Abschied versetzte ihm Drugh einen freundlichen Stoß in die Rippen und verschwand mit den anderen. »He, Tommy, kannst du dich noch an die Szene aus dem Film erinnern, von dem ich dir erzählt habe, ha?«, fragte er den Rothaarigen. »Na, was denkst du, welchen Film meine ich?«

Dann fiel die Tür ins Schloss. Pellam spukte den losen Zahn aus. Er wirbelte über die Bodenfliesen, bis er schließlich - nach Minuten, wie es schien - liegen blieb.

... Zwanzig

Genau in dem Augenblick, als eine Horde übermüdeter Touristen aus Frankreich in dem geschmacklos aufgemachten Hotel auf der West Side eincheckte, öffnete sich die Tür des Fahrstuhls, der ins Erdgeschoss gerufen worden war.

»*Mon dieu!*«

Die brennende Flüssigkeit in der Kabine brachte den Plastikbehälter zum Schmelzen und ergoss sich wie eine Flutwelle in die Eingangshalle.

»Mein Gott!«, rief jemand anderer.

»Oh, Scheiße...«

Wie durch Zauberhand erschienen die Flammen, während die Flüssigkeit sich über den Boden ergoss und den Teppich,

die Tische und Stühle, die goldgemusterte Tapete und die falschen Gummibäume in Brand setzte.

Der Alarm setzte mit einem scharfen Bariton ein - altdisiche Glocken, die einen vermuten ließen, dass auch die Rettungssysteme ihre besten Zeiten schon hinter sich hatten. Schreie erfüllten die heruntergekommene Halle. Menschen flohen ins Freie.

Beängstigender als die Flammen war der Rauch, der sich schlagartig im Hotel ausbreitete, als würde er unter Hochdruck hereingepumpt werden. Der Strom fiel aus, und der Rauch legte sich wie dunkle Nacht über die Eingangshalle und die Flure. Selbst die roten Notausgangszeichen konnte man nicht mehr erkennen.

Übertönt wurden die Schreie und die Alarmglocke von einem hektischen Ton, der sich anhörte wie der einer Orgel - dem Heulen des Feuers.

Das Eagleton Hotel lag im Sterben.

Die Flammen verzehrten den billigen Teppich, verwandelten das Grün innerhalb weniger Sekunden in ein tiefes Schwarz. Sie brachten Plastik so leicht zum Kochen, wie sie Haut versengten. Das Feuer schoss die Wände hinauf und ließ den Gips schmelzen wie Butter. Es spuckte Rauch aus, der so dick war wie Schlamm, und ersticke ein halbes Dutzend ausländischer Gäste in einer Nische ohne Ausgang.

Der tödliche Kuss des Feuers.

»Merde! Mon dieu! Allez, allez! Giselle, où es tu?«

Ein Stockwerk tiefer im Festsaal, wo sich drei Kellnergehilfen in weißen Jacken zusammengekauert hatten, breiteten sich die Flammen explosionsartig aus - der gesamte Raum wurde so heiß, dass er sich wie ein riesiger Streichholzkopf entzündete.

Oben sprang ein junger Mann mitsamt seiner Kleidung in eine randvolle Badewanne, weil er dachte, dies würde ihn schützen. Zwei Stunden später würden von Übelkeit geplagte

Feuerwehrleute das finden, was von seinem Körper in dem immer noch siedenden Wasser übrig war.

Eine Frau riss in wilder Panik die Tür ihres Zimmers auf und fand sich inmitten einer Explosion wieder, die von dem einströmenden Sauerstoff ausgelöst wurde. Als sie einen letzten Schrei ausstoßen wollte, war es kein menschlicher Laut, der aus ihrem Mund kam, sondern eine Stichflamme, die sich mit einem Knall entlud.

Ein Mann floh vor einer Feuerwand und sprang durch ein Fenster im vierten Stock. Lautlos und mit eleganten Überschlägen landete er auf dem Dach eines gelben Taxis. Schlagartig wurde das Glas in den sechs Fenstern undurchsichtig, als wäre es mit einer winterlichen Eisschicht überzogen.

Ein anderer Mann trat auf die Feuerleiter, deren Metallstäbe so heiß waren, dass die Sohlen seiner Sportschuhe in Sekundenschnelle durchgeschmolzen waren. Schreiend stieg er auf seinen verbrannten, blutenden Füßen zum Dach hinauf.

In den höheren Stockwerken glaubten einige Gäste, sie seien vor dem Feuer sicher; nur wenig Rauch war bisher zu ihnen nach oben gedrungen. Ohne die Ruhe zu verlieren, lasen sie die Sicherheitshinweise durch und legten sich, angeleitet von den beruhigenden Worten, nasse Waschlappen über die Gesichter. Dann setzten sie sich auf den Boden, um auf Hilfe zu warten. Kohlenmonoxid ließ sie in einen friedlichen Schlaf fallen, aus dem sie nicht mehr erwachten.

In der Eingangshalle flog ein Sofa in die Luft und versprühte orangefarbene Flammen. Auch die Leiche eines Touristen, der auf dem Teppich lag, explodierte. Sein Körper zog sich wie der eines Boxers zusammen - angezogene Knie, geballte Fäuste und abgewinkelte Arme. Vor ihm zerschmolz ein Cola-Automat, und explodierende Dosen flogen durch die Eingangshalle. Der Inhalt war verdampft, noch bevor die Aluminiumhüllen den Boden berührten.

Sonny erhaschte flüchtige Bilder dieser Szenerie, weil er

den Kanister mit der brennenden Flüssigkeit im fünften Stock in den Fahrstuhl gestellt hatte und anschließend gemütlich die Feuerleiter hinuntergestiegen war. Trödelnd, beobachtend. Eigentlich sollte er schnell fliehen, vorsichtiger sein. Aber natürlich kam er nicht gegen sein Verlangen an. Seine Hände zitterten nicht mehr, und er schwitzte auch nicht.

Die Feuerwehr kam vorgefahren. Sonny huschte in eine Gasse auf der anderen Straßenseite und registrierte voller Freude, dass der Brand ein solches Ausmaß hatte, dass alle mit anpacken mussten. Damit hatte er sich eine Ehrennadel verdient. Es kamen Einsatz- und Rettungsfahrzeuge mehrerer Feuerwachen. Mein Gott, dieser Brand konnte ein ganzes Bataillon aus Feuerwehrleuten beschäftigen! Seit Monaten hatte er schon kein solches Feuer mehr hinbekommen. Er hörte den Polizeifunk ab und erfuhr, dass es sich um ein Feuer mit Alarmstufe 10-45, Code 1 handelte.

Es gab also schon Tote.

Aber das wusste er ja.

Immer mehr Feuerwehrwagen rückten an. Dutzende von Seagrave- und Mack-Einsatzfahrzeugen, Maschinen und Leitern. Einige in Rot, andere in grüngelber Neonfarbe. Schrille Martinshörner. Krankenwagen. Polizeifahrzeuge. Zivile Einsatzwagen. Männer und Frauen in Feuerschutzkleidung mit Sauerstoffflaschen und Atemmasken eilten der Feuersbrunst entgegen. Noch mehr Krankenwagen. Noch mehr Polizei. Licht und Lärm, Wasserkaskaden. Überall Dampf, der aussah wie die Geister von Toten. Falsch geparkte Autos wurden aufgebrochen, um den Feuerwehrschläuchen Platz zu machen.

Menschen verstopften die Straßen, Plünderer versuchten das Risiko abzuschätzen.

Das Hotel wurde zu einem Meer orangefarbener Flammen, die bis zum Penthouse im siebten Stock hinaufschlugen.

Als das Feuer einigermaßen unter Kontrolle war, begannen die Rettungsmannschaften die Leichen zu bergen. Einige hat-

ten sich auf Grund des Sauerstoffmangels blau gefärbt, andere waren krebsrot von der Hitze. Manche waren kohlrauschwarz und hatten keine Ähnlichkeit mehr mit den menschlichen Wesen, die sie früher einmal waren.

Immer wieder explodierten Fensterscheiben. Schwarze Glasscherben prasselten auf die Straße, während die wie Hahnenchwänze aussehenden Wasserstrahlen aus den riesigen Düsen nach oben spritzten und sich über den schwächer werdenden Flammen in brühend heißen Dampf verwandelten.

All das beobachtete Sonny aus seiner gegenüberliegenden Gasse.

Er beobachtete das Schauspiel so lange, bis er endlich, endlich das sah, worauf er gewartet hatte.

Sonnys Mutter hatte ihm erzählt, dass sein Vater gerne auf die Jagd gegangen war, wo Bosco, der stürmische Labrador, für ihn die Vögel aufgescheucht hatte. Er war ein guter Jäger gewesen, sein Vater, und er hatte viel Zeit darauf verwendet, ein noch besserer zu werden - obwohl er dies nicht hätte tun sollen, wie Sonny geschlussfolgert hatte, da seine Frau mit allem gefickt hatte, was an ihrer Tür vorbeigekommen war, sobald ihr Mann mit Bosco das Haus verlassen hatte.

Der letzte Geliebte von Sonnys Mutter war allerdings nie hinter irgendetwas hergejagt - die einzige Jagd in seinem Leben war die nach einem Weg aus dem brennenden Schlafzimmer gewesen. Den er natürlich dank Sonny und einer äußerst praktischen Drahtspule nicht gefunden hatte.

Und jetzt sah Sonny in dem rauchenden Chaos des Hotels Eagleton einen Vogel, den er aufgescheucht hatte - allerdings mit Hilfe eines großen Feuers, nicht mit einem fröhlichen Hund. Es war Alex, die Schwuchtel mit dem abgebrochenen Zahn und einem Leberfleck auf der rechten Schulter, der aussah wie ein kleines Blatt.

Nach Luft schnappend und den Blick auf das brennende Hotel gerichtet, lehnte Alex gegen einen Laternenpfahl. Viel-

leicht dachte er das, was ein Mensch in einer solchen Situation immer denkt: Ich hätte da drin gefangen sein können. Ich hätte da drin sterben können. Ich...

»Ganz recht, du kleine Schwuchtel«, flüsterte Sonny. »Das hättest du können.« Sein Mund war nahe an Alex' Ohr.

Alex wirbelte herum. »Du... ich...«

»Was bedeutet das?«, fragte Sonny mit einem Stirnrunzeln.
»Du ich...< Ist das Tuntengeschwätz?«

Alex drehte sich um, um fortzulaufen, doch Sonny schnappte ihn sich wie eine Gottesanbeterin ihre Beute. Mit dem Pistolenlauf an der Schläfe brachte er ihn zum Stehen, blickte sich um und zog ihn weiter in die leere Gasse hinein.

»Hör zu!«

Sonny schob die Pistolenmündung hinter Alex' Ohr. »Hey, du bist tot«, flüsterte er.

Atemlos vom Laufen blieb Pellam stehen und lehnte sich gegen den Maschendrahtzaun eines Bauplatzes auf der anderen Straßenseite gegenüber des Eagleton.

O nein. Nein...

Das Hotel war zerstört. Durch einige der Fenster in den oberen Stockwerken sah man den Himmel, und graubrauner Rauch stieg aus dem hohlen Gebäudekern. Pellam wandte sich an einen dicken Mann vom Rettungsdienst, der mit seinem verschwitzten, rußgeschwärzten Gesicht an ihm vorbeiging. »Ich suche nach einem lugendlichen«, sagte Pellam. »Er ist blond. Schlank. Er war hier drin. Der Name könnte Alex sein.«

»Tut mir Leid, Mister«, entschuldigte sich der erschöpfte aussehende Mann vom Rettungsdienst. »So einen Jungen habe ich nicht behandelt. Aber wir haben acht ZUVs.«

Pellam schüttelte den Kopf.

»Zur Unkenntlichkeit Verbrannte<«, erklärte der Sanitäter. Während sich Pellam durch die erstarrte Menschenmenge

schob, erkundigte er sich nach dem Jungen. Jemand dachte, er hätte gesehen, wie der Junge die Feuerleiter heruntergeklettert war, aber er war sich nicht sicher. Jemand anderes, ein Tourist, hielt ihm seine Nikon hin und bat ihn, ein Foto von sich vor dem abgebrannten Gebäude zu machen. Pellam brachte kein Wort heraus, sondern blickte den Kerl nur sprachlos an und ging weiter.

Als er sich dem Hotel näherte, löste er sich aus der Menge und rannte beinahe in Fire Marshal Lomax hinein. Ohne eine Wort zu sagen, blickte ihn Lomax an. Sein Blick wandte sich wieder den vier Leichen auf dem Boden zu; mit ihren gekrümmten Armen und Beinen lagen auch sie da wie kämpfende Boxer. Sie waren notdürftig mit Tüchern zugedeckt. Lomax' Funkgerät knackte. »Bataillonskommandant gibt an, dass das Feuer um achtzehn Uhr gelöscht war.«

»Bitte wiederholen, Marshal Zwo-fünf-acht.«

Lomax wiederholte die Nachricht und fügte hinzu: »Das Feuer scheint verdächtigen Ursprungs zu sein. Schickt die Spurensicherung her.«

»Verstanden, Marshal Zwo-fünf-acht.«

Lomax hängte das Funkgerät wieder an seinen Gürtel. Normalerweise bereits ein zerknitterter Mensch, sah er jetzt völlig runtergekommen aus. Rußgeschwärztes und total verschwitztes Hemd, zerrissene Hose. Auf seiner Stirn prangte eine Wunde. Er zog sich Latexhandschuhe an, beugte sich hinunter und schlug ein Tuch zurück, um die entsetzlich zugerichtete Leiche zu untersuchen. Pellam musste zur Seite blicken. »Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen, Glücks-pilz«, begann er, ohne den Kopf zu heben.

»Ich...«

»Vor ein paar Jahren habe ich in der Bronx gearbeitet. Dort gab es einen Club auf dem Southern Boulevard, einen Gesellschaftsclub. Sie wissen, was das ist, ein Gesellschaftsclub? Nur ein Ort, an dem sich die Leute die Zeit vertreiben. Sie

trinken was, sie tanzen. Der Veranstaltungsort hieß >Happy Land<. Eines Abends waren dort vielleicht hundert Menschen und vergnügten sich. In dem Viertel lebten vor allem Einwanderer aus Honduras. Es waren gute Menschen. Arbeitende Menschen. Keine Drogen, keine Waffen. Nur Menschen... die ihren Spaß haben wollten.«

Pellam sagte nichts. Sein Blick senkte sich zu dem makabren Anblick, den die Leiche bot. Er versuchte nicht hinzusehen, schaffte es aber nicht.

»Da war so ein Typ«, fuhr Lomax mit seiner schaurigen, leblosen Stimme fort. »Er war mit einem Garderoben-Mädchen zusammen, doch sie hat ihn absevriert. Er hat sich betrunken, ging raus und hat für einen Dollar Benzin gekauft. Damit kam er zurück und hat es einfach in die Eingangshalle gegossen, es angezündet und ist dann nach Hause gegangen. Genau so: ein Feuer angezündet und nach Hause gegangen. Ich weiß nicht, vielleicht um Fernsehen zu schauen. Vielleicht um was zu essen. Ich weiß es nicht.«

»Ich hoffe, er wurde geschnappt und eingesperrt«, meinte Pellam.

»Ja klar, das wurde er. Aber darauf will ich gar nicht raus. Was ich sagen will, ist, dass bei diesem Brand siebenundachtzig Menschen getötet wurden. Die höchste Anzahl von Todesfällen bei einer Brandstiftung in der US-Geschichte. Und ich gehörte zum Ermittlungssteam. Sehen Sie, das Problem war, dass die Leute... getanzt haben.«

»Getanzt?«

»Genau. Die meisten Frauen hatten keine Handtaschen dabei, und die Männer hatten ihre Jacken mitsamt den Brieftaschen über die Stuhllehnen gehängt. Also wussten wir nicht, wer wer war. Wir haben die Leichen nebeneinander gelegt, dann aber gedacht: Großer Gott, wir können doch nicht siebenundachtzig Familien die Straße auf und ab gehen und die Leichen identifizieren lassen. Also haben wir Polaroidbilder

gemacht. Ein paar von jeder Leiche. Die Bilder haben wir in ein Notizbuch geklebt und den Familien gezeigt. Ich war einer derjenigen, die dieses Buch den Müttern, Vätern, Schwestern oder Brüdern derjenigen jungen Menschen gezeigt haben, die an besagtem Abend im >Happy Land< waren. Das werde ich mein Lebtag nicht vergessen.«

Er deckte die Leiche wieder zu und blickte auf. »Das war das Werk nur eines Typen. Ein Typ mit Benzin im Wert von einem Dollar. Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich bei der Staatsanwaltschaft einen Antrag stellen werde, damit Ettie Washington wieder aus der Isolierhaft genommen wird.«

Pellam wollte gerade anfangen zu sprechen, doch Lomax erhob sich müde und ging zur nächsten Leiche. »Sie hat einen Jungen getötet«, sagte er. »Mittlerweile wissen das alle Gefangenen dort im Knast. Ich gebe ihr einen, höchstens zwei Tage.«

Er ging in die Hocke und zog das Tuch zur Seite.

... Einundzwanzig

Die Rollos in Baileys Büro waren heruntergelassen.

Vielleicht damit die Hitze draußen blieb, vermutete Pellam. Dann bemerkte er, dass die Verdunklung wohl auf Wunsch des nervösen Mannes erfolgt war, der dem Anwalt gegenüber auf einem wackligen Stuhl saß. Ununterbrochen kontrollierte er seine Haltung und drehte sich ständig um, als ob ein Scharfschütze von der gegenüberliegenden Straßenseite aus auf ihn zielen würde.

Pellam beachtete den Besucher nicht. »Ich habe Alex gefunden, aber der Pyromane hat ihn mir vor der Nase weggeschleppt«, sagte er zu Bailey.

»Das Feuer im Eagleton?«, fragte Bailey, nickte jedoch bereits wissend mit dem Kopf.

»Ja.«

»Ist er tot?«

Pellam zuckte die Schultern. »Vielleicht ist er tot, vielleicht ist er auch davongekommen. Ich habe keine Ahnung. Es gibt nicht zu identifizierende Leichen.«

»O mein Gott«, mischte sich der Besucher ein. Er sah aus wie jemand, der theatralisch die Hände ringen würde, würde er sich nicht verzweifelt an der Stuhlkante festklammern.

Pellam berichtete dem Anwalt noch, was Lomax ihm über die Isolierhaft erzählt hatte.

»Nein! Das ist übel«, raunte Bailey. »In einer Zelle mit den anderen hält sie keine Stunde durch.«

»Verdammte Erpressung«, murkte Pellam. »Können Sie ihn nicht daran hindern?«

»Ich kann es lediglich hinauszögern. Aber man wird sie aus der Einzelhaft entlassen. Die Staatsanwältin wird dem sofort zustimmen, wenn alle davon überzeugt sind, dass Ettie so den Namen des Brandstifters preisgibt.« Er notierte etwas auf einem ausgebliebenen Bogen Papier und wandte sich wieder dem nervösen Kerl auf dem Stuhl vor ihm zu. Er war mager, mittleren Alters und trug ein raffiniertes Toupet. Seine Hosen hatten einen leichten Schlag. Ein Discoheld aus den Siebzigern. Der Anwalt stellte die beiden einander vor.

Newton Clarke erhob sich ein Stück, um Pellam seine verschwitzte Hand zu reichen, dann ließ er sich wieder zurückfallen. Pellams Blick hielt er keine Sekunde lang stand.

»Newton kann uns ein paar interessante Dinge erzählen. Warum fangen Sie nicht einfach an? Etwas Wein, Pellam? Nein? Sie sind ein wirklicher Kostverächter. In Ordnung, Newton, erzählen Sie uns alles. Erzählen Sie uns, wo Sie arbeiten.«

»Pillsbury, Millbank & Hogue.«

»In der Anwaltskanzlei von Roger McKennah, die, von der mir seine Frau erzählt hat, stellte Pellam fest.

»Genau.«

Newton war für die Verwaltung des Büros zuständig.

»Er ist einer derjenigen, die die Terminkalender führen, die Akten verwalten und so weiter. Verstehen Sie, was ich meine?«, fragte Bailey mit Blick auf Pellam. »Sie sind zwar keine Anwälte, aber Newton könnte einer sein bei all dem, was er über das Gesetz weiß, nicht wahr? Aber er möchte lieber einem anständigen Beruf nachgehen.«

Clarke lächelte unbehaglich. Sein Blick huschte erschrocken zum Fenster, als der Schatten eines Passanten auf die verstaubten Vorhänge fiel.

Bailey goss Wein nach. »Erzählen Sie uns, was Sie über Roger McKennah wissen.«

»Also, erstens: Er weiß alles, was in Hell's Kitchen passiert.«

»Wie der Nikolaus, oder? Er führt seine Listen... Sie brauchen keine Angst zu haben, Newton. Ihr Einsatz hier ist sicher. Sie bekommen buschige Augenbrauen und eine falsche Nase, wenn Sie gehen.«

Clarke straffte die Schultern, setzte sich aufrecht hin und verzog sein Gesicht zu einem humorlosen Lächeln. »Meine Güte, Louis, sein Hochhaus steht direkt gegenüber. Wir hätten uns an einem sichereren Ort treffen sollen.«

»In Zürich? Auf den Cayman-Inseln?«, fragte Bailey ungewohnlich bissig. »Also, was ist mit McKennah?«

Clarke erzählte seine Geschichte. Newton war wirklich einer vom Typ »kleiner Angestellter«. Gut organisiert, genau, korrekt. Jemand, der sich für Interviews zu Dokumentarfilmen hervorragend eignete, dessen Aussagen jedoch, wie Pellam entschied, nur in kleinen Dosen zu genießen waren. Clarakes präzise Ausdrucksweise war völlig leidenschafts- und farblos. Wir akzeptieren eine strahlende Lüge eher als eine kränkelnde Wahrheit, hatte Pellam gelernt.

»Sollte ich...?«

»Fangen Sie vorn an«, verlangte Bailey. »Ganz vorn.«

»Gut, gut. Nun, Mr. McKennah ist in Hell's Kitchen aufgewachsen. Er war arm, ungehobelt... mit Anfang zwanzig hat er beschlossen, einen anderen Menschen aus sich zu machen. Er trennte sich von seiner damaligen Verlobten, weil sie Jüdin war.« Clarke beobachtete Pellams Gesichtsausdruck, um zu erfahren, ob dieser letzte Kommentar unangebracht gewesen war, fuhr dann aber fort: »Er stellte einen Rhetoriklehrer und Stylingberater ein, um sein Image zu verbessern, und begann, sich in der New Yorker Immobilienbranche hochzuarbeiten. Sein erstes Gebäude kaufte er in Flatbush, als er dreizehn war. Danach kaufte er ein Gebäude in Prospect Park, dann das Astoria, ein paar Häuser in den Heights und in Slope. Mit neunundzwanzig besaß er neun Gebäude.

Dann verkaufte er alle neun Gebäude wieder und ging nach Manhattan. Kaufte ein Gebäude an der Vierundzwanzigsten Straße. Zu der Zeit hatte noch niemand in dem Teil der Stadt investiert. In der Gegend war nichts los. Die City - die Geschäftsbezirke der Oberklasse - erstreckt sich nach Süden bis zum Empire State Building, und dann kam bis zur Wall Street lange nichts. Er jedoch hatte dieses Gebäude gekauft, und prompt geschah es: New York Life kaufte es ihm schon nach kurzer Zeit ab und bezahlte in bar. Er nahm das Geld und kaufte damit zwei andere Gebäude, dann drei, dann sechs. Schließlich baute er eines, sein Erstes. Dann kaufte er zwei weitere. Und so weiter. Jetzt besitzt er im Nordosten sechzig oder siebzig Häuser.«

Pellam riss langsam der Geduldsfaden. »Hatte er jemals etwas mit Brandstiftung zu tun?«, wollte er wissen.

»So ist er eben, mein Kleiner.« Bailey nickte in Pellams Richtung. »Ein guter Filmemacher. Immer direkt das Ziel im Visier.«

»Nun...«, wollte Clarke antworten.

Doch seine Worte wurden im Keim erstickt. »Na los, Newton«, drängte Bailey. »Pellam ist ein Freund.«

»Schon gut, schon gut... so richtig weiß das keiner, es gibt keine Beweise. In letzter Zeit gab es jedoch einige Unfälle. Einige Gewerkschaftler... einer fiel vom dreizehnten Stock eines Gebäudes auf der Lexington Avenue. Einem Beamten von der Bauaufsicht, der sich nicht bestechen lassen wollte, flog ein Stapel Holzplatten auf den Kopf. Natürlich passierte keiner der Unfälle auf einer Baustelle von McKennah, aber irgendwie hatten alle mit ihm zu tun. Die Lkws von Zulieferern, die ihn erpressen wollten, wurden geklaut. Und dann wurden noch ein paar Brandbomben in Gebäuden gelegt, deren Besitzer lächerlich hohe Preise forderten. Leute, die nicht verhandeln wollten. Darüber beklagte sich McKennah. Verhandlungen machten ihm nichts aus, noch nicht mal, wenn er übervorteilt wurde. Er hasste es nur, wenn die Leute sich nicht einmal mit ihm an den Tisch setzten. Das ist das Wichtigste für McKennah. Man muss überhaupt nicht fair spielen, Hauptsache, man spielt.«

Pellam erinnerte sich an die stählernen Augen der Brünetten auf der Party des Immobiliengiganten. Eine harte Gegnerin, die aber das Spiel nach seinen Regeln mitspielte. »Wie haben Sie das alles herausgefunden?«

»Es ist Pellams gutes Recht, misstrauisch zu sein, Newton«, meinte Bailey. »Aber wir brauchen uns darüber keine Gedanken zu machen, Newtons Quellen sind einwandfrei.« Es floss noch mehr Wein. »Wie auch sein Motiv, uns hierbei zu helfen, stimmt's? Untadelig.«

Pellam erläuterte, was Jolie über ihren Mann erzählt hatte. »Wie verzweifelt ist er?«, fragte er.

»Seine Kasinos schreiben alle tiefrote Zahlen. Er steht kurz vor dem Bankrott. Damit meine ich den vollständigen Bankrott, einen apokalyptischen.«

»Nun kommen wir zu dem springenden Punkt, nicht wahr Newton?«

Er richtete das Toupet, mit dem er den juckenden Kopf-

Ausschlag verdeckte. »Mr. McKennah braucht den Turm unbedingt.« Er wies mit dem Kopf zum dunklen Fenster, auf die gegenüberliegende Straßenseite, wo der Bau steil in die Höhe ragte. »Das ist sein letzter Strohhalm«, fügte er mit seiner tonlosen Stimme hinzu.

Clarke erklärte, dass bei McKennah mehrere Interessenten Schlange standen, um bei Fertigstellung des Gebäudes einen Mietvertrag abzuschließen. McKennah interessierte sich jedoch nur für einen Mieter so richtig - RAS, eine Werbe- und PR-Agentur, die alle ihre Geschäftsbereiche an einem Ort zusammenführen wollte... fünfzehn Stockwerke in dem Hochhaus und ein Mietvertrag über zehn Jahre mit einer großzügigen automatischen Mieterhöhung, gekoppelt an den Anstieg der Lebenshaltungskosten. RAS würde jährlich über vierundzwanzig Millionen Dollar Miete zahlen.

Die Angestellten der Agentur waren jedoch empört und besorgt darüber, dass sie aus Midtown wegziehen sollten und ihr zukünftiger Arbeitsweg durch das gefährliche Hell's Kitchen führen würde. RAS stellte die Bedingung, dass McKennah auf eigene Kosten einen vier Häuserblöcke langen Tunnel bauen müsste, um das Gebäude mit der Penn Station zu verbinden, dem Bahnhof für die Pendler von Long Island, an dem es auch einen U-Bahnanschluss gibt.

Der Vertrag wurde unterzeichnet, und McKennah fing an, wie ein Besessener Rechte für den Tunnelbau zu erwerben. Sein Unternehmen vereinbarte für jedes Gebäude an der geplanten Strecke eine Grunddienstbarkeit - bis auf eines. Ein kleines Grundstück an der Siebenunddreißigsten Straße, direkt hinter der Parzelle, auf der einmal Etties Haus gestanden hatte.

»Merkwürdiger Zufall«, kommentierte Bailey sarkastisch, »jemand hatte das Grundstück gekauft, drei Tage, bevor McKennahs Unternehmen Kontakt zu dem alten Besitzer aufgenommen hat.«

»Also hatte jemand Insiderinformationen, dass McKennah das Grundstück unbedingt brauchte. Wer?«

»Jimmy Corcoran«, antwortete Bailey. »Was sagen Sie dazu?«

»Corcoran?« Pellam dachte daran, was Jacko Drugh ihm erzählt hatte - dass Jimmy und sein Bruder irgendeine große Sache planten. Dann fiel ihm auch ein, was ihm Jolie über die nächtlichen Treffen erzählt hatte.

Corcoran und McKennah machen Geschäfte miteinander... ein seltsamer Gedanke.

»McKennah wird von Corcoran praktisch erpresst. Denn ohne Parzelle - keinen Tunnel. Kein Tunnel - keine Miete. Das Konkursgericht lässt grüßen.«

»Das Geschäft sieht folgendermaßen aus«, fuhr Clarke etwas lebhafter fort. »Corcoran besitzt das Grundstück, das Mr. McKennah benötigt, richtig? Er willigt ein, es McKennah zu verpachten. Dafür will er jedoch eine Beteiligung an den Gewinnen, nicht nur eine feste Summe. Er verlangt ein Prozent der Gewinne, die die Immobilie abwirft. Das ist ein brillanter Einfall von Corcoran, denn wie es aussieht, wird der Hochhausturm von McKennah beinahe einhundertzwanzig Millionen an Mieteinkünften im Jahr abwerfen.«

»Dieser psychotische Blödmann wird am Ende mit eins Komma zwei Millionen pro Jahr dastehen«, kommentierte Bailey.

Clarke erzählte weiter. »Mr. McKennah hat noch *nie* jemanden prozentual an seinen Geschäften beteiligt. Das zeigt, wie verzweifelt er ist.«

Pellam dachte darüber nach. Dann stellte er fest: »Etties Haus... das niedergebrannte Gebäude... stand genau zwischen dem Hochhausturm und Corcorans Grundstück.«

»Genau«, bestätigte Bailey.

»McKennah benötigt es also, um den Tunnel fertig zu stellen. Es ist das letzte fehlende Stück.«

»So sieht es aus«, bestätigte der Anwalt.

Pellam grübelte weiter. »Was ist hiermit? Er macht ein Geschäft mit dem Besitzer, der St.-Augustus-Stiftung, die ihn den Tunnel bauen lässt. Dann findet McKennah aber heraus, dass er unter dem Gebäude nicht graben kann. Vielleicht ist es zu alt, vielleicht statisch instabil. Er heuert also diesen Pyromananen an, der das Haus abbrennen und es so aussehen lassen soll, als ob Ettie es getan hätte. McKennah kriegt seinen Tunnel, und die Stiftung kann ein neues Gebäude hochziehen lassen.«

Clarke zuckte die Schultern. »Mehr kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, dass ich ihn noch nie so verzweifelt gesehen habe.«

»Was passiert genau, wenn das Hochhausprojekt schief geht?«, wollte Pellam wissen.

»Ein Dutzend Banken verlangen dann ihre Kredite von Mr. McKennah zurück. Er bürgt persönlich dafür.« Clarke flüsterte, als würde er über eine Geschlechtskrankheit reden. »Er wird zahlungsunfähig sein. Die Schulden übersteigen das, was er hat, um eineinhalb Milliarden.«

»Ich hasse solche Dinge«, erwiederte Pellam.

»Haben Sie irgend etwas im Büro gefunden, das sich auf die Gewährung von Tunnelrechten unter dem Grundstück bezieht, auf dem es gebrannt hat?«, fragte Bailey Clarke.

»Nichts. Nein. Aber McKennah lässt sich nicht gerne in die Karten schauen. Seine Partner beschweren sich immer, dass er sie nicht genügend informiert.«

Bailey verzog das Gesicht. »Es ist nicht gerade einfach. Gut, dann also zurück in die Salzminen, Newton.«

Clarke zögerte und blickte auf den staubigen, verschlossenen Boden.

»Ist noch was?«, fragte Pellam.

Als Clarke antwortete, wandte er sich Bailey zu. »Mr. McKennah verletzt seine Mitmenschen. Ja, genau das macht

er. Er schreit seine Angestellten an und wirft sie raus, wenn sie nicht genau das tun, was er will. Auch wenn sich im Nachhinein herausstellt, dass er Unrecht hatte. Er ist cholerisch und bekommt Wutausbrüche. Er rächt sich an den Leuten.« Schließlich warf er auch Pellam einen Blick zu. »Seien Sie einfach vorsichtig. Er ist sehr rachsüchtig. Ein brutaler Kerl.«

In eine Warnung verpackt, wollte er mit seinen Worten etwas ganz anderes sagen: Vergessen Sie den Namen Newton Clarke.

Er stand auf und brach überstürzt auf. Seine Discostiefel machten auf dem Linoleumboden beinahe kein Geräusch.

»Wir haben also ein Motiv«, sagte Pellam.

»Habgier. Das zuverlässigste Motiv. Und eines der besten.« Bailey schenkte sich nach. Er zog ein Rollo hoch und blickte hinüber zur Baustelle.

Pellam plante weiter. »Wir müssen herausfinden, ob McKennah das Recht erworben hat, den Tunnel unter Etties Haus hindurchzuführen. Das könnte uns der Leiter der Stiftung mitteilen. Pater... wie auch immer. Hat er Sie überhaupt zurückgerufen?«

»Nein, hat er nicht.«

»Dann rufen wir ihn noch mal an.«

Bailey schüttelte den Kopf. »Ich glaube, wir sollten ihm nicht vertrauen. Das kann ich aber in Erfahrung bringen.«

»Cleg?«, fragte Pellam nach. Der dünne Pferdenarr, der mit den Schnapsflaschen losgezogen war.

»Nein.« Bailey dachte kurz nach. »Das erledige ich persönlich. Wir treffen uns wieder hier - sagen wir - um acht?«

»Geht klar.«

Als Bailey den Kopf hob, war Pellams Blick auf ihn gerichtet. »Glauben Sie, ich habe Newton zu hart angefasst?«

Pellam zuckte die Schultern. »Ich habe jetzt endlich Ihr Geheimnis entschlüsselt - wie Sie die Mühlen in Gang setzen.«

»Ach ja?«

»Sie sorgen dafür, dass Ihnen jemand was schuldig bleibt.«

Der Anwalt nippte an dem Wein und grinste zustimmend.
»Die Macht von Schulden habe ich schon vor langer Zeit erkannt. Wodurch verschafft sich ein mächtiger Mann - ein Präsident, König oder Manager - seine Macht? Dadurch, dass andere in seiner Schuld stehen, mit ihrem Leben, ihrer Arbeit, ihrer Freiheit. Darin liegt das Geheimnis. Ein Mann, der weiß, wie man diese Schuld nutzt, kann seine Machtposition länger halten als jeder andere.«

Die trägen Eiswürfel, die oben auf dem zitronenfarbenen Wein schwammen, stießen klingelnd aneinander.

»Und was ist Clarke Ihnen schuldig?«

»Newton? Oh, plump ausgedrückt, so etwa dreißigtausend Dollar. Er war mal Makler. Vor ein paar Jahren schlug er mir eine Partnerschaft bei einer Immobilieninvestition vor, und ich habe einen Teil meiner Ersparnisse auf den Tisch geblättert. Später fand ich heraus, dass alles ein Schwindel war. Die Bundesstaatsanwaltschaft und die Börsenaufsichtsbehörde haben ihn geschnappt, und ich habe das Geld verloren.«

»Und auf diese Weise bezahlt er bei Ihnen die Schulden ab?«

»Für mich sind Informationen Handelswaren. Pech, dass das die anderen Gläubiger nicht auch so sehen.«

»Wie lange zahlt er seine Schulden schon ab?«

Bailey lachte. »Die sind bestimmt schon abbezahlt, seit Jahren sogar. Das ist ihm natürlich nicht klar. Wird es auch nie sein. Das ist das Fantastische an diesen Schulden. Auch wenn sie zurückbezahlt sind, bleibt immer noch ein Rest.«

Niemand beachtete den jungen Arbeiter, der eine Zweihundert-Liter-Tonne mit Reinigungsflüssigkeit die Rampe zu dem Apartmentgebäude hinaufrollte. Es war halb acht, die Dämmerung brach an, die Sechsunddreißigste Straße war jedoch wie für ein Volksfest erleuchtet, und die Bauarbeiter hasteten

herum, um mit den Vorbereitungen für das Richtfest am McKennah-Turm fertig zu werden.

Sonny - unauffällig in einen weißen Overall gekleidet - stellte den Sackkarren vor der Tür mit dem angelaufenen Schild *Herr Louis Bailey* ab. Er lauschte, hörte aber nichts. Er klopfte mehrmals, und als sich keiner meldete, knackte er in wenigen Sekunden das Schloss. Diese Fertigkeit hatte er bei Antritt seiner Jugendstrafe noch nicht gehabt, am Ende dafür umso besser beherrscht. Er schob die Tonne hinein.

Sonny hatte derzeit große Sorgen. Das Feuer im Eagleton hatte die Polizei und die Feuerwehr unter Strom gesetzt. Nie zuvor hatte er so viele Polizisten und Fire Marshals auf der *West Side* gesehen. Sie hatten Autos angehalten und die Fahrer gefilzt. Sie rückten ihm auf die Pelle, und er musste sie aufhalten. Eine Phantomzeichnung von ihm war schon in den Abendnachrichten gesendet worden.

Zitternde Hände, verschwitztes Gesicht.

Und Tränen. Er war derart frustriert und verängstigt, dass er, als er die Tonne von seiner Wohnung hierher zur Neunten Avenue gekarrt hatte, ein oder zwei Mal weinen musste.

Er ging ins Büro, stellte die Tonne neben Baileys Schreibtisch ab und setzte sich in den Drehstuhl. Kunstleder, dachte er. Da hatte doch Agentin Scullery mehr Geschmack für die Inneneinrichtung bewiesen, auch wenn sie jetzt ein bisschen kürzer und viel toter war als das letzte Mal, als sie auf ihn wie auf ein Eichhörnchen herabgesehen hatte. Trotzdem gefiel ihm das Büro. Es gab eine Menge Papier. Er hatte noch nie eine Anwaltskanzlei in Brand gesteckt und dachte, dass es wahnsinnig schnell brennen würde bei *soooo* viel Papier.

Sonny zog ein paar Bücher aus dem Regal und blätterte sie durch. Er betrachtete sich die grauen Absätze aus Wörtern, die er nicht im Geringsten verstand. Früher hatte Sonny viel gelesen, obwohl er es vorgezogen hatte, sich von seiner Mutter vorlesen zu lassen. Das war jedoch schon viele Jahre her,

und er bemerkte jetzt, dass ihn Bücher nicht mehr interessierten. Er fragte sich, warum. Er konnte sich nicht erinnern, wann er zum letzten Mal ein Buch gelesen hatte. MUSS fahre her sein. Was war es gewesen?

Er ließ das Buch sinken.

Ja, genau. Jetzt erinnerte er sich. Es war eine wahre Geschichte über den Brand von 1944 im Zirkus der Gebrüder Ringling in Hartford gewesen. Es hatte über hundertfünfzig Tote gegeben, als das Zeltdach in einigen wenigen Minuten in Flammen aufgegangen war. Die Musiker hatten *Stars and Stripes Forever* gespielt, den Marsch, der im Zirkus den Artisten und Arbeitern üblicherweise als Warnung diente. Doch sie hatten nicht wirklich viele Menschen retten können. Sonny erinnerte sich besonders an die Episode über die »Little Miss 1565«, die bei der Flucht vor dem Feuer von der Menge zertrampelt worden war. Sie war noch ohne weiteres zu identifizieren gewesen, doch niemand hatte je ihre Leiche abgeholt.

Als er das Buch zu Ende gelesen hatte, hatte sich Sonny gefragt, warum er mit dem kleinen Mädchen nicht wenigstens ein bisschen Mitleid gehabt hatte.

Er unterbrach seine Grübeleien und machte sich wieder an die Arbeit.

Auf dem Schreibtisch entdeckte er ein gelbes Stück Papier mit Pellams Namen und Telefonnummer. Der Asphalt-Cowboy Joe Buck, die Tunte, der Antichrist... Sonnys Hände begannen wieder zu zittern... auf seiner Stirn bildeten sich bereits die ersten Schweißperlen... und er verspürte erneut den Drang zu weinen.

Hör auf damit, hör auf, hör auf!

Er musste eine Pause einlegen, um sich zu beruhigen. Sich an die Arbeit machen. Sich beschäftigen. Er drehte die Glühbirne aus der Schreibtischlampe auf dem Schreibtisch des Anwalts heraus, öffnete vorsichtig seinen Rucksack und nahm eine seiner schweren Spezialglühbirnen heraus, die bei-

nahe randvoll mit der schmierigen, trüben Flüssigkeit waren. Vorsichtig legte er sie auf den Schreibtisch, ging zur Tonne, zog den Schraubenschlüssel aus einer Tasche im Overall und fing an, den Deckel zu öffnen.

... Zweiundzwanzig

Hoch über Pellams Kopf sprühten Funken und fielen von der Spitze des McKennah-Turms aus einer Höhe von zweihundert Metern Richtung Erde. Er konnte etwa ein Dutzend winziger Schweißbögen erkennen.

Er dachte über Carol Wyandotte nach, erinnerte sich daran, wie er auf dem Weg zu ihrer Wohnung, an dem Abend, als er bei ihr geblieben war, das gleiche erstaunliche Gebäude gesehen hatte.

Er kam gerade vom Youth Outreach Center, wo er sie besuchen wollte. Doch sie hatte schon Feierabend gemacht. Ihre Stellvertreterin hatte erzählt, dass Carol den ganzen Tag am Gericht zu tun gehabt hatte. Eines der Kinder aus dem Center hätte während einer fingierten Dealer-Aktion einen verdeckten Ermittler mit dem Messer bedroht, sodass Carol sechs Stunden in der Staatsanwaltschaft verbringen und sie überzeugen musste, dass der Junge nur Angst und nicht die Absicht gehabt hätte, den Polizisten umzubringen.

Sie habe keinen guten Tag gehabt und sei ziemlich aufgebracht gewesen, hatte ihre Stellvertreterin zu berichten gewusst. Pellam senkte den Blick von der Spitze des Turms und betrachtete sich einmal mehr die Reklametafel, die er schon Dutzende Male auf seinem Weg zum Interview mit Ettie gesehen hatte. Werbung für den McKennah-Turm. Unter dem raffinierten Bild befand sich eine Aufzählung der Merkmale des sechzig Stockwerke hohen Gebäudes: Computersteuerung

(ein »intelligentes« Haus), über tausend Quadratmeter großer Innenhof, automatisierte pneumatisch geregelte Abfallentsorgung, individuelle Raumaufteilung, Broadway-Theater mit fünftausend Plätzen, Gourmet-Restaurant, Boutiquen, Isolierung mit hohem K-Wert, Wasser sparende Toiletten, sich selbst programmierende Fahrstühle...

Pellam jedoch war weniger von dieser Liste beeindruckt als von den Tatsachen, die kaum an die Öffentlichkeit drangen - die Tatsachen, die Louis Bailey ihm erzählt hatte: die undurchschaubaren Abmachungen, die McKennah mit dem Rathaus, dem Bürgerausschuss für Städteplanung, dem Bewertungsausschuss, dem Denkmalschutz, den Verkehrsbetrieben, dem Finanzministerium, den Gewerkschaften, dem Bezirksausschuss des Stadtteils von Clinton und dem West Side Democratic Club ausgehandelt hatte - den Abmachungen, mit dem jeder Zentimeter des Gebäudes gekauft, verkauft oder mit Pfandrecht belegt worden war im Austausch für Steuernachlässe, Vertragsversprechen, Renovierung öffentlicher Anlagen, Ausbau der Gehwege, Schaffung von Arbeitsplätzen... ach ja, und von hartem Bargeld, das in eifrig aufgeholtene Hände gedrückt wurde, mögen sie Beiträge oder sonst wie genannt werden. Die tatsächliche Errichtung des Monumentalgebäudes war eine weit weniger aufregende Angelegenheit als die Geschäftemacherei, die dieses Gebäude erst ermöglichte.

Vielleicht würde Pellam eines Tages einen Dokumentarfilm über ein Haus wie dieses drehen.

Der Wolkenkratzer würde er ihn nennen.

Mit Begleitbuch zum Film.

Pellam drehte sich um und betrat das Haus, in dem Baileys Büro lag. Er war überrascht, dass die Bürotür nur angelehnt war - innen war es dunkel. Pellam kniff die Augen zusammen und sah, wie Bailey mit dem Oberkörper über dem Schreibtisch lag, den Kopf auf einem Gesetzbuch. Oh, Mist, dachte

Pellam, ohnmächtig geworden oder betrunken. In der Luft hing der Geruch von Wein.

Und noch etwas. Was? Putzmittel? Es roch stark nach etwas Chemischem.

»He, Louis«, rief Pellam. »Erheben Sie Ihre müden Glieder. Wie war's mit ein bisschen Licht?«

Er betätigte den Schalter an der Wand.

Es war eine leichte Explosion, als würde eine Plastiktüte zerknallen, doch die flüssige Flammenkugel, die entstand, war umso größer.

Mein Gott!

Die Flüssigkeit ergoss sich über den Schreibtisch und hüllte den Anwalt ein, der sich, von Panik gepackt, zusammenkrümmte. Gesicht und Oberkörper waren ein einziges Meer aus weißen Flammen, aus seiner Kehle drang ein Schrei, der sich anhörte wie der eines verzweifelten Tiers. Er stürzte nach hinten und begann, um sich zu schlagen, trat mit den Füßen auf den Boden, versuchte, mit den Händen die Flammen auszuschlagen.

Pellam rannte ins Schlafzimmer, um eine Decke oder ein Handtuch zu suchen. Als er endlich eine alte Steppdecke gefunden hatte, war das Büro vollständig vom Rauch ausgefüllt, von ekligem Rauch, der nach verbranntem Fleisch roch.

»Louis!« Pellam warf die Decke über Bailey, doch auch sie ging sofort in Flammen auf und verstärkte nur noch das Feuer. Pellam griff zum Telefon und wählte die Neun-eins-eins. Doch die Leitung war tot, die Flammen hatten das Kabel durchgeschmolzen. Er ließ das Telefon fallen und rannte in den Flur, löste den Feueralarm aus und schnappte sich den almodischen Feuerlöscher. Mit diesem rannte er ins Büro zurück, drehte den Feuerlöscher auf den Kopf und richtete ihn auf die Flammen, wo sein Inhalt zischend verdampfte.

Während er versuchte, das Feuer zu ersticken, hüllte ihn der tödliche Rauch ein, drang in seine Lungen. Pellam begann

zu würgen, schwarze Flecken tanzten vor seinen Augen. Den Feuerlöscher hielt er weiterhin auf Baileys bebenden Körper gerichtet.

Dann lenkte er den Strahl auf Schreibtisch und Bücherregal, die immer noch in Flammen standen, die durch das Löschmaterial aber niedriger wurden. Doch der schwarze Rauch hüllte weiterhin alles in tiefe Dunkelheit.

Pellam spuckte den schwarzen Dreck aus, warf den leeren Feuerlöscher auf den Boden und stolperte hinaus, um den nächsten zu suchen. Ein Dutzend Menschen flohen aus dem Gebäude. Er versuchte, etwas zu rufen, doch er konnte nicht. Er spürte, dass er erstickte, und sank auf den Boden. Hier unten war die Luft etwas besser, doch immer noch angefüllt von Rauch und dem Gestank nach verschmortem Fleisch.

Seine Lungen versagten. Er drehte sich um und kroch zur Tür. Ein Feuerwehrmann erschien.

»Hier rein«, konnte Pellam noch sagen, bevor er in Ohnmacht fiel.

Pellam saugte kräftig an der Atemmaske. Die Benommenheit durch den Rauch wurde ersetzt durch die Benommenheit durch den reinen Sauerstoff.

Ein Dutzend Lichter von Einsatzwagen blitzten um ihn herum. Feuerwehr, Notärzte, Polizei. Stechend weißes Licht. Und blaues und rotes.

»Sie sind in Ordnung«, beruhigte ihn der Sanitäter, ein junger Mann mit hellblondem Schnurrbart. Sperrige medizinische Geräte baumelten an seinem Gürtel und beulten seine Taschen aus. »Einatmen. Los, seien Sie ein braver Junge. Weiter.«

Der Sanitäter schrieb auf ein Klemmbrett, dann leuchtete er mit einer winzigen Taschenlampe in Pellams Augen und maß den Blutdruck.

»Sieht gut aus«, bestätigte er mit seiner hohen Stimme.

Die Erinnerung an das grässliche Feuer kehrte zurück. »Er ist tot, oder?«

»Er? Fürchte ja. Hatte keine Chance. Aber es ist ein Segen, glauben Sie mir. Ich habe schon Brandopfer gesehen. Besser für ihn, dass er so schnell gestorben ist, anstatt sich mit Sepsis und Hauttransplantationen abquälen zu müssen.«

Er sah hinüber zu der Leiche auf dem Boden, die mit einem Tuch bedeckt war.

Die Aufgabe, Ettie die schlechte Nachricht von Baileys Tod überbringen zu müssen, schwebte drohend über ihm, als sich eine Hand auf seine Schulter herabsenkte und sich jemand neben ihn hinkniete.

»Wie geht's Ihnen?«, fragte der Mann.

Pellam wischte sich die Tränen ab, die ihm der Rauch in die Augen trieb; er sah alles nur verschwommen. Schließlich wurde sein Blickfeld klar. »Sie sind da. Sie sind ja in Ordnung«, flüsterte er schockiert.

»Ich?«, fragte Louis Bailey zurück.

»Das waren gar nicht Sie. Ich dachte, das da seien Sie.« Pellam nickte in Richtung der Leiche.

»Das wäre ich *beinahe* gewesen. Aber er ist es - der Pyromane.«

»Der Brandstifter?«

Bailey nickte. »Der Fire Marshal hat gesagt, er sei gerade dabei gewesen, eine Falle zu konstruieren - um uns beide zu kriegen, vermute ich.«

»Ich habe das Licht eingeschaltet und damit den Brand ausgelöst«, flüsterte Pellam und bekam einen Hustenanfall.

»Der Hurensohn hätte vorher die Lampe abschalten sollen«, knurrte eine andere Stimme. Es war Lomax, der näher kam. »Pyromanan werden mit der Zeit leichtsinnig. Wie Serienmörder. Nach einer Weile wird die Lust so stark, dass sie sich nicht mehr um die Einzelheiten kümmern.« Er nickte in Richtung der Leiche. »Er hatte alle Fenster in Ihrem Büro ge-

schlössen. Es gab keine Lüftung, sondern nur den offenen Be-hälter mit seinem selbst gemischten Napalm-Dreck. Er ist durch die Dämpfe ohnmächtig geworden. Dann sind Sie gekommen, Sie Glückspilz, und haben das Licht eingeschaltet. Krach-bumm.«

»Wer war er?«, fragte Pellam.

Der Fire Marshal hielt eine stark verbrannte Brieftasche in einer Plastiktüte hoch.

»Jonathan Stillipo Junior. Wir hatten schon von ihm gehört. Ist unter dem Spitznamen Sonny bekannt. Saß im Jugendarrest, weil er das Haus seiner Mutter im Norden vom Staat New York angezündet hatte - natürlich war zufällig der Geliebte seiner Mutter oben im Schlafzimmer eingesperrt. Passt hervorragend in das Täterbild eines Pyromananen: Mama's Liebling, in der Schule ein Einzelgänger, sexuelle Probleme. Hat auf dem College Sachen in Brand gesteckt und wieder gelöscht, um dann als Held dazustehen. Er stand auf unserer Liste derjenigen, mit denen wir uns über die letzten Brandstiftungen unterhalten wollten, aber er war vor einer Weile abgetaucht, und wir hatten keine Spur von ihm. Das hier haben wir in seiner Hosentasche gefunden. Ein bisschen was kann man noch erkennen.«

Pellam betrachtete sich den verkohlten Stadtplan. Kreise mit einem Kreuz markierten die Stellen, an denen es gebrannt hatte - die U-Bahnhaltestelle auf der Achten Avenue, das Geschäft. Um zwei Kreuze befand sich kein Kreis; Pellam nahm an, dies wären die nächsten Ziele gewesen. Eines war das Haus, in dem Bailey wohnte, das andere das Javits Center.

»Mein Gott«, flüsterte Bailey. Das Javits Center war das größte Kongresszentrum von New York.

»Morgen findet dort eine Modeausstellung statt. Zweiundzwanzigtausend Menschen. Das wäre die schlimmste Brandstiftung geworden, die es je auf der Welt gegeben hätte.«

»Nun, er ist tot«, meinte Pellam. »Ich denke, er kann nicht mehr sagen, wer ihn bezahlt hat.«

Er bemerkte den Blick, der zwischen Bailey und dem Fire Marshal hin und her ging.

»Was ist los, Louis?«, fragte Pellam.

Lomax winkte einen uniformierten Polizisten herbei, der ihm eine Plastiktüte überreichte.

»Das hier war auch in seiner Brieftasche.«

Die Tüte enthielt ein Blatt Papier. Das Plastik knisterte in einer Art, die Pellam störte. Es erinnerte ihn an die Flammen, die er kurz zuvor gelöscht hatte. Er dachte an Sonnys bebenden Körper. An den Geruch.

Pellam nahm die Tüte, die ihm Lomax reichte, und las:

Hier sind die zweitausend, wie vereinbart. Tun Sie Ihr Bestes, aber verletzen Sie niemanden. Ich lasse die Hintertür offen. Den Rest bekommen Sie, wenn ich das Geld von der Versicherung habe. Ettie.

... Dreiundzwanzig

Pellam stand unsicher auf und ließ die Sauerstoffmaske auf den Bürgersteig fallen.

»Das ist eine Fälschung«, sagte er automatisch. »Das ist alles...«

»Ich habe schon mit ihr geredet, Pellam«, erklärte Louis Bailey. »Hab zehn Minuten lang telefoniert.«

»Mit Ettie?«

»Sie hat gestanden, John«, sagte Bailey leise.

Pellam konnte seine Augen nicht von Sonnys Leiche abwenden. Das Laken - eigentlich etwas für einen Schlafenden -

machte die Sache schlimmer, als wenn er das verbrannte Fleisch sehen würde.

»Sie hat gesagt, sie hätte nicht gedacht, dass jemand dabei zu Schaden kommt«, fuhr Bailey fort. »Sie wollte nicht, dass jemand stirbt. Ich glaube ihr.«

»Sie hat *gestanden?*«, flüsterte Pellam. Er räusperte sich kräftig und spuckte aus. Hustete und spuckte wieder. Kämpfte mit seinem Atem. »Ich will sie sehen, Louis.«

»Ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist.«

»Man hat sie bedroht«, erwiderte Pellam. »Oder sie erpresst.« Er nickte in Lomax' Richtung, der am Bordstein stand und mit seinem riesigen Stellvertreter sprach. Der Fire Marshal hatte Pellam gehört, sagte aber nichts. Warum sollte er? Er hatte seinen Brandstifter. Er hatte die Frau, die ihn bezahlt hatte. Lomax schienen Pellams verzweifelte Worte eher peinlich zu sein.

»John, es gab keine Nötigung«, sagte Bailey unsicher.

»Der Kassierer auf der Bank? Als das Geld abgehoben wurde? Suchen wir ihn doch einfach.«

»Der Kassierer hat Ettie auf dem Bild erkannt.«

»Haben Sie den Trick mit Ella Fitzgerald ausprobiert?«

Bailey schwieg.

»Was haben Sie auf dem Rathaus rausgefunden?«, wollte Pellam wissen.

»Über den Tunnel?« Bailey zuckte die Schultern. »Nichts. Es sind keine Grunddienstbarkeiten oder Mietverträge für die Nutzung des Untergrunds unter Etties Haus verzeichnet.«

»McKennah muss...«

»John, die Sache ist vorbei.«

Auf der anderen Straßenseite setzte eine Sirene ein. Pellam fragte sich, was sie bedeuten mochte. Die Arbeiter - selbst zu dieser Stunde waren noch Hunderte hier beschäftigt - achteten nicht darauf.

»Lassen Sie sie ihre Strafe absitzen«, fuhr Bailey fort. »Sie

wird in Sicherheit sein. Gefängnis mit mittlerer Sicherheitsstufe. Schutzhalt.«

Was so viel bedeutete wie Isolationshaft, zumindest in San Quentin, wie es die Haftvorschriften in Kalifornien verlangten. Isolationshaft... die schlimmste Form der Inhaftierung, die es gibt. Die Seele eines Menschen stirbt in der Einsamkeit, selbst wenn der Körper überlebt.

»Sie wird wieder rauskommen«, fuhr Bailey fort. »Und dann hat sie alles hinter sich.«

»Ja?«, fragte Bailey. »Sie ist zweiundsiebzig. Wie lange wird es dauern, bis sie vorzeitig entlassen werden kann?«

»Acht Jahre. Wahrscheinlich.«

»Großer Gott.«

»Pellam, warum machen Sie nicht eine Zeit lang frei?«, schlug Bailey vor. »Fahren sie doch mal in Urlaub.«

Dies würde er mit Sicherheit tun, wenn auch nicht freiwillig. *Westlich der Achten Avenue* würde nie zu Ende gedreht werden.

»Haben Sie es ihrer Tochter erzählt?«

Bailey legte den Kopf schräg. »Wessen Tochter?«

»Etties... warum schauen Sie mich so an?«, fragte Pellam.

»Ettie hat seit Jahren nichts mehr von Elizabeth gehört. Sie hat keine Ahnung, wo sie steckt.«

»Nein, sie hat vor ein paar Tagen mit ihr geredet. Sie wohnt in Miami.«

»Pellam...« Bailey rieb langsam seine Handflächen aneinander. »Als Etties Mutter in den Achtzigerjahren starb, hat Elizabeth den Schmuck der Alten und Etties gesamte Ersparnisse geklaut. Sie verschwand, hat sich mit irgend-einem Typen aus Brooklyn aus dem Staub gemacht. Sie waren auf dem Weg *Richtung* Miami, aber niemand weiß, wo sie gelandet sind. Seitdem hat Ettie nichts mehr von ihr gehört.«

»Ettie hat mir erzählt...«

»Dass Elizabeth eine kleine Pension besitzt? Oder dass sie die Managerin einer Restaurantkette ist?«

Pellam sah den mit Stahlhelmen ausgerüsteten Arbeitern zu, die mit Gipsplatten auf dem Rücken zur Rückseite des Turms gingen. Die Platten wippten auf und ab wie Flügel.
»Dass sie Immobilienhändlerin ist«, sagte Pellam zu Bailey.

»O ja, das gehört auch zu ihrem Repertoire.«

»Und es stimmt nicht?«

»Ich dachte, das wüssten Sie. Deswegen hat mich ihr Motiv - das Geld der Versicherung - so sehr beunruhigt. Ettie kam letztes Jahr zu mir und wollte einen Privatdetektiv engagieren, der Elizabeth suchen sollte. Sie dachte, sie müsste sich irgendwo in den Vereinigten Staaten aufhalten, wusste aber nicht genau, wo. Ich sagte ihr, eine solche Suche könnte sie fünfzehntausend, vielleicht auch mehr kosten. Sie wollte sich das Geld besorgen. Egal, was es kosten würde, sie hätte die Absicht, ihre Tochter suchen zu lassen.«

»Dann bezahlt Elizabeth gar nicht Ihre Rechnung?«

»Meine Rechnung?« Bailey lachte zurückhaltend. »Ich stelle Ettie meine Arbeit nicht in Rechnung. Natürlich nicht.«

Pellam rieb sich die brennenden Augen. Er erinnerte sich an den Tag, an dem er Bailey kennen gelernt hatte und mit ihm in die Bar gegangen war. In seine Zweigstelle.

»*Sind Sie sicher, dass Sie in diese Sache reingezogen werden wollen?*«

Er hatte gedacht, der Anwalt hätte ihn nur davor warnen wollen, welche Gefahren Hell's Kitchen in sich barg. Doch offenbar hatte mehr hinter seiner Frage gesteckt - Bailey kannte Ettie besser, als Pellam vermutet hatte.

Pellam ging zu dem Platz, auf dem Etties Haus gestanden hatte. Das Grundstück war fast eingeebnet. Ein verbeulter Laster hielt am Straßenrand, zwei Männer stiegen aus. Sie gingen zu einem kleinen Schutthaufen, aus dem sie einen Brocken aus Kalkstein zogen. Es war ein Löwenkopf, den sie ab-

staubten und zum Laster schleppten. Das Ziel war wahrscheinlich ein Geschäft für architektonische Relikte, wo er für tausend Dollar verkauft werden sollte. Die beiden Männer warfen noch einen prüfenden Blick über den leeren Platz, sahen nichts, was sie interessierte, und fuhren wieder weg.

»Lassen Sie es gut sein, Pellam«, rief Bailey. »Gehen Sie nach Hause und lassen Sie es gut sein.«

Die U-Bahn entlang der Achten Avenue ist aufgrund einer Polizeiaktion derzeit außer Betrieb.

*Wir bitten Sie, die Unannehmlichkeiten zu entschuldigen.
Fahrgäste werden gebeten...*

John Pellam überlegte, ob er warten sollte, doch wie die meisten Fahrgäste der New Yorker U-Bahn wusste er, dass man bei den öffentlichen Verkehrsmitteln der Hand des Schicksals ausgeliefert war; er entschied sich, ein Stück zu Fuß Richtung Süden zu gehen, um dann einen Bus zu nehmen, der ihn nach Hause in den Osten von Manhattan bringen würde.

Also verließ er den schmierigen U-Bahnwaggon und lief die Stufen hinauf ins Freie.

Hier, westlich der Achten Avenue, waren die Geschäfte geschlossen, die Fenster mit Gittern geschützt.

Die Abenddämmerung war längst der dunklen Nacht gewichen, doch der Himmel leuchtete in dem falschen Sonnenuntergang - den nach oben strahlenden Lichtern, die vom Hudson bis zum East River reichten. Dieser leuchtende Teppich über der Stadt würde sich erst im Morgengrauen wieder heben.

»He, Schätzchen, wie war's mit uns zwei?«

Westlich der Achten Avenue waren die Kinder schon ins Bett gebracht worden. Männer hatten ihr warmes Essen bekommen und saßen in ihren schmuddligen Sesseln, stöhnten noch von ihrer harten Arbeit bei UPS, im Postamt, Lagerhaus

oder Restaurant. Oder sie waren erschöpft von den vielen Stunden in der Bar, wo sie den Tag mit endlosen Gesprächen vergeudet hatten, mit Streit, Lachen und der Frage, warum weder Liebe noch eine sinnvolle Beschäftigung einen Platz in ihrem Leben hatten. Einige von ihnen waren nach einem Abendessen mit einer schweigsamen Frau und lärmenden Kindern wieder in diese Bars zurückgekehrt.

In winzigen Wohnungen wuschen Frauen Plastikgeschirr, wiesen Kinder zurecht, brüteten über den Lebenshaltungskosten und staunten in schmerzlichem Verlangen über das Aussehen, die Kleidung und die Probleme der Menschen in den Seifenopern.

Die Hitze der Nacht machte die Stadt zu einem Backofen, doch in diesem Viertel waren die Stromkabel in den alten Häusern nicht für Klimaanlagen ausgelegt. Das Summen von Ventilatoren, sofern es einen gab, erfüllte die meisten Wohnungen.

»Ich bin krank. Ich versuche Arbeit zu finden. Echt, Mann.«

Westlich der Achten Avenue saßen die Menschen auf den Stufen vor ihren Haustüren zusammen. Zigaretten glommen auf, wenn an ihnen gezogen wurde. Lichter der vorbeifahrenden Autos spiegelten sich in dem bernsteinfarbenem Bier, und die Flaschen klirrten in einem umso höheren Ton, je leerer sie waren, wenn sie auf die Betonstufen gestellt wurden. Die Gespräche wurden gerade so laut geführt, dass sie den Lärm auf dem West Side Highway übertönten, wo Tausende von Autos selbst zu dieser späten Stunde der Stadt entflohen.

»Hast du 'n bisschen Kleingeld, damit ich mir was zu essen kaufen kann? Oder hast du wenigsten 'ne Zigarette? Na ja, trotzdem 'ne gute Nacht.«

In den Fenstern der Wohnhäuser flackerten die Fernseher, und oft war es kein Blau, sondern das blasse Grau der Schwarzweißgeräte. Viele Fenster waren dunkel. In einigen

leuchtete nur grelles Licht von einer nackten Glühbirne, und ein regloser Kopf zeichnete sich im Fensterrahmen ab.

»Willst du Rock? Willst du Crack, Meth, Heroin, Koks? Willst du, willst du, willst du? Willst du einen Lottoschein, hast du einen Vierteldollar, hast du einen Dollar, willst du eine Muschi? He, ich hab AIDS, ich bin obdachlos. Entschuldigen Sie, Sir, würden Sie mir Ihre verdammte Brieftasche geben...?«

Westlich der Achten Avenue trotteten die jungen Männer der Gangs die Straße entlang. Sie waren unbesiegbar. Hier würden sie ewig leben. Hier würden Kugeln ihre schlanken Körper durchbohren und ihre Herzen verschonen. Sie glitten die Bürgersteige entlang, in sich trugen sie ihre eigene Musik.

It's a white man's world, now don't be blind. You open you eyes and whatta you find? The Man got a message just for you... Gonna smoke your brothers and your sisters too. It's a white man's world. It's a white man's world...

Eine crew entdeckte auf der anderen Straßenseite eine andere. Die Lautsprecher wurden leiser gedreht. Blicke gewechselt. Dann gegenseitig Zeichen gegeben. Handfläche hoch, Finger gespreizt. Ab einem gewissen Punkt würde das Verhalten die andere Seite provozieren. Dann würden wie aus dem Nichts Waffen auftauchen, und Menschen würden sterben.

Westlich der Achten Avenue war jeder bewaffnet.

Heute Nacht jedoch wandten sich die Gesichter ab, die Rekorder wurden wieder lauter gestellt, und die Gangs gingen, eingehüllt in ihre dröhnende Musik, in unterschiedliche Richtungen weiter.

It's a white man's world. It's a white man's...

Liebespaare umklammerten sich in Autos und neben den eingesunkenen Bahnkörpern der alten New York Central

Railroad, in der Nähe der Elften Avenue gingen Männer vor anderen Männern auf die Knie.

Es war Mitternacht. Junge Tänzerinnen eilten aus den Oben-ohne-Bars und Peep-Shows nach Hause. Auch die Schauspieler vom Broadway, Männer wie Frauen, die genauso müde waren. Diejenigen, die auf Treppen saßen, drückten ihre Zigaretten aus, man wünschte sich eine gute Nacht, Bierflaschen wurden auf dem Bürgersteig stehen gelassen, damit sie von der Straßenreinigung aufgesammelt werden konnten.

Sirenen heulten, Glas zerbrach, der widerborstige Schrei eines Wahnsinnigen.

Zeit, von der Straße zu verschwinden.

It's a white man's world. It's a white man's world...

Westlich der Achten Avenue lagen Männer und Frauen in ihren billigen Betten, lauschten dem Lied, das vor ihren Fenstern vorbeizog oder aus den Nachbarwohnungen bis in ihre Schlafzimmer dröhnte. Die Musik war überall, doch die meisten schenkten ihr keine Beachtung. Sie lagen erschöpft und schwitzend in ihren Betten, starrten an die dunkle Zimmerdecke und dachten: In ein paar Stunden geht der Tag wieder los. Lass mich doch ein paar Stunden schlafen. Bitte, ein bisschen Abkühlung, und lass mich ein bisschen schlafen.

... Vierundzwanzig

»Hey, dir fehlt ja ein Zahn. Weißt du nicht, wie man kämpft?«

»Es waren drei gegen einen«, sagte Pellam zu Hector Ramirez.

»So?«

Am Mittag des nächsten Tages saß Ramirez vor der Haustür des *kickback* der Cubano Lords und rauchte.

»Es ist heiß«, beklagte sich Pellam. »Hast du ein Bier?«

»Klar hab ich ein Bier. Welche Sorte willst du?«

»Egal. Hauptsache, es ist kalt.«

Ramirez erhob sich und winkte Pellam zur Haustür heran.

»Wer war das?«, fragte er mit einem Nicken zu Pellams Gesicht, das voller blauer Flecken war.

»Ein paar der Jungs von Corcoran. Sie haben von unserer Sache mitbekommen, die wir mit McCray abgezogen haben. Und haben Streichhölzer gezogen, um zu sehen, wen sie lieber zusammenschlagen würden, dich oder mich. Ich habe gewonnen.«

»Hey, ich mache jemanden kalt für dich. Oder soll ich jemandem durch die Kniescheibe schießen? Das mach ich für dich, Mann. Hätte null Probleme damit.«

»Schon in Ordnung«, meinte Pellam.

»Echt kein Problem.«

»Vielleicht das nächste Mal.«

Ramirez zuckte die Schultern, als wäre Pellam durchgedreht, und betrat den Hausflur. Pellam bemerkte einen jungen Mann, der mit einer Waffe im Gürtel im Schatten einer Nische stand.

Er sagte etwas auf Spanisch zu Ramirez, der zurück schnauzte. Lachend sah er zu Pellam, der gerne geglaubt hätte, dass es ein bewundernder Blick war.

Ramirez kloppte an die Tür einer Erdgeschosswohnung und sperrte sie schließlich selbst auf, als sich nichts rührte. Er drückte sie auf und ließ Pellam vorangehen.

Die Wohnung war groß und gemütlich und wohl erst vor kurzem mit neuen Möbeln eingerichtet worden. Eine Couch war immer noch in Plastik eingepackt. In der Küche lagerten Stapel von Kartons mit Essen und Tüten mit Reis. In einem der Schlafzimmer lagen fünf mit Laken bezogene Matratzen. Das andere Schlafzimmer war angefüllt mit Kartons voller Schnapsflaschen und Zigaretten. Pellam sparte sich die Frage, woher die Waren stammten.

»Also, willst du ein Dos oder ein Tecate?«

»Dos.«

Ramirez nahm zwei Flaschen aus dem Kühlschrank, drückte die Kronenkorken an die Kante des Tresens und öffnete sie mit einem einzigen Schlag seiner flachen Hand. Eine Flasche reichte er Pellam, der sie in einem Zug fast halb leer trank.

In der Wohnung war es warm. An den Fenstern nach vorn und hinten raus befanden sich zwei Klimaanlagen, die allerdings nicht eingeschaltet waren. Durch die abgedunkelten Fenster drang heiße, feuchte, staubige Luft herein, und man glaubte, die Hitze wie eine Flüssigkeit zu spüren.

Ramirez ging zum Küchentisch, auf dem eine Schuh-schachtel stand. Er nahm ein Paar Sportschuhe heraus und begann, die Schnürsenkel in die Ösen einzufädeln. Sie sahen denjenigen ähnlich, die er Ismail zwei Tage zuvor gegeben hatte. »He, Mann. Hier hast du ein Paar.«

»Welche Strafe kriegt man, wenn man gestohlene Ware annimmt?«, fragte Pellam.

»Arsch, die habe ich *gefunden*.« Er sprang auf und blickte zufrieden auf sein Werk.

»Ich bin kein Turnschuhtyp.«

»Nein, du bist ein Cowboy-Stiefel-Typ. Warum trägst du immer diese dämlichen Stiefel? Tun sie nicht weh? Also, was machst du hier, Pellam? Warum kommst du mich besuchen?«

»Ich verlasse die Stadt«, antwortete Pellam. »Wollte meine Waffe abholen.«

»Habe gehört, dass diese *moyeta* gesagt hat, sie war es. Mann, sie ist deine Freundin. Das ist ganz schön hart für dich. Aber niemand darf die alten Häuser hier abbrennen. Das ist nicht gut.«

Ramirez zog die Schnürsenkel links und rechts auf gleiche Länge. Langsam erhob er sich, genoss das angenehme Gefühl in den Schuhen. Er wippte auf den Zehenspitzen, dann zu-

rück auf die Fersen. Er täuschte einen Schlag nach rechts, dann nach links an und sprang zu einem Korbleger weit nach oben, wo er mit seinen Fingern weiße Farbe von der Decke löste.

Pellam bemerkte neben einem Werbeplakat für eine Corvette, in der sich ein Fotomodell im Bikini lümmelte, eine handschriftliche Notiz:

*Du stehst in der Krippe der Cubano Lords.
Endweder du bistn Freund, oder du wirst fertig gemacht.*

Ramirez folgte Pellams Blick. »Ja, ja«, meinte er. »Jetzt wirst du sagen, dass wir >bistn< falsch geschrieben haben.«

»Nein, ich werde sagen, dass das Plakat total geil ist.«

»Spielst du Basketball?«, fragte Ramirez.

»Ein bisschen.«

Das letzte Mal hatte er allein gegen einen Mann im Rollstuhl gespielt, und er hatte sechs zu zwei verloren. Es war eine Schande, dass er nicht die Gelegenheit hatte, gegen Ismail zu spielen. Gegen den Jungen hätte er wahrscheinlich gewonnen.

»Ich gehe heute ins Village runter, zu einem Half-Court-Spiel. Da unten gibt's ein paar große *moyetos*. O Mann, diese Nigger können echt *spielen*... komm doch mit.«

»Danke, aber dann bin ich schon weg von hier«, lehnte Pellam ab.

»Für immer, meinst du?«

Pellam nickte. »Ich hole meinen Laster und fahre zurück an die Küste. Brauch ein bisschen Arbeit. Es gibt ein paar Leute, denen ich Geld schulde. Sie werden in etwa zwei Monaten an meine Tür klopfen.«

»Willst du, dass ich mal mit ihnen rede? Ich kann...«

Pellam drohte mit dem Finger. »Hm-hm.«

Ramirez zuckte die Schultern, hob eine Ecke des Linoleumbodens in der Küche und darunter eine Bodendiele an

und zog Pellams Colt heraus, den er ihm zuwarf. »Mann, du bist verrückt, so ein altes Ding mit dir rumzuschleppen. Ich besorg dir eine hübsche Taurus. Das ist ein niedliches Teil. Wirst du mögen. Peng, peng, peng. Heutzutage braucht man ein Magazin mit fünfzehn Schuss.«

»Ich habe so ein Ding nicht so nötig wie du.«

»Ich schaue nicht so oft Fernsehen«, sagte Ramirez, während er den Fußboden wieder in Ordnung brachte. »Aber ich werde ihn anschalten, wenn dein Film kommt. Wann wird das sein?«

»Ich gebe dir Bescheid«, murmelte Pellam.

Die Tür wurde aufgestoßen, und ein junger Latino kam herein, der Pellam argwöhnisch anblickte. Er ging zu Ramirez, dem er etwas ins Ohr flüsterte. Dieser nickte, und sein junger Kollege ging wieder.

Pellam wollte auch gehen. »Hey«, hielt ihn Ramirez auf. »Vielleicht willst gar nicht so schnell gehen. Er hatte ein paar Neuigkeiten für dich.«

»Wer war das?«

»Mein Bruder.« Er nickte in die Richtung, in der der junge Mann verschwunden war.

»Neuigkeiten?«

»Ja. Willst du wissen, wer in deine Wohnung eingebrochen ist?«

»Ich weiß, wer das war. Der Pyromane. Der Junge, der verbrannt ist. Ich denke, ich muss ihn aufgenommen haben, als ich das Haus am Tag nach dem Brand gefilmt habe.«

Ramirez wippte auf seinen nagelneuen Schuhen und schüttelte den Kopf. »Stimmt nicht, Mann. Da liegst du total falsch.«

»He, Kumpel.« »Hallo, Ismail.« Pellam stand vor dem Youth Outreach Center. Die heiße,

staubige Luft wurde durchschnitten von einem leuchtenden Streifen Sonnenlicht, das von einem in der Nähe stehenden Gebäude reflektiert wurde.

»Und? Was geht ab, Kumpel?«

»Nicht viel«, antwortete Pellam. »Und bei dir?«

»Ich häng hier so rum. Weißt ja, wie das ist. Was hast du da?«

»Ein Geschenk.«

»Au, klasse, Kumpel.« Ismail starre mit großen Augen auf die Einkaufstüte. Pellam reichte sie ihm. Ismail öffnete sie und holte den Basketball heraus. »He, du bist klasse, Pellam! Der ist super! He, Leute, schaut mal her!«

Die zwei anderen Jungs, die etwas älter als Ismail waren, kamen voller Bewunderung für den Ball herüber. Sie warfen ihn hin und her.

»Wie ist es da drin?« Pellam nickte in Richtung des Youth Outreach Centers.

»Gar nicht so schlecht. Sie motzen echt nicht viel rum. Aber man muss sich immer hinsetzen und den Durchgeknallten zuhören, den Priestern und Beratern. Die erzählen vielleicht ein Zeug. Die kauen einem ein Ohr ab, fragen Sachen, über die sie einen Scheißdreck Bescheid wissen.« Er zuckte die Schultern wie ein Erwachsener. »Ach, Scheiße, aber so ist das Leben, oder?«

Dagegen konnte Pellam nichts einwenden.

»Und dann Carol, diese Nutte«, flüsterte er und sah sich um. »Halt dir die vom Leib. Sie hat mich gefragt, warum ich erst nachts um drei zurückkomme. Hat mir 'ne Standpauke gehalten. Ich hab der Nutte gesagt, was sie tun soll.«

»Aha.«

»Klar... na ja, ich hab's probiert. Aber mit der Frau kann man echt nicht quatschen, Kumpel.«

»Und warum *warst* du nachts um drei noch draußen?«

»Ich...«, begann Ismail.

»...habe mich nur so rumgetrieben«, ergänzte Pellam
»Volltreffer, Pellam.« Ismail drehte sich seinen Kumpels zu.
»Los, wir machen ein Spiel.« Sie verschwanden in eine Gasse,
glücklich, wie es zehnjährige Jungs auf der ganzen Welt sind.
Pellam schob die quietschende Tür auf.

Carol blickte vom Schreibtisch zu ihm her. Ihr schwaches
Lächeln verschwand, sobald sie seinen Gesichtsausdruck be-
merkte.

»Hi«, grüßte sie.

»Wie geht's?«

»Tut mir Leid, ich war schwer zu erreichen«, erklärte sie.
»Wir hatten hier tierisch viel zu tun.« Ihre Worte klangen
bleiern.

Schweigen. Winzige Staubteilchen schwebten zwischen
ihnen. Amöben, die in dem brutalen Licht sichtbar wurden.

»Also gut«, fuhr sie schließlich fort. »Ich habe nicht ange-
rufen, weil ich Angst hatte. Es ist lange her, als ich das letzte
Mal mit jemandem zu tun hatte. Und meine Geschichte mit
Männern war bisher nicht berühmt.«

Pellam verschränkte die Arme. Er blickte auf den Stapel
Papier hinab, den Carol gerade bearbeitete. Behördenanträge.
Sie sahen erschreckend dicht beschrieben und kompliziert
aus.

Carol lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Darum geht's
aber gar nicht, oder?«

»Nein.«

»So?«

»Ich habe ein paar Dinge erfahren, die mich neugierig ge-
macht haben.«

»Zum Beispiel?«

»Über den Tag, an dem es gebrannt hat und du dich nach
mir erkundigt hast.«

Die Gerüchte. Auf der Straße.

»Hey, ein hübscher Kerl in Cowboy-Stiefeln. Klar habe ich

mich nach dir erkundigt.« Sie lachte, schaffte es aber nicht, locker zu klingen. Sie griff mit beiden Händen an ihre Perlenkette, dann an ihre Brille, wo sie auf der geklebten Stelle herumknetete.

»Du hast rausgefunden, wo ich wohne«, sagte Pellam. »Und du bist an dem Morgen bei mir eingebrochen, an dem ich bei dir übernachtet habe. Während ich noch in deinem Bett lag.«

Carol nickte. Nicht, weil sie zustimmte, protestierte oder irgendetwas mitteilen wollte. Es war ein Reflex. Sie sah sich um. Legte den Kugelschreiber zur Seite. Sie wirkte grimmig, während sie überlegte. »Können wir hinauf gehen? Da sind wir ungestörter.«

Sie gingen zum Fahrstuhl. Während sie hochfuhren, lehnte Carol mit finsterem Blick an der Wand. Mit gesenktem Kopf wischte sie abwesend Staub von dem stets präsenten, lateinischen Wort für Wahrheit auf ihrem Sweatshirt.

Carol mied Pellams Blick, während sie Smalltalk zelebrierten. Sie erzählte ihm, dass eine Fahrstuhlfirma dem Youth Outreach Center eine neue Kabine schenken würde. Darin würde dann eine riesige Tafel mit »Gestiftet von« prangen. Als ob die Kinder rausrennen und sich Fahrstühle kaufen würden. »Wahnsinn, was die Leute alles für ihre Werbung tun.« Er gab keine Antwort, sodass auch sie schwieg.

Als die Türen zur Seite glitten, ging Carol einen leeren, düsteren Flur entlang, der mit seinen schmutzigen Fliesen erdrückend wirkte. »Hier.« Carol öffnete eine Tür, und Pellam trat ein - bevor er merkte, dass es nicht, wie erwartet, ein Aufenthaltsraum oder Büro war, sondern ein halbdunkler Lagerraum.

Carol schloss die Tür. Ihre Bewegungen waren entschieden, ihr Blick war eiskalt geworden. Am anderen Ende des Raumes schob sie sich an Kisten vorbei, bückte sich und kramte herum.

»Es tut mir so Leid, Pellam.«

Sie machte eine Pause, atmete tief ein. Er konnte nicht erkennen, was sie in der Hand hielt.

Seine Gedanken schweiften zu seinem Colt, der hinten in seinem Hosenbund steckte. Lächerlich, zu glauben, dass sie ihm was antun würde. Doch schließlich befand er sich in Hell's Kitchen.

Man geht mittags an einem kleinen Vorgarten vorbei und denkt sich: He, das sind aber hübsche Blumen, und im nächsten Moment liegt man mit einer Kugel im Bein oder einem Eispickel im Rücken auf dem Boden.

Und ihre Augen... ihre kalten, hellen Augen.

»Oh, was für eine verdammte Scheiße.« Carols Mund spannte sich. Plötzlich drehte sie sich um, hob ihre Hand, in der sie etwas Dunkles hielt. Pellam griff nach hinten zu seiner Waffe. Doch in ihren dicken Fingern hielt sie nur die beiden Videokassetten, die sie aus seiner Wohnung gestohlen hatte.

»Die ganze Woche lang hatte ich echt gedacht, ich sollte weglauen. Irgendwo anders hingehen und ein neues Leben beginnen. Ohne ein Wort zu sagen, nur einfach verschwinden.«

»Erzähl weiter.«

»Der Typ, der von mir geredet hat. Dass ich seinen Sohn gerettet hätte.«

Pellam nickte. Er erinnerte sich an den jungen Mann, der beinahe in einem Haus gestorben wäre, das abgerissen werden sollte, und den sie gerettet hatte.

»Ich hatte Angst, dass ich auf den Kassetten bin«, fuhr sie fort. »Ich kann es mir nicht leisten, dass man in der Öffentlichkeit auf mich aufmerksam wird.«

Er erinnerte sich an ihr Misstrauen Reportern gegenüber.

»Warum?«

»Ich bin nicht diejenige, für die du mich hältst.«

Ein wiederkehrendes Motiv in Hell's Kitchen.

»Und wer bist du tatsächlich?«, fragte Pellam scharf.

Carol schlängelte ihre Arme um eine Regalstange und legte den Kopf auf ihre Oberarme. »Vor ein paar Jahren wurde ich aus dem Knast entlassen, nachdem ich meine Zeit wegen Drogenhandel abgesessen hatte. In Massachusetts. Ich war auch verurteilt worden« - sie stockte - »weil ich das Leben eines Minderjährigen gefährdet hatte. Ich habe Stoff an ein paar Fünfzehnjährige verkauft. Einer von ihnen hat eine Überdosis genommen und ist fast daran gestorben. Was soll ich dir sagen, Pellam? Was in meinem Leben passiert ist, war so langweilig, so fernsehmäßig... ich bin von der Schule geflogen, habe die falschen Männer kennen gelernt. Drogenhandel, Crack, Heroin, Strich... O Mann, ich habe alles hinter mir.«

»Was hat das mit den Kassetten zu tun?«, fragte er kalt.

Nervös sortierte sie einen Stapel dünner Handtücher. »Ich wusste, dass du einen Film über Hell's Kitchen drehest. Nachdem dieser Typ von mir geredet hatte, dachte ich, ich würde in der Geschichte vorkommen, hatte Angst, jemand in Boston würde davon erfahren, und dann könnte das Outreach Center über einen Umweg davon Wind bekommen. Ich konnte nicht riskieren, dass etwas über mich an die Öffentlichkeit kommt. Sieh mal, Pellam, ich habe mein Leben ruiniert... ich bin so übel zugerichtet von den Abtreibungen, dass ich keine Kinder mehr bekommen kann... ich bin eine Verbrecherin.«

Carol lachte bitter. »Weißt du, was ich neulich gehört habe? Ein Bankräuber wurde aus Attica entlassen, und er hatte Schwierigkeiten, Arbeit zu finden. Er war wütend, dass ihn jemand als Exknacki bezeichnet hatte. Er meinte, er hätte gesellschaftliche Defiziten«

Pellam lächelte nicht.

»Nun, das bin ich auch, sozial angeschlagen. Es gibt keine Möglichkeit, dass ich jemals Arbeit bei einem öffentlichen Träger finde. Kein Heim auf der Welt würde je was mit mir zu tun haben wollen. Aber das Outreach Center hat so verzwei-

felt nach Hilfe gesucht, dass sie keine Zeit für Überprüfungen hatten. Ich habe ihnen meinen Sozialarbeiterabschluss und einen frisierten Lebenslauf gezeigt. Und sie haben mich genommen. Wenn sie herausfinden, wer ich wirklich bin, schmeißen sie mich in der nächsten Sekunde raus.«

»Zum Wohle der Kinder... Warum hast du mich angelogen?«

»Ich habe dir nicht vertraut. Ich wusste nicht, wer du bist. Ich weiß von Reportern nur, dass sie sich ausschließlich für den Dreck interessieren. Um mehr kümmern sie sich nicht.«

»Nun, wir werden nie erfahren, was *ich* getan hätte, oder? Du hast mir keine Chance dazu gegeben.«

»Sei bitte nicht sauer auf mich, Pellam. Was ich hier tue, ist sehr wichtig für mich. Es ist das Einzige, was ich in meinem Leben habe. Das kann ich nicht verlieren. Ich habe gelogen, als wir uns kennen gelernt haben. Ich wollte, dass du gehst, aber ich wollte auch, dass du bleibst.«

Pellam blickte auf die Kassetten hinunter. »Mich interessiert das heutige Hell's Kitchen nicht. Es ist eine erzählte Geschichte über die alten Tage. Das Youth Outreach Center hätte ich gar nicht erwähnt. Hättest du mich gefragt, hätte ich es dir gesagt.«

»Nein, so darfst du mich nicht verlassen. Gib mir eine Chance...«

Doch Pellam öffnete die Tür. Langsam, ohne dramatisch zu sein. Er ging die Treppe hinunter, durch die Eingangshalle hindurch und hinaus in die sengende Sonne und den Lärm aus Autos, Hupen und rufenden Stimmen. Er dachte, eine davon könnte die von Carol sein, doch letztendlich war es ihm egal.

Er ging nach Osten Richtung Fashion District, war auf dem Weg zur U-Bahn.

Verrückter Name für die Gegend, dachte Pellam. Es war das unmodischste Viertel in der ganzen Stadt. Lastwagen

parkten in zweiter und dritter Reihe. Hohe, rußige Gebäude, schmutzige Fenster. Forsche Arbeiter mit Nierengurten und ärmellosen T-Shirts schoben Gestelle mit der nächsten Frühjahrskollektion vor sieh her.

Eine Frau stand an einem öffentlichen Telefon, hängte den Hörer ein und zerriss ein Stück Papier in winzige Fetzen. Na, das wäre doch eine Geschichte, dachte Pellam, vergaß den Zwischenfall aber sogleich wieder.

Vor einer Baustelle auf der Neununddreißigsten Straße blieb er stehen, um einen Kipplaster rückwärts herausfahren zu lassen. Das piepsende Alarmsignal vom Rückwärtsgang ging ihm auf die Nerven.

... Neununddreißigste Straße - das war die Battle Row, die Zentrale der Gophers. Der übelste Ort in der Stadt. Großvater Ledbetter hat erzählt, die Polizei hätte sich nicht oft westlich der Achten Avenue blicken lassen. Sie wollte mit der Gegend hier nichts zu tun haben. Er hatte einen Stiefel, auf dem war vorne an der Spitze ein Streifen - als kleiner Junge war er einmal in eine Schießerei auf der Battle Row geraten, und eine Kugel hätte ihn dort getroffen. Das hat er jedenfalls uns Kindern erzählt. Ich hatte ihm nie so richtig geglaubt. Aber vielleicht hat es auch gestimmt - er hat diesen alten Stiefel bis zu seinem Tod aufbewahrt

Zwei schrille Pfiffe drangen aus der Baugrube herauf. Schau-lustige stellten sich an die Gucklöcher, die in den Sperrholzzaun entlang des Bürgersteigs gehauen worden waren. Auch Pellam blickte hindurch. Eine gewaltige Explosion. Der Boden bebte unter Pellams Füßen, und die Sprenglochabdeckung rutschte ab, als fünfzig Tonnen Felsen zu Schotter zersprengt wurden.

Etties Worte zogen sich wie in einer Endlossschleife durch Pellams Gehirn:

»Hier wurde immer irgendwas gebaut. Papa hatte eine Zeit lang eine interessante Arbeit. Er nannte sich Gebäudebestatter. Er gehörte zu denjenigen, die die abgerissenen Häuser raus zu den Doorknob Grounds in Brooklyn schafften. Sie haben Hunderte von Häusern im Wasser versenkt. Sie haben so was wie eine Sandbank aufgeschüttet. Die Fische haben sich dort wohl gefühlt. Immer brachte er Blaubarsch oder Heilbutt an, der tagelang reichte. Ich krieg heute keinen Fisch mehr runter, selbst wenn Sie mich dafür bezahlen würden.«

Drei laute Pfiffe. Offenbar das Okay-Zeichen der Sprengmannschaft. Arbeiter mit Schutzhelmen tauchten auf, und ein Bagger rückte an. Pellam trat wieder auf den Bürgersteig. Sein Blick fiel auf die Hinweistafel der Baufirma.

Er blieb stehen, spürte den Schock wie eine Wiederholung der Explosion von gerade eben. Sorgfältig las er das Schild, nur um sicherzugehen. Dann ging er langsam weiter, doch als er an der Ecke war, rannte er trotz/ der mörderischen Hitze los.

... Fünfundzwanzig

»Es ist eine Baustelle.«

»Was ist los?«, fragte Bailey.

»Die St.-Augustus-Stiftung. Ich habe mich an die Hausnummer erinnert - Neununddreißigste Straße West fünfhundert. Das ist gegenüber der Kirche. Aber dort ist nur ein Loch im Boden.«

Sie saßen in Baileys Schlafzimmer, seinem vorübergehenden Büro, weil das richtige vom Feuer zerstört war. Die beiden Räume schienen sich nicht sehr voneinander zu unter-

scheiden - der wesentlichste Unterschied war, dass der Wein Kübler nicht auf dem Schreibtisch, sondern neben dem Bett stand. Auffällig war auch, dass sich im Schlafzimmer eine bessere Klimaanlage befand; die Luft hier drin war zwar auch nicht wirklich kühl, aber immerhin weniger stickig. Der alles überdeckende Gestank vom Feuer schien Bailey nicht zu stören.

»Vielleicht ist die Stiftung umgezogen«, meinte Bailey.

»Es kommt noch besser«, erwiderte Pellam. »Ich habe im Sekretariat der Kirche nachgefragt. Niemand hatte je von einer St.-Augustus-Stiftung gehört.« Er trat an das verschmutzte Fenster, das zusätzlich im Schatten eines Krans lag, der eine riesige Skulptur auf den offenen Platz vor dem McKennah-Turm hob.

Die Statue war in dickes Packpapier gehüllt und hatte die Form eines Fisches. Sie schien viele Tonnen zu wiegen, da sich der Kran nur langsam bewegte. Arbeiter reinigten den Platz und stellten Fahnen für das Richtfest auf.

»Aber es gibt eine St.-Augustus-Stiftung«, sagte Bailey und wühlte sich durch die Akten auf seinem Bett. Er fand einen Stapel verkohlter Fotokopien mit dem Siegel des Justizministers von New York. »Die Gründung erfolgte als gemeinnützige Gesellschaft. Sie existiert. Der Stiftungsrat besteht aus acht Mitgliedern.«

Pellam überflog die Liste. Die Frauen und Männer im Verwaltungsrat wohnten alle in der Nähe. Er zeigte auf einen Namen mit der ***** in der Siebenunddreißigsten Straße, was nur einen Block entfernt war. James Kemper.

»Schauen wir mal, was er zu sagen hat.« Bailey griff zum Telefon, doch Pellam berührte ihn am Arm.

»Statten wir ihm lieber einen Überraschungsbesuch ab.«

Doch es gab keine Überraschung, jedenfalls nicht für Pellam. Die Bauarbeiten auf dem leeren Platz, wo Mr. Kemper angeblich wohnte, sollten in zwei Monaten beginnen.

»Das ist alles Schwindel«, murmelte Bailey auf dem Weg zurück in sein Büro.

»Als Sie den Direktor angerufen haben - diesen Geistlichen -, wer hat sich gemeldet?«

»Ein Telefonauftragsdienst.«

»Wie bekommen wir raus, wer dahinter steckt?«, wollte Pellam wissen. »Ohne uns in die Karten schauen zu lassen?«

Aus dem Filmgeschäft wusste er, welche inzestuös verwickelten Verhältnisse Firmen manchmal miteinander eingehen konnten.

»Es ist eine gemeinnützige Stiftung, bei der es viel schwerer sein wird, Informationen zu bekommen als bei einer Kapitalgesellschaft.«

Wieder in Baileys Schlafzimmer, blickte Pellam zufällig auf ein ebenfalls verkohltes Blatt Papier, das neben der Akte der Stiftung lag. Es war der Sachverständigenbericht über die Handschrift auf dem Versicherungsantrag, bei der Etties Handschrift mit der auf dem Antrag verglichen wurde.

Er hatte Ettie gefragt, ob sie in letzter Zeit irgendwelche Briefe geschrieben hatte, sodass jemand Zugriff auf ihre Unterschrift haben konnte. Beide, er und Ettie, hatten die Verzichtserklärung vergessen, die sie für McKennahs Firma unterschrieben hatte - die Erlaubnis dafür, dass der Turm die vom Bürgerausschuss für Städteplanung festgesetzte Höhe überschreiten durfte.

»Es ist McKennah«, verkündete Pellam. Als er merkte, dass Bailey Einwände erheben wollte, hielt er eine Hand hoch. »Ich weiß, dass Sie nicht glauben, dass einer der führenden Bauunternehmer ein Haus abbrennen würde. Für die Versicherungssumme würde er das auch nicht tun. Aber er würde es tun, wenn der Erfolg für seinen Turm vom Tunnel zur U-Bahn an der Penn Station abhängt. Newton Clarke - und auch McKennahs Frau - haben uns erzählt, wie verzweifelt er war.«

»Aber...« Bailey hob entsetzt die Hände. »Worüber ma-

eben Sie sich noch Gedanken? Selbst wenn McKennah hinter der Sache steckt, hat Ettie die Brandstiftung trotzdem zugegeben.«

»Das wird auch nicht das Problem sein«, wandte Pellam ein.

»Sondern?«

»Ich kümmere mich darum. Die große Frage ist, wie wir nachweisen, dass es eine Verbindung zwischen McKennah und der Stiftung gibt.«

Baileys sah besorgt aus. »In solchen Dingen sind Bauunternehmer Genies. Und McKennah ist führend in dieser Branche. Wir müssen ausländische Firmen aufspüren, Firmenregister durchgehen... Es wird einige Zeit in Anspruch nehmen.«

»Wie lange?«

»Ein paar Wochen.«

»Wann wird Ettie verurteilt?«

Eine Pause. »Übermorgen.«

»Dann haben wir nicht wochenlang Zeit, oder?« Pellam blickte aus dem Fenster auf die Baustelle gegenüber. Die eingewickelte Skulptur wurde so beiläufig postiert wie eine Stahlstrebe. Einige Passanten betrachteten sie aufmerksam, fragten sich, was sie wohl darstellen mochte. Doch die Arbeiter gingen wieder weg, ohne das Papier abzuziehen.

Wieder mit seinem Armani-Anzug bekleidet, einen gestohlenen Schutzhelm tief ins Gesicht gezogen, ging John Pellam wie selbstverständlich durch die Eingangshalle des McKennah-Turms. Dieser Teil des Gebäudes war praktisch fertig und wurde bereits von mehreren Miethaltern bewohnt - einschließlich zweier Bau- und Betriebsunternehmen von McKennah und einem Immobilienmakler, der den zukünftigen Gewerberaum im Turm an den Mann bringen sollte.

So, wie Pellam durchs Bürogebäude eilte, gab er jedem zu

verstehen, dass er hierher gehörte und es nicht empfehlenswert war, ihn von dem abzuhalten, was wie ein dringender Auftrag wirkte.

Also wurde er nicht aufgehalten.

Mit einem Klemmbrett in der Hand kam er an einer Reihe von Sekretäinnen vorbei und betrat unerschrocken ein Büro, das so üppig eingerichtet war, dass es das von Roger McKennah sein musste, der, wie Pellam gesehen hatte, fünf Minuten zuvor gegangen war. Pellam hatte mehrere Ausreden vorbereitet und für McKennahs Speichelrecker auswendig gelernt, doch seine schauspielerischen Fähigkeiten wurden nicht gefordert - das Büro war leer.

Er trat an den Schreibtisch, auf dem zwei gerahmte Bilder standen - eines von McKennahs Frau, das andere von seinen beiden Kindern; Jolie blickte ihm mit einem gekünstelten Lächeln aus dem teuren Rahmen entgegen, die beiden Kinder verzogen ihr Gesicht kein bisschen.

Pellam begann bei den Aktenschränken. Nach einer Viertelstunde hatte er sich durch Hunderte von Briefen, Bilanzen und Verträge gearbeitet, doch in keinem waren die St.-Augustus-Stiftung oder die Gebäude auf der Sechsunddreißigsten Straße erwähnt.

Die Anrichte hinter dem Schreibtisch war verschlossen. Pellam entschied sich für den Direktangriff- und suchte nach einem Brieföffner, mit dem er auch das Schloss würde öffnen können. »Hübscher Anzug«, dröhnte eine Stimme, als er gerade einen Brieföffner in der rechten oberen Schublade gefunden hatte. Die Stimme hatte einen ganz leichten irischen Akzent. Pellam erstarrte. »Aber das sind eigentlich nicht *Sie*. Wenn Sie mich fragen, sind Sie eher ein Jeans-Typ.«

Pellam erhob sich langsam.

Roger McKennah stand in der Tür, neben ihm ein finster dreinschauender Leibwächter, dessen Hand in der Jackentasche steckte. Pellam hatte vermutet, dass der Eingang zum

Turm durch Metalldetektoren gesichert war, und hatte seine Waffe in Baileys Büro gelassen.

Sein Blick huschte zwischen den beiden Männern hin und her.

»Wir haben Sie gesucht«, sagte McKennah. »Und jetzt finde ich Sie ausgerechnet bei mir?« Er nickte seinem Leibwächter zu, der etwas auf den Tisch legte - es war Pellams Betacam, die noch vor wenigen Stunden im Schlafzimmerschrank in Pellams Wohnung im Village gelegen hatte. Er fragte sich, ob nun auch die anderen Bänder zerstört waren.

»Machen wir eine kleine Spritztour«, forderte McKennah ihn auf. Er öffnete eine Seitentür zu einer dunklen Garage, in der die Mercedes Limousine stand.

Der Leibwächter griff wieder zur Kamera und gab Pellam mit seinem Kopf ein Zeichen.

Pellam wollte etwas sagen, doch McKennah hob nur den Zeigefinger. »Was könnten Sie wohl sagen wollen? Dass Sie nach der Wahrheit suchen? Dass Sie es aus reiner Selbstbefriedigung tun? Ich wette, Sie haben auf alles eine Antwort. Aber ich will sie nicht hören. Steigen Sie einfach ein.«

... Sechsundzwanzig

Schweigend fuhren sie acht Blocks weit.

Irgendwo zwischen der Vierzigsten und Fünfzigsten Straße am anderen Ende der West Side hielt die Limousine vor einem verfallenen Gebäude. Die Farbe blätterte ab, sah aus wie schmutzigweißes Konfetti. Die Teile aus Holz waren verrottet, vor einem Seiteneingang stapelten sich ein Dutzend Mülltüten.

In diese Richtung deutete McKennah. »Artie.«

Der Leibwächter öffnete die Tür der Limousine, packte Pel-

Iam am Arm und führte ihn zu dem Seiteneingang. Er drückte die Tür auf und schob Pellam vor sich her ins Innere, wo sie auf McKennah warteten.

Weiter einen langen dunklen Flur entlang. McKennah ging voraus. Pellam folgte ihm vor Artie, der die Kamera wie ein Maschinengewehr trug.

Pellam blickte sich um und blinzelte, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Er schob eine Hand in den Ärmel, wo er den Griff des Brieföffners umfasste, den er aus McKennahs Büro hatte mitgehen lassen. Er war als Waffe untauglich, aber Pellam wusste aus seiner Knastzeit, wie viel Schaden man selbst mit einem so zerbrechlichen Ding anrichten konnte.

Der Flur wurde nur durch eine schwache Glühbirne beleuchtet, die nackt in der Fassung hing. Es roch nach Schimmel und Urin, dass Pellam husten musste. Auf dem Boden bewegte sich was. »Jesus«, flüsterte McKennah, als eine riesige Ratte gleichgültig vor ihnen vorbeihuschte. Pellam achtete nicht auf sie, sondern umfasste wieder den Brieföffner. Spürte die Spitze an seinem Arm, wartete darauf, dass der Brieföffner ihn beruhigen würde. Was aber nicht geschah.

Dann ein Geräusch.

Pellam ging langsamer, als er ein schwaches, hohes Winseln hörte. Es klang wie der Schrei einer Frau. Eine Fernsehsendung? Nein, es war eine lebendige, menschliche Stimme. Pellass Nackenhaare standen zu Berge.

»Weitergehen«, befahl McKennah, und sie setzten ihren Weg bis zum Ende des Flurs fort, wo sie schließlich stehen blieben.

Das erschreckende Klagen wurde immer lauter.

Pellam verbannte die grässlichen Geräusche aus seinen Gedanken und konzentrierte sich auf das, was er vorhatte. Seine Beine spannten sich an. Dies war der Moment. Seine rechte Hand griff in den linken Ärmel.

McKennah nickte Artie noch einmal zu.

Das Geschrei legte noch an Lautstärke zu. Zwei, vielleicht drei Menschen brüllten vor Schmerzen. Der Leibwächter schob Pellam rücksichtslos weiter, der seine Zähne zusammenbiss und beim Weitergehen den Brieföffner aus dem Ärmel zog.

Artie schob eine Tür auf und trat ein.

Er würde zuerst auf Artie einstechen, auf seine Augen zielen. Dann versuchen, ihm die Waffe wegzuschnappen. Er würde...

Pellam blieb direkt auf der Türschwelle stehen. Den Griff des Brieföffners fest umklammert, erstarrte er.

Was war das?

Er drehte den Kopf zu McKennah und seinem Schläger. McKennah gab ihm ungeduldig ein Zeichen, weiterzugehen. Dem stummen Befehl gehorchend, trat er sehr vorsichtig ein. Es war schwer, sich in dem Meer aus Babys fortzubewegen. Auf der anderen Seite des Raumes saß eine blasser, fette Frau mit fleckigem ärmellosem Oberteil und gelbbraunen Shorts und wiegte das am lautesten schreiende Baby, das sie von draußen gehört hatten. Während sie versuchte, dem Kind ein Gläschen Babynahrung zu füttern, warf sie den Männern einen erschreckten, aber auch wütenden Blick zu. »He, wer, zum Teufel, sind Sie?«

Mit einem Nicken zu Pellam sagte McKennah zu seinem Leibwächter: »Okay, gib sie ihm.«

Artie reichte Pellam die Betacam.

»Machen Sie schon«, drängte McKennah. Pellam verstand nicht, was sein Entführer wollte, und schüttelte nur den Kopf.

Die meisten Babys waren in Pappschachteln untergebracht, die anderen liefen oder krabbelten umher und spielten mit kaputtem Spielzeug oder mit Bauklötzen. Auf dem Boden standen Plastikflaschen mit Diätorangenlimo und Cola, einige waren umgekippt, der Inhalt über den Boden geflossen. Zwei

Kinder versuchten, eine Flasche zu öffnen; sie sahen aus wie zwei junge Affen, die sich an einer Kokosnuss zu schaffen machten. Der Gestank schmutziger Windeln hing in der Luft.

»Scheiße, wer sind Sie?«, wiederholte die Frau lautstark.
»Wollen Sie, dass ich die Polizei rufe?«

»Klar, warum nicht?«, antwortete McKennah gereizt. Er wandte sich verärgert zu Pellam. »Warum legen Sie nicht los?
Worauf warten Sie?«

»Loslegen womit?«, fragte Pellam zurück.

»Na, was glauben Sie? Charles Kuralt spielen. Loslegen mit Filmen!« McKennah wurde immer gereizter.

»Arschloch!«, rief die dicke Frau. »Verschwinden Sie hier!«

Eines der Babys krabbelte im Eiltempo über den verdreckten Boden und spielte an Pellams Stiefeln. Er nahm das Kind hoch, wischte ihm die schmutzigen Hände und Knie ab und setzte es auf die Decke. »Warum passen Sie nicht besser auf diese Kinder auf?«

»Sie sind genauso ein Arschloch.«

Gut. Ganz wie du willst. Pellam griff zu seiner Betacam und schaltete den Rekorder ein. »Sagen Sie, Ma'am, würden Sie das vielleicht wiederholen?«

»Ich ruf die Polizei.« Doch sie blieb sitzen und kümmerte sich nicht mehr um die Eindringlinge, sondern widmete sich dem kleinen Fernseher, in dem eine Folge von *Schatten der Leidenschaft* lief.

Pellam schwenkte seine Kamera langsam durch den Raum, hatte aber keine Ahnung, was er je mit den Aufnahmen machen würde. Die sich windenden Kinder, schlechte Baby-nahrung und der ausgestreckte Mittelfinger einer dicken Frau waren kaum eine brauchbare Grundlage für eine erzählte Geschichte.

»Möchten Sie mir vielleicht sagen, was wir hier tun?«, fragte er McKennah, während er durch den Sucher blickte.

»Das hier ist ein nicht genehmigter Kinderhort. Die meis-

ten Menschen in Hell's Kitchen können sich keinen offiziellen leisten, weswegen sie ihre Kinder in einem Saustall wie diesem hier abliefern. Es ist eine Schande, aber den Eltern bleibt nichts anderes übrig, wenn sie arbeiten gehen wollen.«

Die Frau warf einem Kind, das angefangen hatte zu schluchzen, eine Handvoll Maischips vor die Füße. Pellam filmte die Szene.

»Na, Sie gnadenloser Pulitzer! Los, los, los!«

Zwanzig Minuten später waren sie wieder draußen und schnappten nach frischer Luft. »Also, was, zum Teufel, geht hier vor?«

McKennah zeigte auf das Gebäude. »Ich will, dass Plätze wie diese aus New York verschwinden. Sie sind eine Schande... Entschuldigung, sehe ich vielleicht Zynismus? Fragen Sie sich, warum Roger McKennah eine gute Tat vollbringen will? Nein, nein, ich bin keine Mutter Teresa. Aber solche Kinderhorte helfen niemandem. Es liegt in meinem Interesse, dass hier im Viertel gute, billige Kinderhorte entstehen.«

»Kinderhorte?«

»Und saubere Parks und Schwimmbäder. Eltern sollen sich sicher fühlen, wenn sie ihre Kinder abgeben, bevor sie in *mein* Bürogebäude zur Arbeit kommen. Ich will, dass die jugendlichen auf hübschen Plätzen Basketball spielen und in sauberen Schwimmbädern schwimmen, sodass sie meine Mieter nicht nachts überfallen. Eigeninteresse? Klar. Sie können sagen, was Sie wollen, es ist mir egal. Auf dem College habe ich die Romane von Ayn Rand gelesen, in denen sich immer die Starken durchsetzen. Mir ist das nie wieder aus dem Kopf gegangen.«

»Warum haben Sie mich hierher gebracht?«

»Weil ich Sie überprüft habe. Sie drehen einen Dokumentarfilm über dieses Viertel. Und Sie wollten mich mit Dreck bewerfen, wie es jeder tut.«

»Glauben sie das wirklich?«

»Ich bin ein Magnet für die Boulevardpresse, und ich habe es, verdammt noch mal, satt. Ich will sichergehen, dass Sie die ganze Geschichte erzählen. Niemand hat einen Schimmer, was ich für das Viertel tue.«

»Und das wäre?«

»Zum Beispiel der Park auf der Vierundfünfzigsten Straße, den ich mit meinem eigenen, sauer verdienten Geld renoviere. Und die Schwimmbad-Reparaturen für die Park- und Bäderverwaltung - ich habe zugesichert, dass die Arbeiten bis zu den Sommerferien nächstes Jahr abgeschlossen sind. Und der Kinderhort auf der Sechsunddreißigsten und der...«

»Moment mal - auf der Sechsunddreißigsten Ecke Zehnte Avenue?«

Wo Louis Bailey wohnte.

Und sie hatten gedacht, McKennah würde das Haus für seinen Harem umbauen lassen.

»Ja, genau dort. Drei Stockwerke dort werde ich zum besten Kinderhort im ganzen Land umwandeln. Eltern, die nachweisen, dass sie genügend Einkommen haben oder nach Arbeit suchen, werden ihre Kinder für fünf Dollar pro Tag dort unterbringen können, alles inklusive: Essen, Spiele, Montessori-Erzieher, Bücher...«

»Und ich nehme an, es war reiner Zufall, dass das Gebäude nebenan abgebrannt ist? Dies hatte nichts mit dem Turm zu tun?«

McKennahs Wut flammte wieder auf. »Jetzt hören Sie mir mal gut zu. In Hollywood mögen Sie ja ein toller Hecht sein, aber was Sie da von sich geben, ist Verleumdung! Ich werde Ihren dämlichen Arsch verklagen! Ich habe niemals in meinem Leben ein Haus angezündet. Sie können alle meine Projekte bis zum Tag eins überprüfen. Ich gehe mit Ihnen jedes Haus einzeln durch auf der Liste.«

»Was ist mit dem Tunnel? Haben Sie das Haus nicht angezündet, um ihn untendurch zu führen?«

McKennah runzelte die Stirn. »Sie wissen von dem Tunnel?«

»Und ich weiß von Ihrem Geschäft mit Jimmy Corcoran.«

McKennah blinzelte überrascht. »Na, so viel können Sie aber auch nicht wissen«, meinte er. »Der Tunnel führt doch gar nicht unter diesem Grundstück durch, auf dem es gebrannt hat. Da drunter gibt es einen Con-Edison-U-Bahnhof. Die Linie, die nach Westen führt. Unter dem Haus mit dem Kinderhort hindurch - das zufällig *mir* gehört.«

Oh. Das Haus, in dem Bailey wohnt.

»Klar, ich habe die Untergrundrechte von Corcoran gepachtet. Aber ich hätte mich um das andere Grundstück gar nicht zu kümmern brauchen. Wenn Sie so verdammt gut über Urkunden und darüber Bescheid wissen, wem was gehört, warum haben Sie nicht einfach geprüft, wer der Besitzer ist, und haben *ihm* hinterherspioniert?«

Pellam erklärte die Sache mit der St.-Augustus-Stiftung. »Ein Schwindel. Ich dachte, Sie seien der letzte Besitzer. Danach habe ich in Ihrem Büro gesucht. Irgendeine Verbindung.«

McKennahs Wut hatte sich gelegt. Er nickte nachdenklich. »Eine gemeinnützige Gesellschaft, um den tatsächlichen Eigentümer geheim zu halten. Das ist verdammt schlau. Es gibt keine laufenden Gewinne, sodass die Staatsanwaltschaft keine große Aufmerksamkeit darauf verschwendet.« Er war voller Bewunderung für diese Idee und schien sie in Gedanken für eine zukünftige Verwendung abzuheften.

»Der Stiftungsrat ist auch ein Schwindel. Der Anwalt, mit dem ich zusammenarbeitete, meinte, es würde Wochen dauern, um rauszukriegen, wem das Grundstück wirklich gehört.«

McKennah lachte laut. »Suchen Sie sich einen anderen Anwalt.«

»Können Sie es schneller tun?«

»Na klar. In ein paar Stunden. Aber warum sollte ich? Was springt für mich dabei raus?«

Das ist das Wichtigste für McKennah. Man muss überhaupt nicht fair spielen, Hauptsache man spielt.

»Wie war's mit einem Tauschhandel?«, fragte Pellam spröde.

»Reden Sie weiter.«

»Es gibt in Ihrer Firma undichte Stellen, stimmt's?«

»Weiß ich nicht. Ist das so?«

»Na ja, ich wusste doch alles über Ihr Geschäft mit Jimmy Corcoran.«

Mit prüfendem Blick auf Pellam schwieg McKennah einen Moment. »Können Sie einen Namen nennen?«

»Erst liefern Sie die Infos, dann ich«, gab Pellam zurück.

Schweigend fuhren sie dem samtenen Himmel über der Skyline von New York entgegen.

Auf dem siebzigsten Stock seines Vorzeigeobjekts, dem Turm in der Upper West, führte McKennah Pellam durch ein Labyrinth aus Büros und setzte ihn schließlich bei einem gut angezogenen, nervösen Mann mit buschigem Haar ab. Elmore Pavone nickte unsicher zur Begrüßung. Ihm war ganz schnell klar, dass er noch eine zusätzliche Last auf seine bereits überlasteten Schultern geladen bekommen würde. Diese Last, von Roger McKennah höchstpersönlich übertragen, würde dort solange ruhen, bis er das dazugehörige Problem gelöst haben würde.

McKennah umriss für Pavone den Zusammenhang zwischen der Brandstiftung und der St.-Augustus-Stiftung. Der Adjutant schien ebenfalls beeindruckt von diesem zweckentfremdeten Modell einer gemeinnützigen Gesellschaft.

»Ich glaube, Corcoran steckt hinter der Stiftung«, meinte Pellam.

Bei McKennah und Pavone erntete er damit einen großen Lacherfolg.

»Eine solche Sache ist für Corcoran ein paar Nummern zu groß. Er ist ein Trottel. Das Wort Schmalspur wurde extra für ihn erfunden.«

Pellam hob eine Augenbraue, »Ja? Ich habe gehört, er hat Sie über den Tisch gezogen.«

»Was Sie nicht sagen!«

»In der Sache mit dem Tunnel. Er hätte einen Anteil an dem Geschäft eingeheimst, als er Ihnen die Grunddienstbarkeit übertragen hat.«

McKennah blinzelte überrascht. »O Mann, woher wissen Sie bloß das ganze Zeug?«

Die Gerüchte auf der Straße.

»Stimmt es nun oder nicht?«

McKennah lächelte. »Stimmt, Corcoran bekommt einen Anteil am Gewinn. Aber laut Vertrag erhält er ein Prozent des Gewinns, der aufgrund *seines* Anteils am Besitz abfällt. Das heißt, er bekommt einen Anteil am Gewinn, den ich durch den Tunnel erwirtschafte, nicht durch den Turm. Mit den Verkehrsbetrieben habe ich vereinbart, dass ich ihnen den Tunnel für eine symbolische Miete überlasse - zehn Dollar pro Jahr. Also beträgt Corcorans Anteil zehn Cent pro Jahr. Solchen Blödmännern wie Jimmy Corcoran bin ich immer einen Schritt voraus. Auch ich war mal in einer irischen Gang, wissen Sie. Der Unterschied ist, ich habe studiert.«

»Nicht gerade bequem, ihn als Feind zu haben«, stellte Pellam fest. »Corcoran, meine ich.«

McKennah lachte wieder. »Haben Sie von den Gophers gehört?«

Pellam nickte. Die Hell's-Kitchen-Gang, von der Etties Großvater so begeistert gewesen war.

»Wissen Sie, wer ihnen schließlich das Rückgrat gebrochen hat?«

»Klären Sie mich auf«, bat Pellam.

»Nicht die Polizei. Nicht die Stadt. Und weiß Gott, die Bundesregierung hat sich auch kein Bein ausgerissen. Sie sind vor die Hunde gegangen, weil sie wichtigen geschäftlichen Interessen in die Quere gekommen sind. Nämlich die der New

York Central Railroad: Sie heuerten Pinkerton an, und sechs Monate später gehörte die Gang der Vergangenheit an. Ich kann Ihnen sagen, wenn Corcoran Ärger haben will, dann ist die Kacke am dampfen.«

»Also, wenn nicht er hinter der Stiftung steckt, wer dann?«, fragte Pellam.

Pavone und McKennah berieten sich. Wenn man als Motiv für die Brandstiftung die Tatsache vermutete, dass das Haus unter Denkmalschutz gestanden hatte, überlegte Pavone laut, dann war der einzige vernünftige Grund dafür, das geschützte Gebäude zu beseitigen, der Wunsch, etwas Neues an dieselbe Stelle zu setzen. »Um was Neues hinzustellen, muss man Baugenehmigungen einholen, Änderungen beim Städteplanungsausschuss beantragen und ein Umweltgutachten vorlegen.«

McKennah nickte und erklärte Pellam, dass Bauunternehmer oft Monate warten mussten, bevor sie für größere Projekte in der Stadt eine Baugenehmigung erhielten. Meist wurden städteplanerische Änderungen nötig, für die mitunter öffentliche Anhörungen, Bescheinigungen der Umweltbehörde und Ausnahmegenehmigungen der Stadtwerke verlangt wurden. Diese Anträge reichten die Bauunternehmen so früh wie möglich ein, um die Zeit zu verkürzen, in der der Besitzer mit seiner Immobilie kein Einkommen erwirtschaftete, aber schon saftige Steuern bezahlen musste.

Für den Brandstifter bestand ein gewisses Risiko, dass die Polizei oder der Fire Marshal die Anträge finden könnten. Doch in der schwerfälligen Bürokratie von New York würden sich die zuständigen Ermittler wahrscheinlich mit der Überprüfung der Grundbucheinträge zufrieden geben und auf weitere Nachforschungen verzichten. Besonders dann, wenn sie schon einen Verdächtigen eingesperrt hatten.

McKennah nickte zu Pavone, der das Telefon schnappte und in unverständlichen Fachbegriffen mit einem Untergebe-

nen sprach. Er notierte sich einiges auf einen Zettel, nach drei Minuten legte er wieder auf. »Ich hab's. Nichts bei der Städteplanung, aber eine Baufirma aus White Plains hat vor zwei Tagen einen Antrag für eine Baugenehmigung in der Sechzehnunddreißigsten Straße West vier-fünf-acht gestellt, dem Platz, wo es gebrannt hat. Morrone Brothers an der Route zweiundzwanzig.«

McKenna nickte, als würde er den Namen kennen.

»An der Stelle, wo es gebrannt hat, und auf den beiden Plätzen daneben soll ein siebenstöckiges Parkhaus hingestellt werden.«

»Ein Parkhaus«, flüsterte Pellam. Diese ganze schreckliche Inszenierung einschließlich eines Toten nur für ein Parkhaus?

»Also hat irgendjemand die St.-Augustus-Stiftung gegründet, die beiden freien Bauplätze gekauft und das Gebäude auf dem dritten abgefackelt, sodass er jetzt sein Parkhaus bauen kann.«

»Ich will diesen irgendjemand«, sagte Pellam. »Wie finden wir ihn?«

»Wer übernimmt denn die Stahlbauarbeiten für Morrone?«, fragte McKenna seinen Mitarbeiter.

»Bronx Superstructures, Giannelli...«, begann Pavone aufzuzählen.

»Nein, nein«, schnauzte McKenna. »In Westchester! In Connecticut! Los, da muss uns doch noch was einfallen, Elm. Wer den Zuschlag bekommen hat, ist bestimmt nicht aus der Stadt.«

»Sie haben Recht, okay, okay. Vielleicht die Bedford Building and Foundation.«

»Nein.« McKenna schüttelte heftig den Kopf. »Sie sind schon mit der Metro North beschäftigt. Sie haben nicht die Kapazitäten, *dort* zu bauen *und* ein Parkhaus zu errichten. Los! Denk nach!«

»Wie war's mit Hudson Steel? Yonkers.«

»Ja!« McKennah schnalzte mit dem Finger und griff zum Telefon. Die Nummer wusste er auswendig. »Roger McKennah hier«, murmelte er ein paar Sekunden später in den Hörer. »Ist er da?« McKennah blieb in der Leitung, bis Yonkers mit der Geschwindigkeit eines heiß gelaufenen Bohrers einen anderen Anrufer abgewürgt hatte.

»Hi, Tony... ja, ja.« McKennahs rollende Augen gab ein Hinweis darauf, wie eifrig der Mann mit dem Schwanz wedelte. »Okay, okay, mein Freund, ich hab's ein bisschen eilig. Also, pass auf. Halt mich nicht zum Narren, okay. Wenn du mir die passenden Antworten gibst, übernimmst du unser neues Dock in Greenwich. Keine Ausschreibung, kein gar nichts... ja, jetzt krieg dich wieder ein... ja, du Glückspilz. Also, ich habe gehört, dass Morrone die Bauleitung für ein Parkhaus in New York hat. Sechsunddreißigste Straße West. Eigentümer ist die St.-Augustus-Stiftung. Was soll das heißen, darüber kannst du nicht reden? Vor mir gibt es keine Geheimnisse, Tony. Du bist Subunternehmer für die Stahlbauarbeiten, richtig?... Kennst du jemanden von der St.-Augustus-Stiftung?... Gut, überprüf das. Und ruf mich zurück. Aber in drei Minuten! Ach, Tony, hab ich übrigens gesagt, dass ich für die Arbeiten am Dock eins Komma drei Millionen veranschlagt habe?«

McKennah legte auf. »Er wird zurückrufen. Also, das war jetzt mein Anteil an dem Geschäft. Jetzt sind Sie dran. Wer ist dieser dreckige Spion, der meine Geheimnisse ausposaunt?«

»Als ich vorhin im Turm war, um eine kleine Spritztour durch Ihr Büro zu machen...«

»Spritztour«, unterbrach ihn McKennah trocken.

»...da habe ich in einem der Immobilienbüros eine Sekretärin gesehen - Kay Haggerty? Ich habe auf ihr Namensschild geschaut.«

Das Zucken in McKennahs Augen verriet, dass die sinnliche Miss Haggerty mehr als nur eine Sekretärin war.

»Kay?«, fragte McKennah. »Was ist mit ihr? Sie ist ein nettes Mädchen.«

»Das kann schon sein. Aber sie ist auch Ihre undichte Stelle.«

»Unmöglich. Sie ist ziemlich tüchtig. Und ich habe...« Er suchte nach einem beschönigenden Ausdruck. »Ich habe volles Vertrauen zu ihr. Wieso glauben Sie, dass sie mich ausspioniert?«

»Weil sie die Freundin von Jimmy Corcoran ist. Ich habe sie letzte Woche in der >Bar and Grill< gesehen. Sie saß auf seinem Schoß.«

Hoch über Midtown New York hatte der ehemalige Location Scout und derzeitige Filmemacher den Eindruck, er würde den Himmel abschreiten, während er sein Spiegelbild in dem makellos sauberen Fenster betrachtete.

Seine Nokona-Stiefel drückten lautlos ihre schmalen Sohlen in den dichten blauen Teppichboden. Es kam ihm so vor, als wäre die Luft hier oben, siebzig Stockwerke über den Straßen, dünner. Doch dass er nur schwer atmen konnte, führte er nicht auf die Höhe oder die Macht des Wirtschaftsgiganten zurück, sondern auf Nachwirkungen des Rauchs, den er beim Brand in Baileys Büro eingearmet hatte.

Flankiert von einem Milliardär und seinem skrupellosen Assistenten ging Pellam auf und ab. Minuten dehnten sich zu Tagen, bis endlich das Telefon zirpte.

Mit dramatischer Geste, wie er es womöglich immer tat, wenn andere dabei waren, riss McKennah den Hörer von der Gabel. Er hörte zu, dann legte er seine Hand über die Sprechmuschel und blickte zu Pellam.

»Ich habe jemanden.«

Er notierte sich etwas, legte auf und zeigte den Zettel Pellam. »Sagt er Ihnen irgendwas?«

Einige Augenblicke lang starre Pellam auf das Stück Papier. »Ich fürchte, ja«, sagte er.

... Siebenundzwanzig

»He, schau mal, Mann. Das da ist die Nutte, die in diesem Haus für Kinder arbeitet.«

»Mann, red nicht so von ihr. Sie ist okay. Mein Bruder war mal total am Arsch, und er war dort einen Monat lang. War ein *duckhead*. Hat sich selbst clean gekriegt - du weißt, was das heißt?«

»Dieser Nigger sagt, sie ist eine Nutte. Ihr glaubt alle, dass das Haus okay ist, aber da geht aller möglicher Scheiß drin ab. Warum machst du mich an?«

»Ich mach dich nicht an. Ich sag nur, dass sie keine Nutte ist. Klar, sie ist 'n Sturkopf. Aber sie schaut nach den Leuten, meine ich.«

Carol Wyandotte saß auf einem mit Kreosot überzogenen, stinkenden Pfeiler eines nicht mehr vorhandenen Stegs, blickte hinaus auf den trüben Hudson und hörte den jungen Männern zu, die Richtung Süden an ihr vorbeischlenderten. Wohin gingen sie? Das ließ sich kaum sagen. Zu ihrer Arbeit als Gabelstaplerfahrer? Um einen unabhängigen Film zu drehen wie John Singleton oder der junge Spike Lee. Um sich Wegwerfhandschuhe anzuziehen, sich ein Kartonmesser zu schnappen und einen Touristen auf dem Times Square zu überfallen.

Als sie das Gespräch der beiden mithörte, dachte sie an das, was sie neulich zu John Pellam gesagt hatte: Oh, er meint »Nuppe« nicht im herkömmlichen Sinn.

Doch offenbar tat er genau das.

Egal, wer war sie überhaupt, dass sie sich beschweren durfte? Sie hatte schon zuvor Unrecht gehabt hinsichtlich der Menschen, in deren Leben sie sich gedrängt hatte.

Sie saß in dieser mörderischen Sonne auf dem Pier und beobachtete die Schiffe, die den Hudson auf und ab fuhren.

Schlepper, ein paar Vergnügungsschiffe, eine Yacht. Langsam zog eines der allgegenwärtigen Schiffe der Circle Line in den Farben der italienischen Flagge auf seiner Hafenrundfahrt vorbei. Die Touristen an Bord waren aufgeregt und gierig auf eine schöne Szenerie. Ihre Fahrt hatte erst begonnen -wie begeistert würden sie in drei Stunden noch sein, wenn sie erst einmal erhitzt und hungrig sein würden?

Eine Sache war heute anders an Carol Wyandotte. Sie hatte die Ärmel ihres Sweatshirts hochgezogen und ließ ihre rundlichen Arme sehen. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie sich das letzte Mal mit nackten Armen in der Öffentlichkeit gezeigt hatte. Schon war die Haut etwas gerötet von einem leichten Sonnenbrand. Sie senkte den Kopf und betrachtete die zahllosen Narben auf der Innenseite ihres rechten Unterarms. In Gedanken versunken, rieb sie mit der Hand über diesen zerstörten Teil ihres Körpers, bis sie ihren Kopf in die Armbeuge stützte und die Tränen über die Haut rinnen ließ.

In einiger Entfernung wurde eine Wagentür zugeschlagen. Wie unter Zwang begann sie zu zählen, und als sie bei fünfzig war, hörte sie, wie Schritte durchs Gras näher kamen. Als sie bei achtundsiebzig war, hörte sie die Stimme. Natürlich gehörte sie John Pellam. »Was dagegen, wenn ich mich zu dir geselle?«

»Die Immobilie wurde vor Jahren einer Wohlfahrtseinrichtung vermacht«, erzählte Carol, die ihre Beine an den Oberkörper herangezogen und umklammerte hatte.

»Dann wurden sie dem Outreach Center übertragen. Ich habe damals in der Hauptverwaltung gearbeitet und diese drei Grundstücke in den Büchern der Wohlfahrtseinrichtung gesehen - die Nummern 454, 456 und 458 auf der Sechzehnunddreißigsten Straße. Ich hatte irgendwann gemerkt, dass McKennahs Vermessungsleute dort zugange waren, wo jetzt der Turm steht. Ich habe mich umgehört und erfahren, dass

er dort bauen wollte. Die Gegend war damals ein Albtraum. Aber ich wusste, was kommen würde. Ich wusste, dass der Wert dieser drei Grundstücke in ein paar Jahren in astronomische Höhe schnellen würde. Es war klar, dass kein Mitglied des Verwaltungsrats, der für das Outreach Center zuständig war, jemals seinen Fuß in Hell's Kitchen setzen würde; sie hatten keine Ahnung, was hier abging. Also bin ich zu ihnen gegangen und habe erzählt, wir müssten die Grundstücke ganz schnell abstoßen, weil ein paar Reporter vorhatten, Geschichten über jugendliche Nutten, Dealer und Obdachlose, die in diesen Häusern herumhingen, rauszubringen.«

»Und sie haben dir geglaubt?«

»Na klar. Ich brauchte nur zu erwähnen, dass die Öffentlichkeitswirkung vernichtend wäre, wenn die Medien mitbekommen würden, dass das Outreach Center Eigentümer dieser Grundstücke war. Sie gerieten in Panik bei dem Gedanken an eine schlechte Presse. Das sind alles - egal, ob Rabbis, Priester, Philantropen, Geschäftsführer - allesamt sind sie Feiglinge. Deswegen haben sie die Grundstücke mit Verlust abgestoßen.« Sie lachte. »Der Makler hat gesagt, der Preis sei so niedrig wie nach einem Brand.«

»Du hast die Grundstücke selbst gekauft?«

Sie nickte. »Mit dem Drogengeld, das mein Ex und ich beiseite geschafft hatten. Ich habe die St.-Augustus-Stiftung als Postkastenfirma gegründet. Aus meiner Zeit in Boston als Rechtsanwaltsgehilfin wusste ich, wie das geht. Ich wusste auch, dass ich das Gebäude nicht abreißen konnte, weil es denkmalgeschützt war. Also behielt ich es einfach. Bis ich Sonny kennen lernte.«

»Wie?«

»Er wohnte ein paar Jahre im Outreach Center, nachdem er aus dem Jugendgefängnis entlassen worden war. Er hatte seine Strafe abgesessen, weil er das Haus seiner Mutter angezündet und ihren Freund dabei getötet hatte.«

»Und du kanntest auch Ettie«, fuhr Pellam für sie fort.

»Klar«, gab Carol zu. »Ich war ja ihre Vermieterin. Ich hatte deshalb auch ihre Unterschrift auf den Mietschecks und andere Proben ihrer Handschrift. Ich habe eine schwarze Frau, die ihr irgendwie ähnlich sah, zur Versicherung geschickt, um den Antrag zu holen. Hab ihr ein paar Hundert Dollar dafür bezahlt. Mit dem Generalschlüssel bin ich in ihre Wohnung gegangen, während sie beim Einkaufen war, und habe ihr Sparbuch gefunden.«

Pellam blickte über die flache, grasige Landschaft. »Und du hast auch das Geld von ihrem Konto abgehoben?«

»Das hat die gleiche Frau gemacht, die schon den Versicherungsantrag abgeholt hatte. Und den Brief, den man in der Tasche von Sonnys Leiche gefunden hatte - den von Ettie -, sollte er bei einer seiner Brandstiftungen >verlieren<, sodass die Polizei ihn finden würde. Diesen Brief habe ich auch gefälscht.«

»Aber warum? Du kannst doch kein Geld aus einer Stiftung abziehen.«

Sie lachte. »Ach, Pellam, du bist so Hollywood-mäßig. Du denkst, ein Ganove müsste Gold im Wert von zehn Millionen Dollar klauen, oder hundert Millionen in Wertpapieren. Wie in einem Bruce-Willis-Film. Das Leben ist aber viel bescheidener. Nein, mit dem Parkhaus hätte die Stiftung gut Kohle verdient, und ich hätte mich selbst als Geschäftsführerin eingestellt. Ich hätte siebzig-, achtzigtausend im Jahr verdienen können, ohne dass die Staatsanwaltschaft Verdacht geschöpft hätte. Nimm noch die Portokasse dazu, ein Spesenkonto, und es wäre noch genug Geld übrig, das man unter den Armen in Hell's Kitchen hätte verteilen können.«

Sie lächelte düster. »Ich wirke auf dich nicht gerade zerknirscht, oder?« Sie sah ihn mit ihren blassen Wolfsaugen an. »Pellam, weißt du, wann ich die letzten Jahre geweint habe? Vor fünf Minuten, als ich an dich gedacht habe. Und an dem

Morgen, nachdem wir die Nacht zusammen verbracht hatten. Nachdem ich die Bänder aus deiner Wohnung geklaut hatte, fuhr ich mit der U-Bahn zur Arbeit. Ich saß in der U-Bahn und habe nur noch geheult. Ich bin fast hysterisch geworden. Ich dachte, was für ein Leben ich mit einem Menschen wie dir hätte führen können. Aber es war schon zu spät.«

Ein Wagen fuhr vorbei, aus den Lautsprechern hämmerte der Bass. Wieder dieses Lied. *It's a white man's world...* Die Musik wurde leiser.

Pellam blickte auf Carols entsetzlich vernarbte Arme. »Aber um Ettie hast du nicht geweint, oder?«

»Ach, darauf willst du hinaus«, meinte Carol bitter. »Um Ettie Washington weinen? Sie war in ihrem Leben doch nie was anderes als ein Opfer gewesen. Gott hat ihr diese Rolle gegeben. Du meine Güte, die Hälfte der Menschen in dieser Stadt sind Opfer, die andere Hälfte sind Verbrecher. Das wird sich nie ändern, Pellam. Nie, nie, nie. Hast du das noch nicht kapiert? Es ist egal, was mit Ettie passiert. Wenn sie nicht aus diesem Grund in den Knast wandert, dann aus einem anderen. Oder sie bekommt eine Räumungsklage und landet in einem Heim. Oder auf der Straße.«

Sie rieb sich die Augen. »Dieser Junge, der dir hinterherläuft, Ismail. Derjenige, von dem du glaubst, du könntest ihn retten. Derjenige, von dem du glaubst, du hättest einen guten Draht zu ihm. In dem Moment, in dem er merkt, dass du ihm lebendig nichts mehr nützt, wird er dich von hinten niederschlagen, dir die Brieftasche klauen und das Geld schon ausgegeben haben, noch bevor du tot bist... Oh, du wirkst so ruhig, wie du da ins Gras schaust. Aber du bist entsetzt, dass ich solche Dinge sage, oder? Aber ich bin kein Ungeheuer, sondern nur realistisch. Ich sehe, was um mich herum passiert. Nichts wird sich ändern. Früher war ich vom Gegenteil überzeugt. Aber nein. Die einzige Antwort ist die, hier rauszukommen. So weit wie möglich - entweder, indem du ganz

viel Geld scheffelst, oder so weit wie möglich von hier abhaust.«

»Warum hast du mir die Bänder zurückgegeben, die du geklaut hattest?«

»Ich dachte, indem ich das kleinere Verbrechen zugebe, würdest du mich des größeren nicht verdächtigen.« Sie schob ihre Hand dicht an die von Pellam, berührte sie aber nicht. »Ich wollte nicht, dass jemand stirbt. Es ist anders gekommen. Es kommt immer anders, zumindest an Orten wie Hell's Kitchen. Kannst du das nicht einfach so stehen lassen?«

Pellam sagte nichts, sondern wischte nur ein trockenes, zusammengerolltes Blatt von seiner Stiefelspitze.

»Bitte«, sagte sie.

Pellam schwieg noch immer.

»Ich hatte nie ein Zuhause. Habe immer nur die falschen Männer und Frauen kennen gelernt.« Ihr Flüstern klang zweifelt. Als sich Pellam erhob, stand auch sie auf. »Nein, geh nicht, bitte!«

Ihr Blick schwenkte zum Highway, wo drei Polizeiwagen standen. Sie lächelte schwach, war fast erleichtert, wie es schien - als hätte sie endlich eine schlechte, aber lange erwartete Nachricht erhalten.

»Mir blieb nichts anderes übrig«, sagte Pellam. Er nickte in Richtung der Wagen.

Carol ging langsam auf ihn zu. »Kennst du dich mit Gedichten aus? Mit Yeats?«

»Ein bisschen.«

>>Ostern neunzehn-sechzehn<?«

Pellam schüttelte den Kopf.

»In diesem Gedicht gibt es einen Vers. >Ein zu lang erduldetes Opfer macht das Herz zu Stein.< Das ist mein Thema.« Carol lachte dumpf.

Das Ausflugsschiff war längst außer Sicht und umrundete den Battery Park.

Carol spannte sich plötzlich an und neigte sich zu Pellam, als wollte sie ihn umarmen und küssen.

Einen Moment lang wurde er unsicher, und ihm kam in den Sinn, dass der Schaden, der Carol zugefügt worden war, vielleicht ebenso groß war wie der, den sie verursacht hatte. Doch dann sah er Ettie Washington vor sich, verraten von Billy Doyle und so vielen anderen, die wie Carol Wyandotte waren. Er spürte nur Kälte ihr gegenüber - und ging auf Abstand.

Eine Schiffshupe dröhnte, der Hall wurde zurückgeworfen von einem Schlepper, der einen Lastkahn, lang wie ein Fußballplatz, durch den schnell fließenden Strom vor sich her-schob. Pellam betrachtete die sich auf den Wellen brechenden Sonnenstrahlen. Und noch einmal gab sich der Schlepper dem flussaufwärts fahrenden Boot mit einem lauten Hupen zu erkennen.

Carol flüsterte etwas, was Pellam nicht verstand. Ein einzelnes Wort, wie es schien. Dann wandten sich ihre hellen Augen zur Skyline von New York und verharren dort, während sie in aller Ruhe rückwärts ging, bis sie in das graugrüne Wasser stürzte. Sie wurde vom Sog des Schleppers mitgerissen, bevor Pellam auch nur einen Schritt auf sie zumachen konnte.

... Achtundzwanzig

Die Geschichte kam ganz groß raus.

Der Selbstmord der Leiterin des Youth Outreach Center, die den durchgedrehten Pyromanan beauftragt hatte... dies war der klassische Stoff für die *New York Post* und für Geraldo.

Die *Life-at-Five*-Sendung zeigte die Kutter der Küstenwache und die niedlichen blauen Polizeiboote, die den Hafen von

New York nach der Leiche von Carol Wyandotte absuchten. Die Associated Press machte den besten Sehnappschuss - im Hintergrund Ellis Island und Liberty Island, während Carols Leiche aus dem Wasser gezogen wurde. Pellam sah das Bild in der *New York Times*. Carols Augen waren geschlossen. Er erinnerte sich, wie hell ihre Augen gewesen waren, so hell wie ihre Haut jetzt nach den vielen Stunden im kalten Wasser.

Wolfsaugen...

Die Anklagen gegen Ettie wurden fallen gelassen. Dieser Teil der Geschichte fand kaum Erwähnung, abgesehen von einer Sache, die die Boulevardpresse ins Spiel brachte: Roger McKennah war der Besitzer eines Grundstücks gleich neben dem Gebäude, in dem Ettie gewohnt hatte, demjenigen, das abgebrannt war. Natürlich waren alle scharf darauf, Bauunternehmer in die Pfanne zu hauen, doch selbst die Fanatischsten, die immer auf einen Knüller aus waren, konnten keine Verbindung zwischen ihm und der Brandstiftung finden. Ein Sender brachte sogar eine begeisterte Geschichte über McKennah, der in Heils Kitchen einen Kinderhort, der allen modernen Anforderungen gerecht werden sollte, eröffnen wollte. In den Nachrichten wurde die gespenstische Videoaufnahme eines illegalen Kinderhorts auf der Twelfth Avenue gezeigt; McKennah selbst hätte dieses Filmmaterial irgendwie beschafft.

Der Großteil der Reporter stürzte sich auf das prächtige Richtfest des McKennah-Turms am Samstag. Gute Nachrichten: Auch wenn der frühere Präsident Bush, Michael Jackson und Leonardo DiCaprio den Feierlichkeiten nicht beiwohnen konnten, so hatten doch Ed Koch, David Dinkins, Rudolph Giuliani, Madonna, Geena Davis, Barbara Walters und David Letterman ihr Erscheinen zugesagt.

Am Freitagnachmittag um Viertel vor fünf begleitete John Pellam Ettie Washington durch die große Messingtür der Justizvollzugsanstalt und half ihr die wenigen Stufen zum breiten Bürgersteig hinab.

Sie standen auf der Centre Street. Der Himmel war klar, die Luft ungewöhnlich kühl für August. Es war das Ende des Arbeitstages für die Mitarbeiter der Verwaltung, und Hunderte von Regierungsangestellten eilten auf ihrem Nachhauseweg an ihnen vorbei.

»Geht's Ihnen so weit gut?«, fragte Pellam.

»Ja, richtig gut, John.« Obwohl sie ausgemergelt war, immer noch humpelte und wegen der Schmerzen im gebrochenen Arm zusammenzuckte, wenn sie die provisorische Schlinge zurechtrückte. Pellam stellte fest, dass er der Einzige geblieben war, der auf ihrem Gips unterschrieben hatte.

Ettie war ohne Umstände aus ihrer Haft entlassen worden. Sie wirkte noch schwächer als das letzte Mal, als Pellam sie besucht hatte. Die Aufsichtsbeamten waren weniger feindselig gewesen als sonst, wobei Pellam dies ihrer Lethargie, nicht einem Gefühl der Reue zuschrieb.

»He, warten Sie mal kurz«, rief ihnen jemand von hinten zu.

Sie drehten sich um, wo ihnen ein zerknitterter Mann in Jeans und Windjacke entgegenkam. »Pellam. Mrs. Washington.«

»Lomax.« Pellams Gesicht erstarrte zu einer wütenden Maske. Bei allem, was er in den letzten Tagen einstecken musste - Streifschuss an der Wange, das Feuer, Irische Mafia -, hatte ihm der dünne Freund des Fire Marshals, derjenige mit der Rolle Münzen, am meisten zugesetzt.

Lomax verharrte. Jetzt, wo er Pellam und Ettie wie geplant abgefangen hatte, wusste er nicht mehr weiter. Schließlich streckte er eine Hand in Etties Richtung aus, die sie vorsichtig drückte. Er rang mit sich, ob er sie auch Pellam hinhalten sollte, spürte jedoch - und hatte Recht damit -, dass dieser sie zurückweisen würde.

»Ich nehme nicht an, dass jemand kam, um sich zu entschuldigen«, meinte Lomax.

»Der Präsident und die First Lady sind gerade wieder abgefahren«, erwiderte Pellam.

»Ich dachte, Lois Koepel hätte Blumen geschickt.« Lomax wirkte unsicher.

»Vielleicht hatte der Blumenversand schon zu.«

Ettie hielt sich aus dem Geplänkel heraus.

»Wir haben einen Fehler gemacht«, entschuldigte sich Lomax. »Das tut mir Leid. Und mir tut Leid, dass Sie Ihre Wohnung verloren haben.«

Ettie dankte ihm - immer noch argwöhnisch, wie sie es wohl stets in Gegenwart von Polizisten war und immer sein wird. Sie unterhielten sich ein paar Minuten darüber, wie furchtbar es war, dass die Leiterin einer Jugendeinrichtung hinter der Brandstiftung gesteckt hatte.

»Es gab eine Zeit, in der sich niemand darum gekümmert hat, was in Hell's Kitchen passierte«, meinte Lomax. »Das Leben ändert sich. Langsam. Aber es ändert sich.«

Ettie erwiderte nichts, doch Pellam wusste, wie ihre Antwort ausgesehen hätte. Er erinnerte sich fast wörtlich an eine ihrer Aussagen:

... Dieses piekfeine Gebäude, dieser Turm auf der anderen Straßenseite, ist ziemlich hübsch. Aber egal, wer es baut, ich hoffe für ihn, dass er nicht allzu viel erwartet. Nichts bleibt in Hell's Kitchen, wissen Sie? Nichts ändert sich, aber es gibt auch nichts, das bleibt.

Lomax reichte ihr seine Visitenkarte mit der Bemerkung, wenn es irgendwas gäbe, was er für sie tun könnte... Hilfe bei der Wohnungssuche, öffentliche Unterstützung.

Doch Louis Bailey hatte bereits eine neue Bleibe für Ettie gefunden, wie sie Lomax erzählte.

»Und eigentlich brauche ich ja gar nichts...«, fuhr sie fort. Doch Pellam bremste sie mit einem Kopfschütteln und legte

seine Hand auf ihre Schulter. Nicht so hastig, wollte er damit sagen. Bailey war vielleicht ein schlechter Anwalt, doch Pellam vertraute auf dessen Fähigkeit, die Mühlen der Stadt am Laufen zu halten, damit es Ettie an nichts fehlte.

Schließlich war Lomax fort, und Pellam und Ettie traten an den Straßenrand. Mehrere Taxis fuhren vorbei; sie sahen eine Schwarze und dachten, ihnen stünde eine Fahrt nach Harlem oder in die Bronx bevor.

Pellam war wütend deswegen, doch Ettie nahm die Angelegenheit gelassen. Allerdings hatte sie starke Schmerzen. »Setzen wir uns lieber kurz hin«, schlug Pellam vor und zeigte auf eine dunkelgrüne Bank.

»Wissen Sie, wie dieser Teil der Stadt einmal hieß, Pellam?«

»Keine Ahnung.«

»Five Points.«

»Ich glaube nicht, dass ich das jemals gehört habe.«

»Als die Gophers in Hell's Kitchen das Regiment führten, war dieses Viertel hier genauso gefährlich. Vielleicht noch schlimmer. Großvater Ledbetter hat es mir erzählt. Habe ich Ihnen jemals von seinem Gangster-Album erzählt? Er hat alle möglichen Zeitungsausschnitte darin eingeklebt.«

»Ich glaube nicht, dass Sie es jemals erwähnt haben, nein.« Pellam blickte über die Parks und neoklassizistischen Gerichtsgebäude. »Das Geld, das Sie gespart hatten, auf dem Sparbuch - damit wollten Sie Ihre Tochter suchen, oder?«

»Hat Louis von ihr erzählt?«

Pellam nickte.

»Auch in dieser Hinsicht war ich nicht ehrlich zu Ihnen, John. Es tut mir Leid. Aber ich habe den Interviews zugesagt, weil ich dachte, sie würde mich vielleicht dort unten in Florida - oder wo auch immer sie steckt - im Fernsehen erkennen. Sie würde mich sehen und mich anrufen.«

»Wissen Sie, Ettie, dass Sie die Brandstiftung zugegeben hatten, war ja ganz nett.«

Ettie schaute in ihre Handtasche und zog ein Taschentuch heraus. Pellam erinnerte sich, dass sie sie in parfümiertem Wasser wusch und auf einer dünnen Leine über der Badewanne trocknete. Nun wischte sie sich über die Augen. »Das war eines der Dinge, die mir richtig weh getan hatten - dass Sie dachten, ich würde Sie anlügen. Oder dass ich versucht hätte, Ihnen zu schaden.«

»Das habe ich keine Sekunde lang gedacht.«

»Das hätten Sie aber tun sollen«, schimpfte sie. »Das war doch das Problem - Sie hätten wie geplant nach Kalifornien zurückgehen sollen. Und sich von allem Übel fern halten sollen. Sie hätten gehen und wegbleiben sollen.«

»Sie dachten, der Mörder würde aufgeben, wenn Sie gestehen. Er würde aufhören, mir nachzustellen. Es ist das Gleiche, was Billy Doyle gemacht hat: Er hat gestanden, damit Ihr Bruder nicht umgebracht wird.«

»Er hat mich erst auf diese Idee gebracht«, erklärte sie. »Sehen Sie, ich wusste ja, dass ich nicht diejenige war, die diesen Durchgeknallten beauftragt hat, das Gebäude anzuzünden. Aber jemand hat es getan, und dieser jemand war noch da draußen. Solange Sie noch herumschnüffeln würden, war klar, dass es jemand auf Sie abgesehen hatte.«

Ettie blickte zur kunstvollen, mit Grünspan überzogenen Spitze des Woolworth-Gebäudes, auf der die Wasserspeier vorragten. »Mir wurde so viel weggenommen, John«, fuhr sie schließlich fort. »Mein Billy Doyle wurde mir weggenommen, weil er so war, wie er nun mal war. Und irgendein verrückter Mensch hat mir meinen Frankie weggenommen. Elizabeth wurde mir von einem Zuhälter weggenommen. Selbst mein Viertel - die Bauunternehmer und die Reichen nehmen es mir weg. Ich wollte nicht, dass mir jemand auch Sie wegnimmt. Das hätte ich nicht ertragen. Ich dachte, verdammt, in ein paar Jahren komme ich wieder aus dem Knast. Dann würden Sie vielleicht wieder mit mir reden, weiterhin diese Interviews

aufnehmen und meinen Geschichten zuhören. Na ja, vielleicht auch nicht, aber das hätte ich verstanden. Egal, was passiert wäre, Hauptsache, Sie würden am Leben bleiben, und es würde Ihnen gut gehen.« Sie lachte leise. »Das war das bisschen, das ich mir bewahren wollte. Sehen Sie, manchmal kann man die Leute tatsächlich an der Nase herumführen. O ja, manchmal klappt das. Ich bin müde. Ich glaube, ich würde jetzt gerne nach Hause gehen.«

Pellam trat auf die Straße und stellte sich direkt vor ein leerres Taxi, das mit quietschenden Reifen vor ihm zum Stehen kam. Pellam führte Ettie zum Taxi, vorbei an drei stämmigen Männern, die einen mit Handschellen gefesselten Gefangenen ins Gerichtsgebäude brachten. Er war der Einzige, der die alte Dame mit einem respektvollen Kopfnicken grüßte. Ettie nickte zurück, bevor sie ins Taxi stieg.

Der pakistanische Fahrer fragte mit einem schweigenden Blick, wohin die Fahrt gehen sollte.

»Hell's Kitchen«, gab Pellam zur Antwort.

Der Fahrer blickte verständnislos.

Pellam wiederholte sein Ziel, doch der Taxifahrer schüttelte nur mit dem Kopf.

»Vierunddreißigste Straße Ecke Neunte Avenue«, präzisierte Pellam.

Er hielt seine tief liegenden Augen noch einen Moment auf Pellam gerichtet, dann drückte er die Taxiuhr und fädelte sich mit seinem wild scheppernden Wagen in den dichten Verkehr ein.

... Neunundzwanzig

Am nächsten Abend besuchte Pellam Bailey in seinem frisch gestrichenen Büro.

Sie standen in genau der gleichen Haltung nebeneinander und beugten sich mit zusammengekniffenen Augen aus dem Fenster.

»Der Gouverneur«, meinte Bailey.

»Nein, das glaube ich nicht«, zweifelte Pellam. Allerdings war es fast zwanzig jähre her, dass er Einwohner des *Empire State* gewesen war, und er hatte ohnehin nur eine vage Vorstellung, wie dessen Gouverneure aussahen, seien es die ehemaligen oder der amtierende.

»Ich bin mir aber sicher.«

»Zehn Dollar«, wollte Pellam wetten. Es war wohl kaum eine bombensichere Sache. Doch Zuversicht war das Einzige, was zählte, wie er aus glaubwürdiger Quelle wusste.

»Äh, fünf.«

Mit Handschlag war die Sache perfekt.

Am anderen Ende des Blocks entstieg der in Smoking gekleidete Würdenträger, wer auch immer es sein mochte, seiner Limousine und ging in Begleitung mehrerer Leibwächter über den roten Teppich zum Haupteingang des McKennah-Turms.

»Auf dem Nummernschild steht >NY eins<«, stellte Bailey fest.

»Vielleicht ist es ein Werfer der New York Mets.«

»Dann würde da aber nicht die Nummer eins draufstehen«, entgegnete Bailey traurig. Der lange schwarze Lincoln verschwand um die Ecke, und Bailey schloss das Fenster.

Das Richtfest auf der anderen Straßenseite war wahrscheinlich das Einzige, das je zu ebener Erde gefeiert worden war. Da McKennah nicht in der Lage war, sechstausend Gäste auf dem Dach des Turms unterzubringen, fanden die Feier-

lichkeiten im großzügig angelegten Theater des Gebäudes statt, das für aufwendige Broadway- und Theaterproduktionen ausgelegt war. An diesem Abend jedoch tanzten hier die Gäste - mit MTV-Musik, Lasershows, Reihen von Videomonitorn, Dolby Surround Sound und Computergrafiken.

Pellam schenkte sich ein winziges Glas Wein ein und widmete sich wieder ganz und gar Louis Bailey. Der Mann war bester Laune und konnte nicht aufhören, von dem Fall zu reden. In einer Ecke saß Ismail in seiner dreifarbigem Windjacke, an den Füßen die neuen Turnschuhe, und blätterte durch ein altes, abgegriffenes Comic-Heft.

»Ich bin noch mit jemandem verabredet«, rief er zu Ismail.
»Und du solltest besser ins Outreach Center zurückgehen.«

»Ja, ja, in einer Minute, Mann.«

Eine von McKennahs Privatsekretärinnen hatte angerufen und Pellam gefragt, ob er nicht an der Feier teilnehmen wollte. Er hatte abgelehnt, aber zugesagt, um neun Uhr kurz vorbeizuschauen. McKennah hätte ein Erinnerungsstück für Pellam, das ihm vielleicht gefallen könnte. Pellam nahm an, es könnte etwas aus dem historischen Hell's Kitchen sein, etwas, das sie gefunden hatten, als sie den Boden für den Turm ausgehoben hatten. Pellam hatte als hart gesottener Campingbus-Bewohner kein großes Interesse an Sammlerstücken. Aber er nahm an, dass auch ein ansehnlicher Scheck für ihn rausprang - dafür, dass er Corcorans Freundin verpfiffen oder die tollen Aufnahmen in der illegalen Kindertagesstätte gemacht hatte.

Er stand auf. »Gehen wir, Ismail.«

Der Junge gähnte. »Ich bin aber gar nicht müde.«

»Zeit, zu gehen.«

Der Junge streckte sich und ging zu Bailey, dem er zum Abschied auf die Hand klatschte. »Also, Kumpel.«

»Kumpel?« Bailey blickte entgeistert. »Na, dann gute Nacht. Und gruß mir unser Bergwerk.«

Ismail runzelte nur die Stirn. »Bis dann.«

»Ja, gut. Bis dann, junger Mann.«

Pellam und Ismail traten in die Dunkelheit der Sechsunddreißigsten Straße. Die Gäste hatten sich inzwischen in den Turm begeben, und ihre Limousinen waren anderswo geparkt. Die Gegend wirkte sehr verlassen, da das Haus, in dem Bailey wohnte, mittlerweile das Einzige zwischen der Neunten und Zehnten Avenue war, in dem es nicht nur Büros gab. McKennahs Entscheidung, sein Schloss hier zu errichten, hatte nicht für eine wundersame Belebung dieses Viertels gesorgt.

Die Sicht auf den Bauplatz auf der anderen Straßenseite wurde behindert durch Flaggen und Fahnen, die im warmen Nachtwind flatterten. Das Gelände lag im Dunkeln und war abgesperrt. Das einzige Geräusch, das zu hören war, stammte von der Musik, die leise vom Theater herüberdrang.

»Leer hier, was?«, meinte Pellam.

»Was hast du gesagt, Kumpel?«

»Volltreffer.« Ismail gähnte wieder.

Sie kamen an einem großen Bagger vorbei, der dort stand, wo Ettie einmal gewohnt hatte.

»Was wird jetzt aus der Gegend hier werden?«, sinnierte Pellam.

Ismail zuckte die Schultern. »Weiß nicht. Wen kümmert's?«

Sie gingen in Richtung des Theaters, wo er mit McKennah oder einem seiner Angestellten verabredet war. Dieser Teil des Gebäudes, der nicht direkt zum Turm gehörte, ragte fünf- und zwanzig Meter über einem eleganten, verglasten Eingang voller Marmor und Granit empor. Eine Art ägyptische Aufmachung - sandfarben, kastanienbraun, grün. Die Empfangshalle war leer, die Feier voll im Gange.

Während er am Bauplatz vorbei um das Theater herumging, betrachtete er sich die Arbeit des Landschaftsgärtners. Es war noch kein Gras gesät worden, doch für diesen Abend

war der Platz mit Kunstrasen abgedeckt. Zur Dekoration waren Pflanzenkübel aus Redwood-Holz mit Palmen aufgestellt worden. Pellam blieb stehen.

»Was ist los, Pellam?«

»Du gehst ins Outreach Center, Ismail. Ich bin hier noch verabredet.«

»Oh, nein«, quengelte er. »Ich geh noch ein bisschen mit dir.«

»Hm-hm. Zeit für's Bett.«

»Scheiße, Pellam.«

»Pass auf, was du sagst. Jetzt geh, los.«

Sein rundes Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. »Gut, bis später, Kumpel.«

Sie schlugen die Handflächen aneinander, dann machte sich der Junge langsam und widerwillig auf seinen Weg Richtung Osten. Mit jedem Schritt plumpsten seine zu großen Basketballschuhe laut aufs Pflaster. Noch einmal drehte er sich um und winkte.

Pellam schlüpfte durch einen Spalt im Zaun und marschierte über das schwammige falsche Gras.

Was ist denn das?

Er warf einen genaueren Blick auf das, was er bereits vom Bürgersteig aus gesehen hatte. Die Arbeiter hatten die Topfpflanzen mit kräftigen Seilen an die Griffe der Ausgänge gebunden. Pellam vermutete, damit sollten die Einwohner dieser Gegend daran gehindert werden, die Pflanzen zu klauen.

Doch das Ergebnis war, dass die Notausgänge versperrt waren.

Und zwar verdammt gut - mit mehreren Schlaufen dieses dicken Seils. Von den Türen der zwanzig Notausgänge war nur eine nicht verschlossen, sondern leicht angelehnt. Gedämpfter Applaus und Lachen sowie der übliche Bass der Musiker drang zu Pellam heraus. Er ging zu der angelehnten Tür und warf einen Blick hinein.

Hinter dieser Tür lag nicht direkt das Theater, sondern eine Feuertreppe, über die, wie Pellam vermutete, der Theatersaal, die Loge und die Balkons zu erreichen waren. Der Flur lag, abgesehen von den unheimlichen Notausgangslichtern, im Dunkeln. Die Innen türen wurden durch einen Luftsog aufgezogen, sodass er einen Blick erhaschen konnte auf mit rotem Samt überzogene Sitze und Wände und auf den kastanienbraunen Teppichboden.

An der Wand hing etwas, was seine Aufmerksamkeit erregte. Er trat näher und sah einen zerknitterten Zettel - einen Stadtplan der West Side von Manhattan. Er kam ihm bekannt vor, und es dauerte nicht lange, bis Pellam verstand, warum. Der Plan ähnelte dem, den man nach dem Brand in Baileys Büro gefunden hatte. Derjenige, auf dem Sonny die Brände markiert hatte.

Allerdings war auf diesem Plan hier das letzte Ziel nicht das Javits Center, sondern der McKennah-Turm.

Plötzlich fingen Pellams Augen an zu brennen, und ein beißender Geruch stieg in seine Nase. Wie von dem Reinigungsmittel in Baileys Büro vor ein paar Tagen. Er erinnerte sich, dass er ihn bemerkt hatte, kurz bevor die Glühbirne explodiert war.

Doch natürlich war es kein Reinigungsmittel. Es war das selbst gemischte Napalm. Und hier, gleich vor ihm, stand die Quelle - vier Tonnen von diesem Zeug, an der Wand aufgereiht. Die Deckel waren abgenommen worden.

Ein Geräusch hinter ihm.

Er drehte sich jäh um.

Der junge blonde Mann hatte den Kopf zur Seite geneigt. Sein Gesicht war von einem wahnsinnigen Lächeln verzogen, und seine Augen tanzten in dem Licht, das vom Turm hereinschien.

»Joe Buck«, flüsterte er. »Pellam, Pellam. Ich bin Sonny. Das ist wirklich nett, dass ich dich endlich persönlich kennen lerne.«

Pellam hatte seinen Colt schon aus dem Gürtel gezogen und den Hahn halb gespannt, als Sonny mit seinem langen Schraubenschlüssel ausholte und Pellams Arm traf. Die Haut platzte auf, der Knochen gab mit einem Krachen nach. Pellam blutete, er verdrehte die Augen und kippte keuchend nach hinten, wo er mit dem Kopf seitlich an eine der Öltonnen knallte, die dumpf wie eine Glocke an einem nebligen Tag hallte.

Sonny legte den Schraubenschlüssel zur Seite und schob Pellams Waffe in seinen Hosenbund. Aus seiner Tasche zog er ein Paar Handschellen.

Und ein Feuerzeug.

... Dreißig

Pellams erster Gedanke war: Es tut ja gar nicht weh. Warum habe ich keine Schmerzen?

Er ist *ab*. Mein Arm ist *ab*...

Aus der klaffenden Wunde floss Blut.

Sonny, auf seiner Stirn ein indisches Kastenzeichen aus Pellams Blut, beugte sich hinunter und kramte in seiner Tasche nach den kleinen silbrigen Schlüsseln für die Handschellen. Seine Hände zitterten. Sein dünnes Haar sah aus wie Wasser, das sich über seine Schultern ergoss.

Warum tut mir nichts weh, dachte Pellam immer wieder, während er auf seinen zertrümmerten Arm blickte.

»Vielleicht willst du ja wissen, wer das in dem Anwaltsbüro war«, meinte der Wahnsinnige nüchtern. »Das war dein Freund Alex. Diese Petztrine. Hab ihn von mir zu Hause in einer Öltonne rübergekarrt - musste ihn fast ganz zusammenklappen. War echt eine unangenehme Reise für ihn, kann ich mir denken. Dann habe ich ihn unter die Bräunungslampe ge-

legt. Ich musste mir doch euch Cowboy-Schwuchtel vom Hals halten.« Er öffnete eine Seite der Handschellen und nickte in Richtung des Theaters.

»Das wird die letzte Vorstellung sein. Los, komm, du hast einen Platz in der ersten Reihe.« Sonny packte Pellam am Kragen und zog ihn auf die Beine. »Wir werden zusammen ausgehen, Joe Bück, du dämlicher Antichrist... du, ich und etwa fünftausend andere gute Menschen.«

Er kippte eine der Öltonnen um. Die seifige Flüssigkeit ergoss sich über den Flur bis ins Theater hinein. Die zweite Tonne folgte.

»Das ist mein Saft«, erzählte er nüchtern. »Ich habe ihn selbst erfunden. Na, mit Benzin allein geht das nicht. Benzin ist beschissen. Niedriger Entflammungspunkt, rasches Aufzünden, keine anständige Hitze - und schwupp, ist alles vorbei. Ich hatte mal diesen Pyromanen kennen gelernt...« Mit heftig zitternden Händen begann Sonny die zweite Seite der Handschellen zu öffnen. Er hielt kurz inne, atmete tief ein. Während der Gestank bei Pellam nur Übelkeit hervorrief, schien er Sonny zu beruhigen. Dann machte er sich wieder an den Handschellen zu schaffen. »Er hat Benzin verwendet. Dachte, er sei soooo cool. Einmal hatte er im zweiten Stock eines alten Wohnhauses zu tun gehabt. Er nimmt zwei Kanister mit je siebeneinhalf Liter Benzin mit rauf, verteilt es schön in der Wohnung und zerbricht eine Glühbirne, sodass der Typ, der dort wohnt, in die Luft fliegt, sobald er das Licht anmacht. Aber dann kramt er noch in den Schränken rum und sucht nach Schmuck oder so was. Er denkt aber nicht daran, dass Benzindämpfe schwerer sind als Luft und ins Erdgeschoss runterwandern, während er sich da oben vergnügt. Und unten gibt es... rate mal... ta-ta... eine klitzekleine Kontrollflamme am Wasserboiler. Ich glaube, sie haben Teile seines Skeletts gefunden.«

Pellam musste würgen. Hier waren es wahrscheinlich vier-

hundert Liter dieser Flüssigkeit, die sich im Gebäude verteilten. Pellam erinnerte sich daran, was Lomax ihm über den Brand im Happy Land erzählt hatte. Eine kleiner Kanister Benzin hatte den Club in ein Inferno verwandelt.

»Gehen wir, Asphalt-Cowboy.« Sonny packte Pellam am kaputten Arm. Der Knochen verschob sich und jagte einen stechenden Schmerz bis in Pellams Schulter, Hals und Gesicht hinauf. Im Affekt holte er aus und schlug mit der linken Hand flach auf Sonnys Kiefer. Es war nicht fest gewesen, doch er hatte Sonny überrascht, sodass er ein paar Schritte zurückwich.

»Du Arschloch.« Er drückte Pellam gegen die Wand.

Pellam lag auf den Knien, sodass er mit einer Hand etwas von dem Napalm schöpfen und Sonny ins Gesicht schleudern konnte. Leider traf er nicht seine Augen, wohl aber Mund und Nase. Sonny stolperte, vor Schmerz schreiend, zurück. Das Feuerzeug fiel ihm aus der Hand. Pellam griff rasch zu. Er rannte auf den Wahnsinnigen zu, der jedoch bereits den Colt aus seinem Hosenbund zerrte.

»Warum hast du das gemacht?«, schrie er, als könnte er es nicht glauben. Seine Wange war leuchtendrot, sein Mund geschwollen. Doch seine Augen waren klar. Aus ihnen blitzte der reine Wahnsinn. Er hob die Pistole und zog am Abzug.

Pellam drehte sich und wankte durch die Tür hinaus.

Sonny hatte nicht gemerkt, dass er eine Single-Action-Pistole in der Hand hielt und deswegen der Hahn nach jedem Schuss neu gespannt werden musste. Diese Verzögerung nutzte Pellam, um nach draußen zu rennen und um Hilfe zu rufen.

War dort am Ende des Blocks jemand, der in seine Richtung schaute? Er war sich nicht sicher. Er versuchte, mit dem unverletzten Arm zu winken, spürte aber in dem gebrochenen Arm, wie die beiden Knochenhälften aneinander rieben. Er fiel fast in Ohnmacht vor Schmerzen. Er rief noch einmal, doch

mit dem Schleier vor seinen Augen konnte er nicht sagen, ob der Betreffende ihn sah - sofern überhaupt einer dort war.

Sonny spuckte seine Mixtur aus und nahm die Verfolgung auf. Pellam blickte zurück. Sonny kam ihm mit schneeweisem Gesicht entgegen, die blauen Augen zu Schlitzen zusammengekniffen, in der Hand die schwarze Pistole. Sein weißes Haar tanzte wie Rauch um seinen Kopf.

O Mann, das tut weh. Er packte seinen Arm noch fester und sprang mitten auf die Straße.

Zwei Autoscheinwerfer erfassten ihn. Das Fahrzeug näherte sich, blieb stehen. Doch dann entschloss sich der Fahrer, lieber nichts sehen zu wollen, starrte verwirrt geradeaus wie jemand, der ohnehin schon zu spät zum Abendessen kam, und drückte aufs Gaspedal.

Pellam rannte weiter vom Theater weg, hielt auf den Turm zu.

Eine Schmerzwelle ließ ihn zusammenzucken. Er war schweißgebadet. Die Erschütterung beim Gehen machte die Qualen unerträglich. Er wollte kurz stehen bleiben, nur schnell wieder zu Atem kommen.

Nicht anhalten. Immer weitergehen.

Ein Blick zurück. Sonny wankte ebenfalls, doch er holte auf. Pellam nahm an, dass er herausgefunden hatte, wie die Waffe funktionierte. In einer Minute würde er so nah sein, dass er schießen könnte. Pellam rannte durch eine Gasse auf die Hinterseite des Turms zu, hinweg über glitzernde Folienreste, Flaschen und Spritzen. Crackampullen. Das Glitzern von Glasscherben verschmolz mit dem Asphalt.

Pellam hörte Sonnys Schritte hinter sich.

Knacks.

Eine Kugel hatte das Fenster einer leeren Wohnung zertrümmert.

Noch ein Schuss.

Vielleicht hörte jemand die Schüsse und rief die Polizei.

Ach Quatsch, natürlich hörte sie niemand. Wer achtete schon darauf? Dies war nur die Tonspur einer gewöhnlichen Nacht in Hell's Kitchen. Nicht hinhören.

Geh weiter und schau nach unten, würden sich die Leute ermahnen.

Bleib vom Fenster weg.

Komm wieder ins Bett, Liebling...

Jt's a white man 's worid...

... Einunddreißig

Pellam schwankte aus der Gasse heraus mitten auf die Fünf- unddreißigste Straße. Er war jetzt einen Block vom Theater und dem Richtfest entfernt, und diese Straße war noch leerer als die Sechsunddreißigste.

Das Einzige, was sich bewegte, waren die Motten, die immer wieder gegen das schwere Glas der Straßenlaternen flogen, bis sie tot herunterfielen.

Der Klang der Rockmusik war schwächer geworden. Wenigstens hatte er Sonny von den Gästen im Theater weggeLOCKT. Man würde das Benzingemisch riechen und das Theater räumen.

Pellam neigte kraftlos den Kopf zur Seite und ließ sich auf die Knie fallen. Als er sich umdrehte, sah er, wie Sonny mit blutroten und von seinem Brandbeschleuniger geschwollenen Lippen immer näher kam. Die Handschellen baumelten an seinem Handgelenk. Pellam erhob sich und kämpfte sich weiter die Straße hinunter, die ebenso im Schatten lag wie die mit Brettern vernagelten Wohnhäuser, die Baustelle und die Seitenstraßen. Er erreichte den Zaun, der sich um den Turm herumzog, und schlüpfte durch einen Spalt im Maschendrahtgatter.

Hier auf der Baustelle war es so dunkel, dass er in Sicherheit sein würde. Sonny würde ihn niemals zwischen den Bau-schuppen, Stapeln aus Sperr- und Bauholz, Kompressoren, Gerätschaften und mit blau-weiß-roten Fahnen geschmückten Gerüsten finden. So viele dunkle Ecken, in die er sich verkriechen konnte. So viele Fahrzeuge, unter die er krabbeln konnte.

Plätze, wo er Halt machen und sich hinlegen und dafür sorgen konnte, dass der furchtbare Schmerz endlich aufhörte.

Er stolperte zu einer kleinen Blechhütte und kroch darunter. Sonny kam näher. Der Maschendrahtzaun klapperte. Hatte Sonny nur kurz daran gerüttelt und war weitergerannt? Oder war er darüber geklettert? Nein, nein, er war auch durch den Spalt geschlüpft. Pellam hörte, dass er nicht weit weg war.

Er hörte, wie Sonny ganz nah an ihm vorbeiging.

»He, Joe Buck... wohin rennst du denn?« Er klang überrascht. »Wir gehen doch zusammen.« Die Handschellen klingelten. »Du und ich.«

Pellam öffnete die Augen und sah zwei Füße in abgetragenen weißen Schuhen, die sich langsam über den Kies bewegten. Ein Schnürsenkel war aufgegangen und schlankerte grau und schmutzig hin und her. Pellam dachte an Hector Ramirez und die gestohlenen Nikes.

Sonny ging weiter über den Kies.

Mein Blut, fiel Pellam plötzlich ein. Er folgt der Spur meines Blutes bis zu meinem Versteck. Aber warum hat er mich dann noch nicht gefunden? Wahrscheinlich ist es zu dunkel.

Metall rieb auf Metall.

Ein hallender Klang wie eine Stahltrumme, eine Glocke.

Und dann das Geräusch von Flüssigkeit, die über den Boden gekippt wurde. Pellam presste seinen Arm noch fester an sich. Was machte Sonny da bloß?

Und wieder dieses Geräusch. Und noch einmal.

Kurze Stille. Und ein Schuss ganz in der Nähe. Pellam machte einen Satz. Ein riesiger Blitz nun wusste Pellam, dass Sonny Tonnen mit Benzin oder Diesel geöffnet und umgekippt und die Flüssigkeit mit einem Schuss angezündet hatte.

Was vorher im Dunkeln lag, wurde nun von blendendem Licht erhellte.

»Ah, Pellam...«

Dort in dem erschreckend hellen, gelben Licht war die Spur von Pellams Blut zu erkennen, die zu seinem Versteck führte. Doch er blieb, wo er war. Er hatte keine Chance zu entkommen, dachte er. Am anderen Ende der Baustelle, nicht weit von der immer noch eingewickelten Statue entfernt, schlich Sonny umher auf der Suche nach seinem Opfer.

Pellam spürte, wie die Hitze um ihn herum immer näher rückte. Das brennende Benzin floss /wischen die Gerüste und Holzstapel und setzte alles unter Flammen. Und zwei, nein drei der Holzhütten. Dann noch eine. Und ein Lastwagen. Reifen platzen und zerschmolzen, eingehüllt in orangefarbenes Feuer und umherwirbelnden schwarzen Rauch. Holz knallte wie Gewehrschüsse, Benzin- oder Propangastanks explodierten, ihre Splitter schoßen zischend wie Schrapnelle durch die Luft.

Der gesamte Bauplatz, der sich über einen halben Block erstreckte, stand in Flammen. Weitere Lastwagen fingen Feuer. Die Hütten, die Stapel mit Holz und teuren Paneele - wahrscheinlich für Roger McKennahs Penthouse bestimmt - knallten und loderten auf. Aus dem Bauholz schoßen die Flammen hoch, und der tosende Wind fegte sie zu der Hütte, unter der sich Pellam versteckt hielt. Er kroch in eine Ecke, fort von dem rasenden Inferno.

Der Lärm des Feuers hörte sich an wie eine U-Bahn.

In diesem Moment - als der gesamte Bauplatz in Flammen stand und praktisch nichts mehr verschont geblieben war - fing ein kleiner Halbmond aus rot-weiß-blauem Flaggentuch

Feuer. Anders als all die Sachen auf dem Bauplatz brannte dieses Stück Stoff gemütlich vor sich hin. Die heiße, aufsteigende Luft trug es nach oben.

Und es war dieser Fetzen in seinen patriotischen Farben, nicht die Tonnen von Benzin oder das lodernde Holz, von dem der McKennah-Turm selbst schließlich in Brand gesteckt wurde.

Das brennende Stück Stoff wurde auf einen Stapel Pappkartons im offenen Atrium geweht, die zuerst nur glühten, aber gleich darauf lichterloh brannten. In kurzer Zeit hatte das Feuer die Eingangshalle erreicht, rollte über die Plakatwände, auf denen Künstler ihre Visionen von den zukünftigen Büros verewigt hatten, über die riesigen Palmen, über die Ettie Washington so erstaunt gewesen war, als sie geliefert worden waren, über die vielen Stapel Linoleum, Tapetenrollen und Farbeimer. Die Propangastanks an Gabelstaplern und Kletterkräne explodierten und ließen das umherliegende Material wie Schrapnells durch die Eingangshalle fliegen, sodass die riesigen Glasfenster zerbrachen.

Überall nichts als Feuer.

Das Papier um die Statue verkohlte, doch Pellam erkannte immer noch nicht, was sie darstellte.

Schließlich konnte er nicht mehr warten. Die Flammen waren zu nah, die Hitze zu groß. Er kroch in dem Moment aus seinem Versteck, als das Fenster lautlos aus seinem Rahmen nach außen gedrückt wurde und heiße Splitter um ihn herumflogen.

Ihm blieb nur ein Ausgang - der Weg, den er durch den Maschendrahtzaun gekommen war. Sonny wusste das. Aber Pellam konnte nirgendwo anders hingehen; der Platz und das Atrium waren vollständig von Flammen eingehüllt.

Auf dem Weg zum Zaun sah Pellam, wie die Fenster im ersten Stock des Turms hell erleuchtet waren, dann auch der zweite, schließlich auch der fünfte oder siebte und immer wei-

ter. Das Feuer war rasch durch den Versorgungsschacht des Gebäudes nach oben gesaugt worden.

Die riesigen Isolierfenster zerbarsten, Glasscherben und schwarze Plastikteilchen regneten auf die Baustelle herab.

Pellam schleppte sich zum Zaun, konnte Sonny aber immer noch nicht entdecken.

Ein Stein aus Herz...

Er schaffte es, sich durch die Öffnung im Gatter zu zwängen, doch eine Seite schnellte zurück auf seinen gebrochenen Arm. Er verlor kurz sein Bewusstsein. Als er wieder zu sich kam, lag er auf allen Vieren vor dem Gatter. Er atmete tief durch und kroch von der Baustelle fort. Hinter ihm erhob sich ein Meer aus gelben, ein Sturm aus orangefarbenen und ein Zischen aus blauen Flammen. Fenster explodierten, Wände brachen ein. Schwere Bagger, Schuppen und Kipplaster waren dem Untergang geweiht.

Dann packten ihn zwei Hände, die sich anfühlten wie eine Schlange.

Mit einem Ratsch rastete das Schloss der Handschelle um seinen nicht gebrochenen Arm ein. Sonny wollte ihn auf die Baustelle zurückziehen.

»Los, komm, komm!«, rief Sonny.

Pellam erwartete, dass er gleich die Pistolenkugel spüren müsste, doch Sonny schleuderte die Waffe zur Seite. Er hatte etwas anderes im Sinn und steuerte mit Pellam im Schlepptau auf eine Mulde mit brennendem Benzin in der Nähe einer Bauhütte zu. Pellam fiel auf seinen gebrochenen Arm und verlor erneut für einen Moment sein Bewusstsein. Als er wieder zu sich kam, hatte ihn Sonny mit der Kraft eines Wahnsinnigen bereits bis zum Rand der Mulde gezogen.

»Ist es nicht schön? Ist es nicht wunderbar?«, rief Sonny, der den Blick auf die Wirbel aus Feuer und Rauch zu seinen Füßen gerichtet hielt.

Er griff nach unten - genau in dem Moment, in dem Pellam

mit seinem Stiefel ausholte. Sonny rutschte aus und landete bis zur Hüfte in dem brennenden Benzin. Er schrie und zuckte voller Begeisterung und Wahnsinn vor und zurück, zog dabei aber Pellam immer weiter mit sich.

Dieser, blind vom Rauch, vom Feuer versengt, hatte nichts, wogegen er sich stemmen konnte. Immer näher wurde er an das brennende Inferno gezogen. Ihm fiel ein, was Ettie einmal gesagt hatte:

Manchmal sind meine Schwester Elsbeth und ich dorthin gegangen, wo man die Lämmer die Elste Avenue entlang ins Schlachthaus auf der Zweiundvierzigsten Straße geführt hatte. Es gab immer ein Judaslamm. Wissen Sie, was das ist? Dieses Judaslamm hat die anderen zum Schlachthaus geführt. Wir haben dieses Lamm immer angeschrien und mit Steinen beworfen, um es vom Weg abzubringen. Aber es hat nie funktioniert. Dieses Lamm wusste, was es zu tun hatte.

Dann hörte er jemanden rufen.

»Pellam, Pellam, Pellam...« Eine hohe, panische Stimme.

Ein verschwommenes Bild durch den Rauch - dort stand tatsächlich jemand. Pellam war von dichtem Rauch eingehüllt. Er ließ sich auf den Boden fallen. Sonnys zappelnder Körper zog ihn immer näher zum Feuer.

Pellam blinzelte, versuchte, etwas zu erkennen.

Ismail stand mit Tränen überströmtem Gesicht am Zaun. »Hierher! Komm hier rüber!«, schrie er und winkte wie wild in Pellams Richtung.

Dann kam noch jemand. Die beiden zwängten sich durch den Maschendrahtzaun.

»Geht weg!«, rief Pellam.

»Mein Gott«, sagte Hector Ramirez und packte Pellam am Arm, bevor er über die Kante in die brennende Mulde rutschte.

Ramirez zog eine schwarze Waffe aus dem Hosenbund, drückte die Mündung auf die Glieder der Handschellen und gab fünf oder sechs Schüsse ab.

Pellam hörte sie kaum. Eigentlich hörte er auch die tosenden Flammen oder Ramirez' Stimme nicht, als er vom Feuer weggezogen wurde. Das Einzige, was er hörte, war Ismail: »Es wird alles gut, es wird alles gut, es wird alles gut...«

... Zweiunddreißig

Die Rollen waren vertauscht.

Jetzt war es Ettie Washington, die Pellam im Krankenhaus besuchte. Im Unterschied zu ihm damals hatte sie daran gedacht, ihm ein Geschenk mitzubringen. Aber keine Blumen oder Süßigkeiten. Etwas viel Wertvoller - Rotwein, den sie hereingeschmuggelt hatte und gerade in zwei Plastikbecher goss.

»Auf Ihre Gesundheit«, sagte sie.

»Auf Ihre.«

Er trank seinen Becher in einem Zug leer. Ettie, wie er sich auch an die Bilder erinnerte, die er durch den Sucher seiner Kamera gesehen hatte, war zurückhaltender. Sie war das Paradebeispiel einer sparsamen Hausfrau, die schon als junges Mädchen von Großmutter Ledbetter dazu angehalten worden war.

Das Privatzimmer, in dem Pellam untergebracht worden war, lag unter demjenigen, in dem Ettie verhaftet worden war, und über demjenigen, in dem der arme Juan Torres gestorben war. Wo war Sonnys Leiche?, überlegte Pellam. Wahrscheinlich befand sie sich im Leichenschauhaus im Keller. Oder Sonny war ins städtische Leichenschauhaus gebracht worden. Sein Schicksal war besiegt: Routineautopsie, anschließend die letzte Reise zum Potters' Field.

»Man fragt mich immer wieder, was passiert ist, John. Man fragt mich, weil ich Sie kenne. Die Polizei, dieser Fire Marshal, aber auch die Reporter. Sie wollen wissen, wie Sie von diesem Feuerteufel losgekommen sind. Sie sagen, Sie wüssten es, aber Sie würden es nicht verraten.«

»Ein Wunder«, war Pellams sarkastische Antwort.

Doch Pellam hatte nicht die Absicht, das Leben seiner Freunde, die er unter anderen Umständen nicht als Freunde hätte, komplizierter zu machen, als es schon war. Deswegen wollte er nicht erzählen, wie Ismail nicht zurück ins Youth Outreach Center gegangen war, sondern sich am Theater herumgetrieben hatte, in der Hoffnung, noch etwas Zeit mit Pellam verbringen zu können. Dabei hatte er Sonnys Überfall beobachtet und war losgerannt, um Hector Ramirez zu rufen.

»Nun, das ist eine Sache zwischen Ihnen und dem Türpfosten«, meinte Ettie, zitierte den Lieblingsausdruck ihres Großvaters. »Und dieser Fire Marshal hat noch was gesagt, was ich nicht genau verstanden habe. Er hat sagt, Sie würden sicher überlegen, die Stadt zu verlassen, bevor man Sie in Zukunft >Pechvogel< nennen würde... Also, was haben Sie vor, John? Weggehen?«

»Wohl kaum. Wir müssen noch einen Film fertig machen.«

»Dieser Junge hat Sie besucht. Als Sie geschlafen haben.«

»Ismail?«

Ettie nickte. »Ist wieder weg. Hat ein ziemlich freches Mundwerk für sein Alter. Ich habe ihm aber die Leviten gelesen. Mit Erwachsenen so zu reden... Er hat gemeint, er kommt wieder.«

Was Pellam nicht bezweifelte.

Ich werde dein Freund sein.

Nun, und ich deiner, Ismail.

Das ist das Fantastische an diesen Schulden. Auch wenn sie zurückbezahlt sind, bleibt immer noch ein Rest.

Ettie hatte auch eine *New York Post* mitgebracht. Die fette Überschrift - »Höllenflammen auf Erden« - prangte neben einem ebenso großen Foto des brennenden McKennah-Turms.

Es hatte keine Toten gegeben. Achtundfünfzig Menschen waren verletzt worden - zumeist durch Rauchvergiftung. Das Napalm im Theater hatte sich nicht entzündet, und die einzigen Blessuren waren dadurch entstanden, dass die Menschen panisch nach draußen gedrängt waren. Die schlimmste Verletzung hatte sich eine Frau zugezogen, die von Leibwächtern zur Seite geschubst worden war, um sicherzugehen, dass ihr Würdenträger noch vor dem Fußvolk entkommen konnte - es war der Gouverneur, wie sich herausstellte, was Pellam einen Fünfer kostete, zahlbar an Louis Bailey, dem König der Mühlen, egal, ob sie in Gang gesetzt oder angehalten werden mussten.

Der Turm war nur noch Schrott. Völlig abgebrannt. Natürlich war er versichert, doch die Summe deckte nur die Kosten für den Bau selbst, nicht die entgangenen Gewinne. Ohne die Einnahmen der Werbeagentur fehlte dem Bauunternehmer das Geld, um im vierten Quartal die Zinsen für seine weltweiten Kredite zurückzuzahlen. McKennah und seine Unternehmen bereiteten schon die Unterlagen für den Konkursantrag vor.

Auf dem Seitenbalken der Zeitung stand: »Willkommen im Club, Rog.«

Seltsamerweise zeigte McKennah auf den Bildern trotz der Aussicht, mehrere Milliarden Dollar zu verlieren, einen völlig gelangweilten Gesichtsausdruck. Auf einem Schnappschuss betrat er fröhlich das Büro seines Anwalts in Begleitung einer attraktiven jungen Frau, die nur als seine persönliche Assistentin bezeichnet wurde. Seine Augen waren auf sie gerichtet, ihre in die Kamera.

Im Krankenzimmer wurde es für einen Moment dunkel um Pellam. Er schob sich eine Trost spendende Demerol

in den Mund und spülte sie mit einem Schluck Wein hinunter.

Als er wieder zu Ettie blickte, machte sie ein finsternes Gesicht - was aber nichts damit zu tun hatte, dass er die Tabletten mit Alkohol einnahm. »John, Sie haben so viel für mich gemacht«, begann sie. »Sie wurden fast dabei umgebracht. Sie hätten einfach abhauen sollen. Sie schulden mir nichts.«

Sollte er es sagen oder nicht? Schon die vergangenen Monate hatte Pellam um eine Entscheidung gerungen. Ein paar Mal war er auch fast so weit gewesen. »O doch, Ettie, das tue ich«, erwiderte er schließlich.

»Sie wirken sehr belustigt, John. Wovon reden Sie überhaupt?«

»Ich schulde Ihnen sehr viel.«

»Nein, tun Sie nicht.«

»Nun, eigentlich schulde nicht ich Ihnen was, sondern mein Vater.«

»Ihr Vater? Ich kenne Ihren Vater doch gar nicht.«

»Doch. Sie haben ihn geheiratet.«

Sie schwieg einen Augenblick. »Billy Doyle?«, flüsterte sie.

»Er war mein leiblicher Vater«, sagte Pellam.

Regungslos saß Ettie auf ihrem Stuhl. Es war das erste Mal in all den Monaten, dass er keine Spur eines Gefühls in ihrem Gesicht erkannte.

»Aber... wie?«, bekam sie nach einer Weile heraus.

Pellam erzählte ihr, was er Ramirez erzählt hatte - vom Geständnis seiner Mutter, dass ihr Mann die ganze Zeit unterwegs gewesen sei, von ihrem Liebhaber, von Pellams Verdacht hinsichtlich seiner Herkunft.

Ettie nickte. »Billy hatte mir erzählt, dass er eine Freundin im Norden hatte. Das wäre dann Ihre Mutter... o mein Gott.« Sie dachte an die Vergangenheit, ließ ihre kostbare Erinnerung abspulen. »Er hat mir gesagt, dass er sie geliebt hat, aber sie wollte ihren Mann nicht verlassen. Also hat

Billy sie verlassen und ist hierher gekommen, nach Hell's Kitchen.«

»Sie hat gesagt, sie hätte einen Brief von ihm bekommen«, erzählte Pellam. »Es stand zwar kein Absender darauf, aber der Poststempel war vom Hauptpostamt auf der Achten Avenue. Deswegen bin ich nach New York gekommen - ich wollte ihn suchen. Oder zumindest irgendwas über ihn herausfinden. Ich war nicht sicher, ob ich ihn treffen wollte oder nicht. Ich habe ein bisschen in den Akten der Einwohnermeldeämter gewühlt und das Aufgebot für die Hochzeit gefunden.«

»Mit mir?«

»Mit Ihnen. Und die Heiratsurkunde. Darauf stand die ***** des alten Wohnhauses in der Sechsunddreißigsten Straße.«

»Das Haus, in dem wir nach unserer Hochzeit gewohnt haben. Wurde vor ein paar Jahren abgerissen.«

»Ich weiß. Ich habe mich in der Gegend umgehört und herausgefunden, dass Billy schon seit langem weg war und dass Sie weiter die Straße rauf gezogen sind. In die Nummer vier-hundertachtundfünfzig.«

»Und Sie haben mich besucht. Mit dieser Kamera. Warum haben Sie mir nichts gesagt, lohn?«

»Das wollte ich ja. Aber dann fand ich heraus, dass er abgehauen war. Ich dachte, Sie hätten womöglich keine Lust mehr, mit mir zu reden.«

Sie blickte Pellam schräg an. »Deswegen erinnern Sie mich an James.«

Nachdem Ettie ihm einen Monat zuvor von ihrem Sohn erzählt hatte, war ihm klar gewesen, dass er eine Weile brauchte, um zu verdauen, dass er nicht länger ein Einzelkind war. Er hatte einen Bruder, vielmehr einen Halbbruder.

Ettie drückte seinen Arm. »Dieser Billy Doyle... also, schauen wir mal - mein Mann und Ihr Vater. Was macht das aus uns beiden, aus Ihnen und mir, John?«

»Waisenkinder«, schlug Pellam vor.

»Ich habe nie zu denjenigen gehört, die einem Mann hinterhergejagt sind. Ich habe nie nach ihm gesucht, nachdem er abgehauen ist. Aber jetzt bin ich neugierig.« Ein schüchternes Lächeln. »Haben Sie vielleicht eine Ahnung, wo er stecken könnte?«

Pellam schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe es auf allen entsprechenden Ämtern in der Gegend versucht. Keine Spur.«

»Er hatte davon geredet, dass er nach Irland zurückgehen wollte. Vielleicht hat er das gemacht, wer weiß? Aber hier gibt es noch ein paar alte Freunde von ihm. Manchmal treffe ich den einen oder anderen in einer Kneipe. Wir könnten mal mit ihnen reden, wenn Sie wollen. Vielleicht haben sie von ihm gehört.«

Darüber musste er erst nachdenken, konnte jetzt keine Entscheidung treffen. Er blickte aus dem Fenster auf die grauen und braunen Wohnhäuser neben den flachen Lagerhäusern neben den schimmernden Hochhäusern neben den schwarzen Gerippen der Gebäude, die abgerissen wurden.

Westlich der Achten Avenue...

Pellam kam der Gedanke, dass Hell's Kitchen in gewisser Weise genauso war wie seine Suche nach Billy Doyle - ein Misserfolg, aber nicht gänzlich enttäuschend; voller Hoffnung, aber nicht gänzlich ersehnt.

Die weiße Erscheinung der Südstaaten-Krankenschwester, die Ettie in der Woche zuvor gepflegt hatte, rauschte ins Zimmer und sagte zu Ettie, es sei wohl besser, wenn sie jetzt gehen würde.

»Er sieht ein bisschen fertig aus«, sagte sie in ihrem gedehnt-rauen Akzent, der sie als Texanerin auswies. Pellam dachte, sie hätte Sommersprossen, doch sein Blick war schon verschwommen. »Na, Kleiner, willst du dich nicht lieber ein bisschen ausruhen?«, fragte sie.

»Eigentlich nicht«, erwiderete Pellam. Zumindest dachte er,

er hätte es gesagt. Seine Augen fielen zu, und der Becher rutschte in seiner Hand nach unten. Er merkte, wie er weggenommen wurde, nahm einen Hauch blumiges Parfüm wahr und ließ sich hineinziehen ins Land der Träume.

Hinweise des Autors

Leser, die an erzählten Geschichten über Manhattan interessiert sind, aber John Pellams Dokumentarfilm *Westlich der Achten Avenue* in den Videotheken nicht finden können, könnten auf Jeff Kisseloff's *You Must Remember This* zurückgreifen. Diese hervorragend erzählte Geschichte über Manhattan enthält einen Abschnitt über Hell's Kitchen, den Pellam sehr hilfreich für die Recherchen zu seinem eigenen Buch fand (ebenso wie ich für das vorliegende Buch). Auf dem Regal in Pellams Wohnmobil stehen auch *Low Life* von Luc Sante und *Talking to Myself* von Studs Terkel.